It. sing. 503 f/(1

Mnemosyne.

Ein
Tagebuch,
geführt auf einer Reise
durch
das lombardisch-venetianische Königreich, Illyrien, Tyrol und Salzburg,
1815 und 1816.

Erster Theil.

9536

4

It. sing. 509 fc/(1

Mnemosyne.

Ein
Tagebuch,
geführt auf einer Reise
durch
das lombardisch-venetianische Königreich,
Illyrien, Tyrol und Salzburg,
1815 und 1816,

von
Joseph Kreil.

Kreil
Mnemosyne
1.2

Erster Theil.

Leipzig, 1817.
In Hartlebens Verlags-Expedition.

Wb/63/841
BG

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An meinen Bruder.

Wenn der Mensch an der Erfüllung eines lang-genährten, und in seinem Herzen gleichsam großgewachsenen Wunsches steht, oder wenn er seine Hand ausstrecket nach einem Gute, das ihm seine ganze Jugend, oder sein ganzes Leben hindurch, gleich einer goldenen Hesperidenfrucht glänzend und schimmernd, aber ferne entgegenlächelte: so thut sich sein Herz gerne geliebten Menschen auf, und findet ein großes Glück darin, sie zu Theilhabern seiner Freude zu machen. Denn das menschliche Herz zieht sich nur im Kummer gleich dem Schalthiere zusammen und zurück und wird einsam, aber im Sonnenstrahle der Freude erweitert es sich für eine große Liebe gegen alle Menschen, und ein freudiger Mensch ist meistentheils auch ein guter.

Und so geht es auch mir, mein geliebter Salesius! — Seit meiner frühesten Jugend hat mich ein

innerer unbegreiflicher Drang nach fernen Ländern und Gegenden hingezogen, und schon als Kind wurde es mir oft zu enge in der Stube oder im Garten, und ich streckte unbewußt die Hände verlangend nach dem unbegränzten Himmelsblau hinauf. Sah ich nicht als Knabe manchmal der staubigen Straße mit trüben Blicken nach, und dachte sinnend, wie sie sich von dannen ziehe durch fremde Länder und Gegenden, durch Hain und Feld, an steilen Bergen hinan klimme, und in tiefe Thäler sich einsenke, und dacht' ich mir nicht immer dabey: ach könnt' ich ihr nach, ihr nach! — Und war mir der Postknecht, der in dunklen Winterabenden vor dem Hause vorüberblies, nicht immer ein beneidenswerther Glücklicher, weil ich mir vorstellte, er durchreite die Welt von einem Ende zum andern? —

Und morgen besteige ich den Reisewagen, diesen

Eliaskarren meiner Jugend, um in des Südens schöne Gefilde zu reisen, und unter der milden Zone Hesperiens eine doppelt hohe Vergangenheit zu schauen. Zum Süden hinab zog mich frühe der Drang der Jugend und des Lebens, zum Süden hinab bringt mich bald der Reisewagen, — laß sehen, ob dem Fremden wohl wird im Lande jenseits der Alpen!

Wie sollt' ich nicht froh seyn und freudig vor solchen Hoffnungen, und wie sollt' ich heute in der stillen Stunde der Nacht, wo die laute Verwirrung der Reisevorbereitungen, in der ich den ganzen Tag herumwogte, endlich stille und ruhig geworden, nicht gerne zu dir sprechen, der ja seit meinen zartesten Kinderjahren jede Thräne auf meiner Wange sah, und jede Freude brüderlich theilte? — Ohnehin verscheucht die freudige Erwartung den Schlummer von meinem Auge, und in der schweigenden Nacht redet meine alte

Liebe zu dir gerne und laut. Es schwebt deine Gestalt in ihren längstvergessenen Knabenkleidern vor meiner Seele, und schauet mich an mit einer unaussprechlichen Rührung und Liebe — und mir ist, als zögen unsere Kinderjahre in dem magischen Spiegel meiner Phantasie wie längst begrabene, aber auferstandene und verklärte Gespielen an mir vorüber.

Und das vor freudiger Erwartung trunkene und sich nach Mittheilung sehnende Herz, und diese alte, unaussprechliche, unvergängliche Liebe gebären in meiner Seele den lauten Wunsch, dich an den frohen Tagen, wo ich die Länder des Südens, und die Denkmale von zwey untergegangenen Welten durchwandern werde, an meiner Seite zu haben. Aber das Schicksal, das bey jeder gewährten Freude uns eine entfernte und unerreichbare zeigt, um in unsern Herzen eine höhere Sehnsucht aufzuregen, als die nach

der Erfüllung irdischer Wünsche, hat auch den meinigen unerfüllt gelassen. Darum soll die Phantasie die Wirklichkeit vertreten, und ich will mir vorstellen, deine Hand läge in der meinigen, und du nähmest Theil an allen meinen Freuden und Entzückungen. Und das thust du ja auch in der Ferne. Darum will ich meine Worte an dich richten, und diese vergänglichen Blätter sollen dir die Gefühle deines Bruders treu überbringen, und in ihnen sollst du die alte Bruderliebe wieder finden, die jenseits der Gebirge und Meere die nämliche bleibt.

Als ich mit mir zu Rathe ging, an wen unter meinen Freunden ich diese Blätter, auf denen ich die leichten Umrisse verlebter Tage in fremden aber merkwürdigen Gegenden zeichnen will, richten solle — mußt' ich mit gerührtem Herzen dem Schicksal danken, daß es mich so viele Menschen finden ließ, de-

nen sich mein Herz und mein Mund ohne Rückhalt öffnen kann, und in deren Seele der Genius echter Freundschaft wohnt. Aber auch unter ihnen wollt' ich den ältesten, wahrsten, und treuesten wählen, und das bist Du und wirst es immer seyn

Wien am 20. October 1815.

deinem Bruder

Joseph.

Erste Abtheilung.

Reise von Wien

nach

Venedig

und

Aufenthalt in Venedig.

Gideontag.

Lieber Bruder! Die erste einsame Minute, die ich nach einer unausgesetzten Reise von zwey Tagen genieße, weihe ich dir; und das nicht nur darum, weil ich das Versprechen gab, dir und allen mir so theueren Menschen fleißig wissen zu lassen, wie es mir in der Fremde gehe: sondern auch vorzüglich darum, weil es mich in meinem Inneren gewaltig drängt, das verwirrte Gemenge von Eindrücken, die in einer fortwährenden Veränderung und Abwechselung der Gegenstände auf mich einstürmten, in eine lichte Ordnung zu reihen, und sie in eine vertraute Brust niederzulegen. Denn das Gemüth des Menschen ist wenig dazu geeignet, wie dürres Erdreich nur einzusaugen, sondern ihm ist im Gegentheile Mittheilung ein großes und sehr wohlthätiges Bedürfniß.

Aber das Unternehmen, dir die Anschauungen, welche mir diese Reise bereits gewährte, und in einem noch größeren Maße bald gewähren wird, in

ihrer bestimmten Aufeinanderfolge deutlich und lichtvoll darzustellen, ist bey weitem keine so leichte Sache, als es dir beym ersten Anblicke vielleicht scheinen mag. Der fortstürmende Flug der Stunden und Augenblicke, von denen jeder etwas Neues bringt, häuft in dem Gedächtnisse des Menschen die Eindrücke bald zu einer ungeheuren aber dunklen Anzahl auf, und dann aus dem verwirrten Knäuel den sicher fortlaufenden Faden zu finden, der diese Eindrücke, wie ihre Gegenstände in der Zeit auf einander folgten, genau so wieder an einander reiht, dazu gehören Stunden einer fortwährenden Muße, die eine so schnelle Reise wie unsere, gar nicht oder nur höchst selten gewährt; und kommen solche Stunden, so kommen sie meistentheils viel zu spät, als daß nicht im Gedächtnisse sich schon manches gänzlich verwischt, manches seine Deutlichkeit verloren haben sollte. Diese Einleitung in meinen Briefwechsel wird dich belehren, was du von ihm zu erwarten habest, und wird mich in voraus entschuldigen, wenn du in ihm Deutlichkeit und Vollständigkeit vermissest.

Am 21. October um 7 Uhr Morgens bestiegen wir die Reisewägen. Die ernsten Augenblicke des Abschiedes, der jede Reise zu etwas Feyerlichem macht, hatten für mich außer dem Anblicke fremder Thränen

nichts Schmerzliches, weil ich in meinem Leben viel zu oft Abschied genommen hatte, als daß ich nicht wissen sollte, wie ein verständiger Mensch sich dabey betragen muß, um seinem eignen und dem fremden Herzen die Schmerzen so viel möglich zu ersparen. Zudem hatte ich keinen andern, als einen frohen zu nehmen, denn ich ging weder in einen fremden Welttheil noch in eine Schlacht, sondern — nach Italien.

Als wir aus den Gassen der Stadt, und aus ihren Vorstädten in die freye Natur hinaus kamen, lag ein schöner, lichter Herbstmorgen voll Sonnenschein und kühlen Winden auf allen Hügeln und Weingebirgen umher. Der Zufall wollte uns die erste und nothwendigste Bedingung einer frohen und erfreulichen Reise freundlich und zuvorkommend gewähren; denn die reine klare Luft schien mit Sicherheit fortwährend schöne Tage zu verkünden, und wir saßen froh und friedlich im Wagen, und betrachteten die von der Anhöhe der Spinnerinn am Kreutz aus hinter uns ausgebreitete, und vom Schimmer des Herbstmorgens mit Gold belegte und gleichsam verklärte Residenz. Neben unserm Wagen liefen die jungen Saaten, und die Weinberge, in denen die Lesenden froh auf einander riefen, und die rothen und gel-

ben Bäume und Gesträuche eilig vorbey, und hinter dem waldbewachsenen Kahlengebirge stand der ausgezackte Rand der norischen Alpen, der als Wegweiser zum Lande hinwies, dem unsere Herzen wie unsere Reisewägen zueilten. Auf der höchsten Spitze derselben — dem Schneeberge — stand der Winter bereits mit schneeweißem Haupte, und schien uns hinauszuwinken aus dem norischen Lande, ehe er mit seiner ganzen furchtbaren Kraft über dessen Gefilde herfalle.

Wir fuhren über eine rechts von den Gebirgen begränzte, links unabsehbar auslaufende, und nur im fernsten Horizonte von blauen Wolkengebirgen eingeschlossene Ebene, die sich an die unfruchtbare Neustädter Haide anschloß, und nicht eher aufhörte, als bis die unvermerkt sich nähernden Berge zusammenliefen, und in ihrer Vereinigung uns bedeuteten, daß wir den Gränzen Steyermarks nahe seyen. Der Schneeberg, der während des größten Theiles unserer ersten Tagesreise unverrückt zu unserer Rechten stand, und in scheinbar immer gleicher Entfernung, aber in beständiger Vorweisung einer andern Seite auf uns herabschaute, drohte mit beeisetem Haupte selbst dann, als wir schon über verschiedene kleine Berge hinüber gelaufen waren, und

bereits die frischere Vegetation eines Gebirgslandes uns umgab, über die umschließenden Berge herein, und ließ uns erst dann aus den Augen, als die wundersamen, in öder Kahlheit steil und gerade vor uns aufsteigenden Felsenwände Schottwiens uns den Eingang in Steyermark unerbittlich zu verwehren schienen, und der forschende Blick umsonst einen Ausweg aus diesen Felsengängen suchte.

Hinter ihnen stieg die Straße den, zu einer gewaltigen Höhe sich erhebenden, ermüdenden, aber an furchtbar schöner Natur, und weit ausgestreckten Aussichten so reichen Sömmering hinan. Ihn überstieg ich zu Fuße, weil mir die unangenehm anzusehende Anstrengung der Pferde, die mit der herumliegenden Natur einen widrigen Contrast machte, den Genuß der letzteren nicht verbittern sollte. Die ermüdende Wanderung belohnte die Höhe des Berges mit den seltensten Aussichten, die gegen Osten sich bereits in die Dunkelheit des späten Abends verloren, im Westen aber im Nachglanze der untergegangenen Sonne lagen. So wie der Sömmering sich abdachet, sollen die Gegenden noch viel schöner und reitzender werden, und bis ins Mürzthal längs diesem Flüßchen fortlaufen: uns verdeckte jedoch die aufsteigende Nacht, deren Finster-

niß einige über das Thal hinlaufende, und im schnellen Zuge sich seltsam gestaltende Regenwolken beschleunigten und vermehrten, die Schönheit der Gegend; und nur der gebogene Feuerstrom, der aus einigen an der Straße liegenden Feueressen herausfuhr, und seine unschädlichen Funken weit herumsprühte; oder das Rauschen der aus den Bergen herausstürzenden Bäche, und der dumpfe Schlag der Hammerwerke, die sie trieben, oder endlich die weißen leuchtenden Puncte einiger Johanniswürmchen, die noch in so später Jahreszeit an der Straße glommen, störten auf Augenblicke die ernste Ruhe, die rings um uns herrschte, und welche der, alle empfangenen Eindrücke verdauenden Seele nicht unwillkommen war. Endlich fuhren wir in den unbedeutenden Marktflecken Mürzzuschlag ein, und dort endigte unsere erste Tagreise.

Ehe ich die zweyte anhebe, geliebter Salesius! muß ich zwey Worte einschalten, die ich zu deiner und aller Menschen Ehre, die Gegenwärtiges lesen, keine Entschuldigungsworte nennen will. Alles was ich dir vom ersten Tage schrieb, und das meiste, was ich dir von der ganzen ersten Woche meiner Reise sagen werde, ist wenig mehr als einzelne Striche und Farben, die die Natur in ihrem unendlichen

Gemälde vor uns allen ausbreitet. Diese ewige alliebende Mutter ist mir eine Gottheit, in deren Heiligthume ich gern Priester bin. Sie spricht, wo wir immer sind, ewig mit ewigen Worten zu uns, und ihre Stimme war mir immer heilig. Warum sollt' ich nicht dir, dessen reiner Sinn für dieselbe viel früher erwachte, warum soll ich nicht dem Bruder die Gefühle beschreiben, die alle die verschiedenen Seiten ihrer Unendlichkeit, die sie auf einer Reise eine nach der andern aufdeckt, in mir hervorbringen? Dem Menschen, zu dem sie nicht spricht, dem gehen des Lebens schönste Stunden in düsterm Nebel vorüber, und er ist viel zu unglücklich, als daß ich mit ihm hadern sollte. Darum weiter —

Den Morgen des Gideontages (laß mir diese Tagesrechnung unserer Altvordern, sie war mir immer heilig) deckte ein leichter Herbstnebel, der Thal und Berg verschleyerte. In dem Thale, in dem die Straße an einem kleinen Bergesabhang hinlief, floß die Mürz mit ihrem klaren hellen Gewässer, und trieb in ihrem emsigen Laufe Mahl- und Sägemühlen, Walkerstämpfe und Sensenhämmer. An der Straße liefen reinliche sauber gezimmerte Bauernhäuser und grüngekleidete Kirchgänger vorüber, und das fromme und trauliche „Gelobt sey Jesus Christus"

scholl aus manchem Munde. Neben uns stiegen im Nebel schwarze Tannenberge empor, auf deren Scheiteln die verfallenen Überreste des grauen Ritterthumes schon im Sonnenglanze standen, und stolz und finster auf die zu ihren Füßen liegenden Gebäude der spätern, und größere Bequemlichkeit liebenden Zeit sahen. Die zu beyden Seiten über und neben einander geschobenen Waldberge mit ihren düstern Abhängen liefen mit uns längs der Mürz hinunter, traten bald enge an einander, entfernten sich bald, und schlossen sich endlich an die steilern Felsen des Murthales an.

Dieses Thal ist nach dem Tempe und dem Kampanerthal und einigen andern, die noch schöner seyn mögen, gewiß eines der schönsten in der Welt. Die blaue Mur strömt zwischen hohen Felsen und kahlen Bergen im starken Falle dahin, von denen die letztern mit ihren scharfen und ungeheuren Formen wunderbare Empfindungen erregen. Ihre romantischen Namen „Drachenfels, Jungfernsprung," von denen der erstere sich selber erklärt, der letztere aber von einer Jungfrau entstand, die von einem Türken verfolgt, ihre jungfräuliche Ehre durch einen muthvollen Sprung von steiler Felswand ins Wellengrab rettete und verewigte, und den Felsen zum

Leukadischen weihte, sind häufig die Aufschriften von Balladen und Ritterbüchern geworden. Die Burgen, die sie trugen, sind im Sturme der Zeit längst verfallen, aber die Felsenwände thürmen sich noch heute mit der ungeheuren Kraft ihres ersten Schöpfungstages zum Himmel empor, spottend über den Gegensatz der zerbrechlichen Menschengebäude mit den Werken der Natur. Zwischen ihnen wird die Gegend oft ernst und düster, und die zusammengepreßte Mur, die unwillig über ihr verengtes Bett unter beständigem Murren dahin rauscht, ward für den Menschen der Ariadnensfaden, der ihn aus diesem weiten Felsenlabyrinthe führte.

Unter einer noch schönern Abwechslung von Gegenden und Landschaften ging an diesem Tage unser Weg fort, und dieser Genuß währte so lange, bis die Nacht mit ihrem Sternenmantel am Horizonte herauf stieg, und alles Irdische einwiegte und verhüllte. Unter dem freundlichen Schimmer der Gestirne betraten wir die Hauptstadt Steyermarks, aber auch sie war in Nacht gehüllt, und blieb, die wenigen beleuchteten Straßen, durch die wir fuhren, ausgenommen, meinen Augen verborgen.

Severinustag.

Ich habe von Grätz wenig mehr gesehen als nichts, wenn ich das Wirthshaus, wo wir übernachteten, mit seiner nicht üblen Einrichtung und die Paar Gassen, die wir durchfuhren, abrechne. Weder die Stadt mit ihren angenehmen Anlagen, noch den Schloßberg mit seiner weiten Aussicht, noch das Johannäum, noch den Dom, noch irgend eine andere von den mannigfaltigen Merkwürdigkeiten, welche diese Stadt in sich einschließt, habe ich gesehen, denn die Kürze der Zeit (wir waren kaum 8 Nachtstunden dort) verboth alles Beschauen und Besuchen.

Von Grätz aus, wo wir am Severinustage mit grauendem Morgen abfuhren, führt die Straße auf eine große Ebene, das Leibnitzerfeld genannt. Die Gebirge, welche Tags zuvor hart bey einander standen, und die Straße und die Mur sehr nahe zusammen drängten, rückten nach und nach weit aus einander, und erschienen nun zu beyden

Seiten des Horizontes mit den Dörfern und Kirchen, die sie trugen.

Ich thäte sehr Unrecht, wenn ich jede Stadt und jedes Dorf, durch das unser Wagen fuhr, und das ich entweder auf meiner Reisekarte angezeichnet fand, oder im Taschenbuche aufnotirte, getreu und genau gleich andern guten Reisebeschreibungen herzählen wollte, — denn alle diese Namen findest du auf jeder Postkarte, und ihre Merkwürdigkeiten in dem nächsten besten geographischen Schulbuche. Daher kann ich mir leicht die Mühe ersparen, Dinge herzuschreiben, die für dich eben so wenig Interesse haben, als für mich. Genug ists, wenn ich beyfüge, daß die Straße einmal einen langen Berg hinan stieg — Platsch heißt er — von dessen Rücken sich Aussichten öffneten, die mich mit Allgewalt aus dem Wagen hinaus zogen, und die keine menschliche Feder würdig beschreibt. Aber mit ihm und mit dem freundlichen Städtchen Marburg endigt auch die steyerische Reinlichkeit, und du stehst mit einem Male auf der Gränzlinie zwischen derselben und der wendischen Unsauberkeit. Es wird in der That wenig Puncte auf der Landkarte geben, wo die Gränze zwischen zwey verschiedenen Volksstämmen so scharf und schneidend gezogen ist, wie hier zwischen dem

teutschen und slavischen; denn so wie du in das Städtchen Windisch-Feistritz eintrittst, so hat teutsche Reinlichkeit und Offenheit ein Ende, und du befindest dich auf einmal in einem böhmischen oder mährischen Dorfe unter den unsaubern Slaven, auf deren Antlitz die Natur selbst den Stämpel der Leibeigenschaft aufgedrückt zu haben scheint. Mich selbst, der ich doch gegen fremde Nationalität, erschiene sie mir auch in nationellen Untugenden, so tolerant bin, faßte ein gewaltiger Ekel vor diesem Lande, und es rührte mich ungemein, daß, als wir zufällig auf dem Platze vor einem Dutzend stumm und traurig da sitzender italienischer Recruten vorbey gingen, und ich einen derselben in seiner Muttersprache frug, ob er ein Italiener sey, alle, die diese Worte hörten, und deren Ohren die vertrauten Töne erreichten, mit einer Bewegung aufstanden und erwiederten: „Si Signor siam, Cremonesi!“ — So viel Gewalt hatten zwey Worte, von dem Munde eines Fremden ausgesprochen, über diese Menschen, die vom Schicksal in ein fremdes rauhes Land geführt, die Sehnsucht nach ihrem schönen Vaterlande wie ein böses Fieber auszehrte.

Mich hatte diese Scene in tiefes Sinnen versenkt, und ich dachte nach, was es Großes um die

Vaterlandsliebe seyn müsse, da der Hang und die Sehnsucht nach dem Heimischen so manchen Verbannten zu tödten vermag. Ich selbst, den das Geschick, wenn auch nicht aus dem Vaterlande, doch sehr frühe aus dem Vaterhause, dieser Heimath der Kindheit, geführt hatte, ich selbst hatte in meiner Jugend jenes auflösende Sehnen, das der Teutsche so wahr das Heimweh nennet, oft und schmerzlich empfunden, und ich vermochte mich leicht in die Lage jener Unglücklichen zu versetzen.

Ich hing diesen Gedanken lange nach, und mein Gemüth hatte sich in ihnen so tief verloren, daß ich erst spät gewahr wurde, wie die Nacht schon lange, aber unbemerkt, am Himmel heraufgezogen war, und wie die ganze um mich herumliegende Gegend bereits in tiefem Schlummer lag. Jetzt ging der Wagen an steilen, dunklen, waldigen Bergen hin, deren Fuß bis dicht an die Straße herzutrat, und auf der andern Seite rauschte der Bergstrom, der tosend über Felstrümmer hinstürzte. Die dunkle Nacht, die in dem schwarzen Waldthale verbreitet lag, und welche die schwanken Lichter der vorausfahrenden Wagen spärlich und unsicher erleuchteten, — die finstern Schatten, die aus den Höhlen und Felsengrüften ganz nahe an den Wagen herzutraten — dazu der Ge-

danke, daß wir in einem Lande reisten, wo nächtliche Räubereyen eben nichts Unerhörtes waren, machten die Fahrt durch diese Bergesschlünde ernst und schauerlich zugleich. Aber wenn der Kopf sich zum Wagen hinaus beugte, und das Auge sich zu den heitern Regionen erhob, wo ein ewiger Friede und ein unvergänglicher Frühling wohnet, und wo das Siebengestirn und die Cassiopeja auf uns herabschauten, und der Orion ausgestreckt lag, so ergriff das Gemüth ein wehmüthiges aber heiliges Gefühl, dem jeder Gedanke und jeder Schauer vor irdischer Gewalt weichen mußte. Endlich endigte unsere abwechselnde aber dennoch ermüdende Fahrt in Cilly.

Am Salometage lag ein dichter grauer Herbstnebel auf allen Fluren, der jedem Blicke undurchdringlich alles umher in die Farbe der Ewigkeit einkleidete. Lange fuhren wir in diese graue Nacht hinein, bis die Sonne endlich den Nebelschleyer von ihrem Strahlenantlitze zurück schlug, und ihr Auge freundlich und mild auf die thaubeglänzte Erde herabschaute. Wir waren aus einer Ebene bis unter die Berge hinein gerollt, und ich stieg aus, um dem mühsam über dieselben hinüberkletternden Wagen voraus zu eilen, und als ein *sentimental traveller* an der Straße hinzuschlendern. Hier fand

ich — — hättest du das wohl geglaubt? — in den kühlen nebligen Tagen des Spätherbstes die rosigen Kinder, mit denen Pomona im erwachenden Lenze zuerst unsere Triften bekleidet: — Erdbeeren. Lache mich nicht aus, Salesius! daß ich, der ich ge'n Italien reise, dir eine so unbedeutende Kleinigkeit melde. Aber ich frage dich, was ist denn groß? — Wird nicht auch die Peterskuppel klein, wenn du sie an das unendliche Gewölbe des azurnen Nachthimmels hältst, und verschwinden Michel Angelo's und Palladio's Prachtgebäude, diese Wunder der Baukunst, nicht auch, wenn du sie mit dem Weltgebäude zusammen hältst? — Ja was ist denn die Erde mit allen ihren Schweizerlandschaften und Coloseo's und Mondsgebirgen, wenn du zur Milchstraße hinaufblickst? — Darum, geliebter Salesius, nicht die Erdbeeren, oder das Coloseo oder der Montblanc ist groß, sondern das Menschenherz, das in allen dreyen den Unendlichen zu ahnen vermag. Und frage dich selbst, ob sich nicht auch dein Herz gefreut hätte, wenn dein Auge unverhofft die erröthende Beere erblickt hätte, die gleichsam verschämt da stand, daß sie allein noch zu einer Zeit auf der Erde weilte, da ihre Schwestern schon längst unter dieselbe gegangen? — darum

meld' ich's dir in diesem Briefe, damit du auch an der kleinen Freude deinen Theil habest.

Als wir durch das vielfach verschlungene, vom Herbst und Reif gelb gefärbte Thal und über seine an beyden Seiten sich erhebenden Berge waren, zog die Straße sich langsam erhebend nach der Hauptstadt Krains hin. Zu unserer Rechten stand der Loibl gegen Himmel steigend auf, auf seinem Scheitel eine Wolkenkrone tragend. Auch um seine Mitte flogen bald Nebelwolken, die diesen gewaltigsten unter Steyermarks Titanen zuerst umgürteten, endlich ganz verhüllten. An der Straße saßen von Zeit zu Zeit alte, graue, bethende Slaven, deren stumme und von Alter und Mangel stark gefurchte Gesichter rührend und gewaltig die Gabe des Mitleids anflehten. Bey vielen unter ihnen war mir, als hätt' ich diese Gesichter mit ihrer stummen Andacht und den grauen Locken schon irgendwo, und das zwar oft gesehen, bis mir endlich bey stärkerem Nachsinnen die alten Rembrandts-Köpfe einfielen, die ich in der kaiserlichen Gallerie so oft besucht hatte.

Endlich fuhren wir in Laybach ein, dessen hoher und alterthümlicher Schloßberg das Einzige war, das mir unser kurzer Aufenthalt zu besuchen erlaubte. Während die übrige Reisegesellschaft das neu-

errichtete Strafhaus besichtigte, stand ich auf dem verlassenen Walle des Schloßberges, und schaute hinab in die Nacht, die bereits unten im Thale lag; und die nach und nach auch mich und alles ringsum in ihre dunklen Schleyer hüllte.

⊳⊳⊳⊳⊲⊲⊲⊲

Wilhelminatag.

Kaum war der Wilhelminatag angebrochen, so bestiegen wir unsere Reisewägen, da wir an diesem Tage keinen geringen Weg vor uns hatten. Lange fuhren wir in den grauenden Morgen hinein, ohne daß das Auge in dem Chaos der Nacht deutlich die Mannigfaltigkeit der Umgebung ausnehmen konnte. Von dem Schloßberg zu Laybach aus hatte ich gesehen, wie ein ungeheures Sumpfland sich bis an die Berge hinzog, das von der Laybach durchströmt und von der Straße durchschnitten wurde. In tiefer Ferne erhoben sich die Friaul'schen Gebirge, diese Riesen, die das Zauberland, nach dem wir trachteten, mit Orkanen und Wintern vertheidigen. Der anglimmende Tag both auf dieser Ebene, die rechts von waldigen Hügeln begränzt war, aber gegen Aufgang sich weithin erstreckte, ein sonderbar schö-

nes Schauspiel dar. Der Himmel hing voll dichter Regenwolken, die in immer dunklere Abstufungen sich von Osten nach Westen zogen. Der aufgehende Tag röthete die im Ost mit einem hohen Purpurrand, der immer feuriger anglomm und mit einer magischen Beleuchtung den ganzen östlichen Horizont einfaßte. Die Sonne, welche blutroth und flammend aufging, stand halb von Wolken verdeckt auf den Bergen, und die verfallenen Mauern einer alten Burg schauten finster über das dunkle Thal in die brennenden Wolken hinein.

Jetzt standen die kahlen Berge schon nahe vor uns und schickten Regenwolken und kalte Zugwinde auf die langsam sich erhebende Straße hinab. Die Gegend hüllte sich in feuchten Nebel ein, und begann allmählich rauh und wild zu werden. Das absterbende Gesträuch, das der Herbst braun gefärbt, und die nackten Bäume, denen er die Blätter abgestreift hatte, stimmten wohl zu der grauen dichten Wolkendecke, die sich bis auf die Spitzen der Tannen niedersenkte. In wunderbaren Verschlingungen zogen sich die Bergthäler längs der Straße hin, und einmal schaute bey einem Ausschnitte der Schloßberg von Laybach aus nebliger Ferne herein. Die Straße wand sich in mannigfaltigen Krümmungen

bald über ein kahles Steingefild, das von einer kümmerlichen Vegetation nur spärlich bedeckt war, und wo die wie Stacheln hervorstehenden, von innen ausgekohlten ungeheuren Baumstämme, und die über einander hin gerollten, und von einer verwüstenden Naturkraft umhergestreuten Felstrümmer redende Denkmale waren von der Vernichtung, die über diese Gefilde gegangen seyn mußte. Aber nicht lange, so sank die Straße noch einmal zu einem wunderbar schönen Thal herab, in welchem sich die Planina vielfach schlängelte, und das in eine ziemlich weite Ebene auslief, neben welcher der Weg an einem sanften Bergesabhange hinging.

Hinter Planina steht ein alter halb eingestürzter Thurm, dessen trotzende Überreste noch die Geburt und das Hinsinken ins Grab von manchem Geschlechte erleben zu wollen scheinen. Als wir ihn erreicht hatten, stiegen wir aus, um einen Augenblick die berühmte Unzhöhle, die zwey hundert Schritte von der Straße entlegen war, zu besehen. Wir liefen einen steilen Abhang hinab, an dessen Fuß eine Mühle lag, durch deren polternde Gänge wir wanderten, und hinter dem Getriebe zu einem von der Natur im Felsen ausgegrabenen Kessel gelangten, der mit schönem hellen, bläulichgrünen

Wasser angefüllt war. Das Wasser (hier die Unz genannt) stürzt aus einem Felsengewölbe, das die Natur tief unter dem darauf lastenden Berge fortgeführt hat, rauschend heraus, und ist so beträchtlich, daß es hart an seinem Aussturze eine achtgängige Mühle treiben und Schiffe tragen kann.

Jetzt standen wir an einem schroffen Gebirge, an dem sich die Straße in einer weit umherschweifenden Schneckenlinie hinauf windet. Von den kahlen Felsenwänden, die im fortwährenden kalten Winde, der auf diesen Höhen hauset und die Bora genannt wird, verwittern, stürzt ununterbrochen Steingerölle herab, und häuft sich in den Abhängen zu großen Hügeln an. In diesem wunderbaren Lande ist alles selten und sonderbar. Die Wägen, die in Zwischenräumen den Berg hinauf fahren und sich in den verschiedenen Bergesabhängen oft in entgegengesetzter Richtung, aber in verschiedener Höhe begegnen; die Felder, auf denen der Ackersmann manchmal unverhofft mit dem ihn umgebenden Erdreiche einige Klafter tief hinabsinkt, und wo auf dem nämlichen Flecke, der einst fruchtbarer Acker war, eine furchtbare von einem unterirdischen Flusse ausgewaschene Höhle gähnt — die Flüsse, die in Felsengrüfte sich hinein stürzen, Meilen weit unter der

Erde fortlaufen, und dann unvermuthet mit veränderten Namen wieder zum Vorschein kommen — die Seen, die in verschiedenen Jahreszeiten Fische, Saaten und Gewild beherbergen, — alles, alles trägt hier den Stämpel des Sonderbaren und Wundersamen. Auch das Geschlecht, das hier hauset, stimmt mit der dasselbe umgebenden Natur überein, und ist finster wie seine Thäler und zurückhaltend, und selbst seine Sprache ist unverständlich und sonderbar klingend. Oben auf dem Scheitel des Felsgebirges stehen weitläufige Ruinen eines Schlosses, das der Einsamkeit und den verwüstenden Winden, die oben mit furchtbarer Macht hausen, zum Trotze von dem kühnen Geschlechte hieher gebaut ward, und das wohl den Elementen, aber nicht der zerstörenden Menschenhand zu widerstehen vermochte.

Adelsberg mit seiner berühmten und sehenswürdigen Höhle, die ich jedoch nicht sah, ist der höchste Punct, den die Straße erreicht, und auf welchem die Bora in ihrer höchsten Kraft weht. Einsam und sehr traurig schien mir dieser Markt, und die Beamten des Kreisamts glichen Verbannten, die ein unerbittlich Schicksal aus bessern und freundlichern Gegenden in diese unwirthbaren getrieben hat. Von da an senkt sich die Straße allmählich wieder

abwärts, und gelangt aus den kahlen Regionen in die bewachsenen herab. Dieses Gebirge ist der Gränzstein zwischen nördlicher und südlicher Vegetation, denn so wie die Straße die Ebene erreicht, so geht sie sogleich über kleine Hügel und durch schmale Thäler, auf denen schon das lebhaftere Grün des Südens bemerkbar wird. Aber das Gebirge greift noch tief in's jenseitige Land hinein, und ein starker Ast davon läuft lange Zeit mit der Straße fort, und sendet seine Nebel und Quellen, und sein Steingerölle in's Thal hinein und bis hart an die Straße. Als wir in der Mitte des Thales am Abhange eines kleinen Hügels standen, schimmerten gleich blauen Abendgewölken Italiens Nebelgebirge durch die heitere Luft auf uns herüber, und mich befiel eine gewaltige Sehnsucht nach ihnen. Aber jetzt zeigte sich schon die schöpferische Kraft des Südens immer mehr, die selbst im Hinwelken des Herbstes noch einen nordischen Sommer schafft. An den Straßen standen noch alle Bäume mit ihrem Laube, das jenseits der Berge schon unter den Füßen des Wanderers rauschte, und nur der Herbst und der scharfe Hauch der Bora, die auch hier, wiewohl seltner und in einem mindern Grade weht, hatten es ein wenig vergelbet. Schon fing der Weinstock an sich an freystehenden

Bäumen hinauf zu ranken; anstatt wie in nördlichen Ländern sich in die engen Fesseln des Lattenwerkes zwängen zu lassen, streckt er seine Arme in üppigem Wuchse bis an die Krone der Bäume hinan. Die Häuser selbst waren mit Schiefer gedeckt, und ihr Ansehen schien viel anders als in den Ländern, die wir bisher durchreiset hatten. Weder von Holz, wie in Steyermark, noch von gebrannten Ziegeln wie in Österreich, sondern von mächtigen Felssteinen waren ihre festen Mauern zusammen gefügt, und gaben dem Lande ein eigenes ritterliches Aussehen.

Nun traten wir in das schöne Wippacherthal ein, das sich in seiner Art mit dem Murthale messen darf, nur daß in diesem die hohe nordische Stärke und das Ungeheure, in jenem aber die üppige südliche Fruchtbarkeit und das Liebliche den eigenthümlichen Charakter ausmacht. Hier geht die Straße durch lauter Gärten, und die Felder sind nicht durch hölzerne Zäune, sondern durch das lebendige Grün traubenbeschwerten Weingeheges abgetheilt. Auf den hohen waldbewachsenen Hügeln zur Linken glänzten weiße Kirchthürme, die als gepriesene Wahlfahrtsörter dem frommen Waller schon von weitem das Ende seiner Wanderschaft anzeigen. Das Thal selbst wird immer breiter, und die Hügel und Berge rücken

allmählig weit aus einander, und zwischen ihnen liegen die steingebauten Dörfer und Weiler, die das fruchtbare Thal beherbergt. Wippach vor allen verdient seiner reitzenden Lage wegen gepriesen zu werden. So nun geht der Weg durch ein unaufhörliches Gartenland fort, und ich hätte viel darum gegeben, hätte ich der Sonne ein wirksames „sta sol!" zurufen können, aber nur allzu bald hüllte die Nacht diese schönen Gegenden in tiefes Dunkel ein.

Als wir in Görz angekommen waren, hatten wir nichts Angelegentlicheres zu thun, als uns in das Theater zu begeben, wo eine von Triest angelangte Truppe spielte. Es war die erste italienische, der wir begegneten, und um so größer war die Neugierde bey uns allen. Man gab eine matte Übersetzung des deutschen Hausvaters, und die Prima Donna schien mir für eine Decima häßlich genug. Wie mir das italienische Schauspiel gefällt, will ich dir ein ander Mal, wenn ich schon mehrere werde gesehen haben, berichten, genug daß ich dich versichere, daß ich Teutscher, die wir in allen Dingen eher Maß zu halten verstehen, über die Extravaganz der Recitation, so wie der Mimik, mehr als einmal lachen mußte.

Amandustag.

Schon stehen wir nahe am gelobten Lande, ohne erst durch ein gespaltenes Meer, noch durch Arabiens Sandwüsten ziehen zu müssen, sondern einzig durch's Furlanerland, von dem ein altes Sprichwort ein äußerst ungünstiges Urtheil fällt. Aber die Natur kehrt sich bey der Vertheilung ihrer Güter wenig an das Verdienst des Geschlechtes, das sie beschenkt. Geht die Sonne nicht heute eben so milde auf über das unkennbare und entartete Geschlecht, das Hellas heiligen Boden bewohnt, als an den Tagen von Salamis und Leuctra? — und in Parthenopes paradiesischen Fluren glüht ja des Südens Frucht noch eben so feurig, seitdem der faule Lazzaroni sie bricht, wie in den alten Tagen, wo Maro sang, und der Ätna donnerte. So ist es auch hier. Auf den Feldern, wo der faule und diebische Furlane sein Wesen treibt, schlingt sich die Rebe von Baum zu Baum, und umfaßt die Äcker statt der Gränzsteine mit grünem Blättergewinde. Der

Obstbaum, den hier keine Kunst veredelt, und der wild und üppig an der Straße steht, gibt hier nur die Frucht, die die Natur ihn geben lehrte, aber vielfach und saftvoll.

Hinter dem Isonzo, den wir am Amandustag passirten, fängt Italien, und sein heiteres mildes Klima an; und es herrscht hier schon ein ganz anderes Leben als vier Meilen weiter gegen Norden. Längs diesem Flusse über Gradiska, Romanza, gen Udine läuft eine schöne fruchtbare Ebene, die die Hand der Natur zu einem Garten schuf, und auf der sich Nord und Süd die Hand reichen. Wahrlich wenn man über diese Gefilde fährt, so glaubt man, hier müssen lauter gute und milde Menschen wohnen, weil auch die Natur um sie her so gut und so milde ist; und es befällt das Gemüth ein tiefer Unwille, wenn man nur zu bald gewahr wird, wie sehr dieser schöne Glaube getäuscht wird. Die Betteley, deren Vaterland ohnehin der Süden ist, weil dort die Natur, die des Menschen kleine Mühe zu verschwenderisch lohnet, ihn zu leicht zum Nichtsthun einschläfert, nimmt hier ihren Anfang. Der Hirtenknabe, der, so wie der Wagen auf der Straße vorüber rollt, unbekümmert um seine Heerde sie verläßt, um sich durch tolle Sprünge längs den laufen-

den Pferden ein armseliges Almosen zu erbetteln, das ihm nicht selten den Gebrauch seiner Glieder kostet; — die Schar der Bettler, die den Wagen, der an der Poststation hält, sogleich umringen, und mit gierigen Blicken nach der Tasche des Reisenden schielen; — der Postillon selbst, der in seinen Lumpen, nachdem man ihm sein unverdientes Trinkgeld ausgezahlt hat, dennoch in zwey Minuten wieder kömmt, und mit grober Unverschämtheit den Reisenden noch um etwas anspricht — Alles das erbittert das unbefangene, an solche Niedrigkeit noch nicht gewöhnte Gemüth, das bedenkt, wie leicht es hier die Natur den Menschen machte, und wie wenig Anstrengung er bedürfte, nicht nur um glücklich, sondern auch sogar um reich zu werden.

Überall, wohin sich das Auge wendet, wird es hier durch den schneidenden Contrast beleidigt, den die Natur mit dem Menschen bildet. Das von schlechten Kieselsteinen zusammengemauerte, und mit Schiefer durchsichtig gedeckte Haus, in welchem man keine Glasscheibe, sondern höchstens zerrissene Papierlumpen das Fenster bilden sieht, steht von Rebenguirlanden wie zu einem Feste umwunden, mitten in einem Fruchthaine von — wilden — Obstbäumen. Von der mit Schmutz und Rauch bedeckten Stube, die

hier zugleich Küche ist, und in der du zuerst einige Minuten verweilen mußt, um den Menschen wahr zu nehmen, mit dem du sprechen willst, siehst du hinab auf die heitern Gefilde, die der Isonzo und die Torre durchschlängeln, und in denen eine reiche und üppige Vegetation blüht. Über die schlecht geackerten, aber dennoch in hoher Fruchtbarkeit da liegenden Saatfelder, und durch Gegenden, die die Natur mit seltner Fülle ausstattete, schleicht der in Lumpen gehüllte Bauer und bettelt. Als ich Yoriks schöner Gewohnheit, in dem Reisewagen nicht vor der Nothdurft vorüberzufahren, ohne ihr eine kleine Gabe zu spenden, folgend, in's Wirthshaus trat, um mir für ein Silberstück Centesimi einzuwechseln, fand ich mich, als ich sie mehr aus Zufall als aus Argwohn überzählte, um sechse betrogen.

Aber so ist der Mensch! — sagt' ich zu mir selbst — wo er ringen und kämpfen muß, um zu existiren, und wo tausend mächtigere Naturkräfte gegen sein prekäres Daseyn anstürmen, und es jeden Augenblick zu vernichten drohen, da wird er stark und gut, und alle seine Kräfte blühen, und er wächst und gedeiht. Auf den Mooren der Niederlande, und auf den eingedämmten und dem unendlichen Ocean, durch eine Jahrhundert lange mühsame Anstrengung

abgetrotzten Feldern Hollands wohnet ein fleißiges gutmüthiges Volk, aber in Campaniens Prachtgefilden wüthet der Hunger, und hauset der raubende Lazzaroni. Und hat der Sterbliche nun die Natur bezwungen, und gibt sie ihm freywillig und reichlich, was er ihr erst mühevoll und kärglich abtrotzen mußte — so zerfällt Alles, und er und sein Feld versinken.

Der Isonzo strömt ungebändigt durch die Fluren, ihn konnte der Mensch noch nicht unter sein Joch bringen und ihn geduldig seine Lasten tragen lehren. Udine schien mir die erste italienische Stadt, deren finsteres Aussehen sehr zu dem Charakter ihrer Einwohner stimmt. Hier fängt das Italienische an allgemein zu werden, und nur das gemeine Volk spricht noch in seiner schwerverständlichen slavischen Mundart. Von Udine aus führt eine schöne gerade, breite Straße — die auf beyden Seiten mit Platanen und einer Art von Silberpappeln bepflanzt ist, über eine unabsehbare Ebene, auf der der Wagen so leicht hinwegläuft, daß ich Yoricks *sentimental journey* aus der Tasche zog, und ganz gemächlich darin las.

Was glaubst du wohl Salesius! was mich hier in diesen Gegenden am meisten rührte und anzog, und mit dem ich gleichsam Freundschaft machte auf im-

mer? — Nicht mit dem Menschen und seiner Armuth, denn er verdient sie — nicht mit der Landschaft, denn sie ist mir zu einförmig, und ganz ohne Gebirg — aber mit dem Esel, dem man hier überall begegnet, und der das Rennthier dieses Landes ist. Wahrlich die unermüdliche Geduld dieses kleinen, und für die Last, die es oft tragen muß, unbegreiflich kleinen Thieres, mit der es emsig und unverdrossen, unter dem auf ihm sitzenden Italiener, dessen Füße an die Erde stoßen, und seinen Getreidesäcken ohne Zaum und Zügel fort trabt, und dessen arglose Gutmüthigkeit nichts als eines dünnen Stockes zur Leitung bedarf — ist ein ehrenvolles Zeugniß für dieses verachteteste unter den Geschöpfen der Thierwelt. Wir fuhren vor vielen auf der Straße vorbey, und bey allen fand ich den nämlichen Charakter der Geduld und Emsigkeit, mit der es, ohne rechts und links zu schauen, unter seiner Last weiter zieht. Und dieses befreundete mich so sehr mit ihm, daß ich mir vornahm, ihm in diesem meinem Tagebuche ein ehrenvolles Denkmal zu setzen. Und ich will Wort halten, und damit niemand darüber lächle, will ich aus meinem Yorick das Capitel Nampont einschalten, dessen Übersetzung ich auf der unabseh-

baren Ebene zu Stande brachte, von der ich ohnehin nichts weiter zu sagen weiß.

*

Der todte Esel.

„Und dieß" — sagte er, den Rest eines Stück Brodes in seinen Mantelsack legend — „und dieß sollte dein Antheil gewesen seyn, wärst du noch am Leben, und könntest theilen mit mir. Diese Ausrufung machte mich glauben, es sey eine Anrede an sein Kind, aber sie galt seinem Esel, und zwar dem nämlichen, welchen wir todt auf der Straße gefunden hatten, und der La Fleur's Unglück verursacht hatte. Dem Manne schien sein Verlust nahe zu gehen, und das erinnerte mich unverzüglich an Sancho's Klage um den seinigen, aber er that es mit einem wärmern Ausdruck seiner Natur!"

„Der trauernde Alte saß auf einer steinernen Bank neben dem Sattel und dem Zaume des Esels, den er von Zeit zu Zeit aufnahm, dann ihn wieder hinlegte, auf ihn herab blickte, und sein Haupt schüttelte. Dann nahm er das Brod wieder aus seinem Mantelsacke — als wollt' er's essen — hielt es eine Weile in der Hand, dann legte er's auf den Zaum seines Esels, sah traurig darauf, und seufzte.

Die Einfalt seines Grames versammelte einen Kreis von Zuschauern rings um ihn, und unter ihnen La Fleur, während man die Pferde in Bereitschaft setzte. Da ich in dem Wagen saß, so konnte ich über ihre Köpfe hin alles sehen und hören."

„Er sagte, er komme gerade her aus Spanien, wohin er von den äußersten Gränzen Frankens gereiset war, und war auf seiner Rückreise bis hierher gekommen, als ihm sein Esel fiel. Jedermann schien neugierig zu erfahren, was für eine Veranlassung diesen armen alten Mann bewegen konnte, so weit von seiner Heimath hinweg zu wandern."

„Es gefiel dem Himmel — sagte er — mich mit drey Söhnen zu segnen, den hübschesten Jungen in ganz Franken. Aber da ich in einer Woche die beyden älteren durch die Blattern verloren hatte, und der jüngste an der nämlichen Krankheit darnieder lag, so war ich in großer Angst, aller drey beraubt zu werden. Da gelobte ich, aus Dankbarkeit, wenn der Himmel mir den dritten schenken würde, nach St. Jago in Spanien zu wallfahrten."

„Als der Alte in seiner Erzählung so weit gekommen war, hielt er inne, um der Natur ihren Tribut zu bezahlen, und weinte bitterlich!"

„Er sagte — der Himmel habe diese Bedingung

angenommen, und darum verließ er mit diesem armen Thiere, das sein geduldiger Theilnehmer auf der ganzen Reise gewesen war, und das von dem nämlichen Brode mit ihm gegessen hatte die ganze Reise hindurch, und ihm gleichsam zum Freunde geworden war — seine Hütte."

„Jeder aus den Herumstehenden hörte dem armen Manne mit Theilnahme zu. — La Fleur both ihm Geld an; — der Trauernde sagte, er bedürfe desselben nicht; nicht der Werth des Esels, sondern sein Verlust sey es, den er beweine. Der Esel, — sagte er — sey er gewiß, habe ihn herzlich geliebt — und darauf hob er eine lange Erzählung von einem Unfalle an, der sie auf ihrer Reise über die Pyrenäen getroffen hatte, und der sie drey Tage lang von einander trennte; während welcher Zeit der Esel ihn eben so sehr gesucht hatte, als er ihn; und daß sie beyde kaum aßen und tranken, bis sie einander wieder gefunden hatten.

„Bey allen dem Freund! — sagte ich — bleibt dir ein Trost bey dem Verluste deines Esels. Ich bin überzeugt, du warst dem armen Thiere ein gnädiger Herr." — „Ach!" — erwiederte der Alte, „als er noch am Leben war, glaubt' ich es wohl, aber seit er todt ist, denk' ich anders. Ich fürchte sehr mein ei-

genes, und meines Kummers Gewicht waren zu viel für ihn — sie haben dem armen Thier seine Tage abgekürzt — ich besorge auch ich habe das einmal zu verantworten." — Schämt euch, ihr Menschen, sagt' ich zu mir selbst — liebten wir einander so, wie dieser arme Mann seinen Esel — es wäre wohl etwas." —

❋

Als die Sonne hinter das Traubengeländer getreten war, um ungesehen hinter der weiten Ebene hinabzusinken, fuhren wir durch Campo Formio, von dem die politische Geschichte mehr zu erzählen weiß, als ich. In Codroipo trafen wir die erste italienische Uhr, und es schlug eben vier und zwanzig, als wir abstiegen und Pferde wechselten. Hinter dem Orte ging die Straße über die längste Brücke, über die ich je fuhr, über den Tagliamento, dessen weites Bett in einer ungeheuren Breite ziemlich viel, aber seichtes Wasser faßt. An der Straße wandelten noch im dunkelnden Abend singende Mädchen, deren artige Gestalt und südliche Lebhaftigkeit einen angenehmen Anblick gewährten. Die schwarzen Haare waren hier schon allgemein, und hinter

den dunkeln Augenwimpern schoßen feurige Blicke hervor. Als wir Valvasone erreicht hatten, war bereits die Nacht hereingebrochen, und wir setzten unter dem Sternenschein, der in Westen durch ein leuchtendes Gewitter, das in den Gebirgen niederging, verdunkelt wurde, unsere Reise auf der Straße nach Pordenone fort. Ich war in tiefe Betrachtungen über die Helle des gestirnten südlichen Himmels, in welchem die Sternbilder der Erde näher zu seyn scheinen, versunken, als mich aus ihnen auf einmal das Geschrey des Postillons „Aqua! Aqua!" weckte und herausriß. Unsere Wagen standen hart an einem rauschenden Flusse, dessen jenseitiges Ufer das Auge im Sternenschein nicht erreichte, das nur auf den vielen grünen Inseln ruhte, welche der Fluß bildete. Unser Erstaunen, die Straße so gählings in einen Fluß hinein laufen zu sehen, bey dem der erste Anblick schon bewies, daß er ohne Brücke auf keine Weise zu passiren sey, war groß genug, und die Sache schien nur durch die Vermuthung erklärbar, daß wir entweder gänzlich von der Straße abgekommen seyn mußten, oder daß ein reißender Arm des Tagliamento vor uns rauschte, der die darüber führende Brücke mit sich fortgerissen hatte. Aber

die Beschaffenheit der Sache wurde uns sogleich durch die Postillons kund.

Es pflegt nämlich in dieser Gegend, wenn es in den Gebirgen stark regnet, oder ein plötzliches Ungewitter sich ausschüttet — auf einmal ein reißendes Bergwasser, die Cellina genannt, zu kommen, das nach Maß des zuströmenden Wassers oft einen ungeheuren und reißenden Strom bildet. Und dieses Wasser, über welches die Brücke weiter unten eben erst gebaut wird, kömmt so schnell, daß Wagen und Wanderer, welche sich zur Zeit seines gähen Ergusses in der Mitte des vom Flusse ausgegrabenen Bettes befinden, in großer Gefahr sind, von den plötzlich daher stürzenden Wellen verschlungen zu werden. Aber so schnell das Wasser kömmt, eben so schnell verrauscht es wieder, und oft endet der Strom, von dessen Größe und mächtiger Gewalt man glauben sollte, er rausche seit der Schöpfung daher und bis zum Weltuntergange fort, seine kurze Existenz in wenigen Stunden.

Uns war dieser Zufall nicht angenehm, denn er machte eine Abkürzung unserer heute vorgesetzten Tagreise nöthig, und zwang uns geradezu umzukehren, und in Valvasone zu übernachten, dessen unbedeutende Größe uns eben kein sehr bequemes Nachtla-

ger versprach. Indessen die Nothwendigkeit schloß jede auch noch so gegründete Einwendung aus, und somit ergaben wir uns in unser Schicksal. In Valvasone trafen wir zuerst auf eine italienische Locanda mit Fußboden von einer Art Gypspaste, schlechten Fenstern und Thüren, breiten Betten, und gar keinen Retiraden. Indessen brachten wir die Nacht in dieser ungewohnten Umgebung, so gut es gehen wollte, hin, und befürchteten nur die Rechnung nach gut italienischer Weise, d. h. ungeheuer unbillig zu finden. Doch, muß ich gestehen, war sie es am Morgen nicht, wovon entweder die Ehrlichkeit des Locandiere, oder die demselben ganz unverholen gemachte Äußerung, daß wir befürchteten betrogen zu werden, und auf diesen Fall schon unsere Maßregeln getroffen hätten — die Ursache war.

Am Morgen des heutigen Sabinatages fuhren wir unter einem schönen Sonnenaufgange über das Flußbett des richtig bereits gänzlich verlaufenen Gewässers, von dem wohl gestern beym ersten Anblicke keiner von uns vermuthet hätte, daß wir es nach acht Stunden trockenen Fußes passiren würden. Aber so ist es — alles Heftige ist schnell vergänglich! — Wir verwunderten uns mit Recht über die

Breite des Flußbettes, über welches wir in dem Sande wohl eine Miglie zu fahren hatten.

Nun ging die Fahrt schnell und lustig weiter; wir befanden uns in dem Lande, das zu sehen wir Alle, und besonders ich, so lange und so sehnlich gewünschet hatten. Sonderbar ist es, daß uns Allen ohne Ausnahme der Eintritt in eben dieses Land, das uns die Phantasie so zauberisch vormahlte, und in welchem alles schön ist, was der Mensch nicht hervorbringt, so gar nicht gefallen wollte. Schnell und ohne Aufenthalt ging es nun durch Pordenone, Sacile, Conegliano über die Piave, die sich mahlerisch durch die Ebene windet, nach Treviso, das schön und heiter ist wie der südliche Himmel. Von dieser Stadt aus, von deren Thoren der von gallischer Eroberungssucht und aller Nationalität Hohn sprechendem Muthwillen verstümmelte Markuslöwe herabschaut, traurig und sinnend, gleich als denke er einer verflossenen schöneren Zeit nach — geht die Straße durch zwey Stunden vor Gärten und Wiesen voll von noch duftenden Blumen, vor hellen lustigen Landhäusern, deren Fenster und Thüren sommerlich geöffnet standen, vor unaufhörlichen Wein- und Obstgärten vorüber, in denen sich die Rebe von einem Baume zum andern die Hand reicht,

und sich verlangend zum klaren Bache hinabbeugt. Ich hatte meine Blicke unverwandt nach Südost gerichtet, weil ich hoffte jeden Augenblick werde sich der Anblick des unendlichen Meeres vor ihnen aufthun. Immer dünner wurde das Gitter, daß Rebe und Pfirsichbaum zwischen unseren Augen und dem Ende des Horizontes woben — endlich — — —

Leb' wohl Salesius! —

Sabinatag.

Fahrt von Mestre nach Venedig.

— — Endlich langten wir in Mestre an. Mestre liegt eine Stunde oder etwas mehr von der ältesten, heut zu Tage auch zu Grabe gegangenen Republik entfernt, und es ist der Ort, wo Wagen und Pferde zurückgelassen werden, und Menschen und Bagage in Gondeln eingeschifft nach Venedig hinüberfahren. Der schwarze düstere Anblick dieser letzteren, und das sonderbar gestaltete an ihrer Spitze befestigte Eisen, erweckte sogleich die alte längst erloschene Erinnerung an die Bilder in mir, welche ich in meinen frühesten Kinderjahren irgendwo oft gesehen, und auf welchen mich die sonderbare

Gestalt dieser Gondeln immer stark beschäftigt hatte. Wir bestiegen eine derselben, und um zu beweisen, daß ich mit den Sitten und Gewohnheiten des fremden Landes nicht so ganz unbekannt war, als man von einem Fremden im ersten Augenblicke vermuthen sollte, unterließ ich nicht, rückwärts in dieselbe hineinzusteigen, und dadurch den Venetianern, die aus dem Gegentheil sogleich den Fremden errathen, glauben zu machen, ich bestiege sie heute nicht das erste Mal. Eine sonderbare auflösende Empfindung ist es, die das leichte, stille, in abgemessene sanfte Stöße abgetheilte Dahinschweben der Gondel verursacht, die mit schwarzem Tuche in- und auswendig überzogen, dem Charonsnachen gleicht, der auf dem Erinnerung verlöschenden Lethe dahin fährt. Uns befiel eine wehmüthige Empfindung, als wir in diesem seit Jahrhunderten seiner ursprünglichen Gestalt getreu gebliebenen und nur dieser Stadt der Erde eigenthümlichen Fahrzeuge, dessen kleine Hütte, worin man nicht aufrecht zu stehen vermag — und die höchstens vier Menschen faßt, aber für verschiedene Bedürfnisse der Sinnlichkeit berechnet und eingerichtet ist — auf dem Canal von Mestre dahinfuhren, dessen salzige Wellen es leicht und sicher trugen. Lächeln mußt' ich, als der Barkarole

im Vorbeyfahren vor dem kleinen Fort, das den Eingang in den Canal deckt, ausrief: Ecco Signori la gran Forterezza!"

Zwey Augenblicke noch — und es that sich vor meinem Blicke der größte Anblick, der sich dem Menschenauge öffnet, auf — das Meer! — Fordere aber nicht, Salesius! daß ich meine Feder eintauche, um dir mit kahlen Worten das Gefühl zu beschreiben, das mich bey diesem Anblicke ergriff. Es ist dasselbe, das sich des menschlichen Herzens jederzeit bemächtiget, so oft eine Unendlichkeit sich seinem Blicke aufthut. Nur mit dem möcht' ich es vergleichen, das die Sternennacht nach heitern Frühlingstagen gibt, wenn die unermeßlichen Welten in unendlicher Ferne über uns schimmern. Der heitere Abend, der auf dem ungeheuren Wasserspiegel lag, in dem sich das unabsehbare Wellengewimmel, das die Gondel umgab, in der Ferne glättete, und aus dem sich die Thürme und Palläste Venedigs erhoben; — die scharfen Spitzen der fernen Inseln, die unter dem niedersinkenden Horizonte lagen; — die weißen Puncte ferner flatternder Segel, und die schwarzen der in verschiedenen Richtungen dahinfahrenden Gondeln — und auf der anderen Seite die dunkle scharfgezogene Linie, in welcher die Meeresfläche den

lichten Abendhimmel durchschnitt, und durch die auf dem Puncte, wo die Sonne sich in sie hineintauchte, ein Feuerstrom hinfuhr — und endlich die in leichtem Fluge über dieß alles hingaukelnden Möven, mögen die einzelnen Farben seyn, aus welchen deine eigene Phantasie dir das Bild mahle, das in diesem Augenblicke vor meiner bewegten Seele lag, und das kein Pinsel — wie viel weniger meine Feder würdig beschreibt.

Ein heiliges Gefühl ergriff mich, als das Schiffchen sich den Mauern näherte, in denen einst ein so thaten- und kunstreiches Geschlecht voll Kühnheit und Vaterlandsliebe gehauset. Die düsteren Mauern, stolz und unerschüttert auf der beweglichen Fluth ruhend, spiegelten sich in dem Elemente, aus dem sie emporstiegen, und der Strahl der Abendsonne fiel auf sie und verklärte dieselben. Ich habe Sannarzar's mit Gold aufgewogenes Epigramm *) nie geachtet, aber in diesem Augenblicke fühlte ich die Begeisterung, die es erzeugt haben mochte, und

---

*) Viderat Adriaticis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto dicere jura mari:
I nunc Tarpejas quantum vis Jupiter arces
Objice et illa mihi moenia Martis, ait;
Si Tiberim Pelago confers, urbem aspice utramque,
Illam homines dices, hanc posuisse Deos.

die Wahrheit, die sich in ihm mit Schmeicheley gattet. Die Zeit, die über Rom ging und ihre Thaten, und die Tempel und Colosseen und das Capitol waren größer als der Markusplatz und seine Prokurazien, aber die Siebenhügelstadt ist auf die Erde gebaut und Venedig aufs Meer.

Als die Sonne untergegangen war, fuhren wir in den Canal grande ein, der zwischen ehrwürdigen Pallästen fortläuft, deren alte Namen an ein berühmteres Geschlecht erinnern, als jetzt in ihnen wohnet. Sansovino's Kunst hat viele aus denselben zu ewigen Mustern der Baukunst geschaffen, und wie aus Stein gehauen stehen sie auf ihren unerschütterlichen Grundfesten. Wir durchfuhren Palladios Meisterstück, die Brücke von Rialto, deren weiter Bogen auf einem ungeheuren Fundament ruht, das unter ganzen langen Gassen fortläuft, weil der schlammige Boden der Lagune sonst längst unter der Last der Steine, die er trägt, gesunken wäre. Aber die Menschen, die keinen Sinn für Einfachheit und Größe besitzen, haben dieses Wunder der Kunst mit ihren schmutzigen Kramläden schrecklich entstellt, und der Ponte di Rialto, in dem Palladio sich und sein Zeitalter verewigte, ist zum unflätigsten Schlupfwinkel geworden.

Unter einem Gewühle von Waarenschiffen und lustfahrenden Gondeln, unter dem unverständlichen aber betäubenden Geschrey der Käufer und Verkäufer, der sich ausweichenden Barkarole, und der beladenen Fachini fuhren wir im Canal grande fort, bis die Gondel endlich in kleinere Canäle einbog, und uns auf Seitenwegen in unsere Wohnung brachte.

Es ist jederzeit ein sonderbares Gefühl, mit dem der Mensch fremde große Städte zum ersten Mal betritt, aber noch seltsamer däucht es ihm, wenn es Abends geschieht, wo der Geist wie der Körper Ruhe will, und der Mensch sich nach stillen, gewohnten Umgebungen sehnt. Aber ein fremderes Gefühl werden wohl wenige Städte in dem Gemüthe des Neuangekommenen hervorbringen, als Venedig, weil hier zu dem eigenthümlichen Leben einer Seestadt noch die Sonderbarkeit einer auf das Meer gebauten Stadt hinzukömmt. Kein Gerassel von daherrollenden Wagen ängstiget hier den Fußgänger, aber die Lebhaftigkeit und das Geschrey, womit der gemeine Venetianer die gewöhnlichsten Geschäfte des Tages abmacht, erregen einen nicht viel geringern Lärm. Der Geruch des Seewassers, der Pechgestank der unzähligen Schiffe, die alle damit übertüncht sind, die Bäche, wel-

che hier Gassen, und die Teiche, welche Plätze heißen, welche dir anfangs das unangenehme Bild einer überschwemmten Stadt vor die Seele halten — alles vereinigt sich, den neu angekommenen Fremdling in eine dunkle Verwirrung zu versetzen. Ich bin sehr neugierig, wie ich mich in dieser ungewohnten Umgebung zurecht finden werde.

Simon Judätag.

Der Markusplatz.

So befinde ich mich denn wirklich in dieser Wunderstadt, wo das Leben eine ganz eigene Gestalt annimmt! Wundere dich nicht über diesen Ausruf, denn es ist mir wohl manchmahl, als wäre dieß alles nur Traum, und die dem Zügel des Bewußtseyns entlaufene Phantasie treibe im Schlafe ihr Wesen mit mir, und versetze mich schnell und unbewußt in Zauberländer und Gegenden, die man umsonst unter der irdischen Sonne sucht. Es hat mich ein starkes Besinnen gekostet, als ich heute morgens erwachte, und mich in einer so fremden Umgebung befand, und als der gellende Lärm, mit dem sich hier das Leben den Armen des Schlafes ent-

windet, an mein Ohr schlug, bis ich mich zurecht fand, und es herausbrachte, daß mich ein einziger Tag in ein Leben versetzte, dessen Verschiedenheit man wahrlich nur in einem anderen Welttheile suchen sollte.

Womit, Salesius! soll ich denn bey der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die dem neuangekommenen Teutschen fremd und merkwürdig zugleich sind, und denen ich hier überall begegne, anfangen, um dir von Venedig zu erzählen, damit du wenigstens begreifen lernest, daß es verzeihlich ist, wenn mich die bunte Verwirrung, die hier in den gewohntesten Lebensverrichtungen herrscht, manchmahl ergreift und mit sich fortreißt? — Soll ich dich hinausführen auf das Meer, das hier durch alle Gassen fluthet, und auf seine Schiffe, die wie ferne Bergesspitzen die Stadt umlagern, damit die Erde sich ihr nicht nähere? — oder in die Tempel, wo das unsterbliche Leben der Kunst noch athmet, und wo die Denkmahle einer untergegangenen Welt aufgestellt sind? — oder dorthin, wo das Andenken der großen Männer, die einst auf diesem Boden standen und gingen, sich in Steine verkörperte, um die das Leben tosend herumkreiset, und die in der wirbelnden Bewegung des jetzigen Tages unver-

wandt nach dem Vergangenen hinblicken? — Oder soll ich dich dorthin geleiten, wo der Mensch die größten Denkmahle seiner Kühnheit erbauet, und wo er dem gewaltigsten Titanen der Erde — dem alten Pelagus, Fasces und Vincla bereitet — auf die Schiffswerfte, und ins Arsenal? — oder willst du mit mir in den dunklen Gassen herum wandeln, wo das Leben tief im Sumpfe der Erde watet, und vor denen die Geister der alten Republikaner erröthen und fliehen? — — Ja in alles das will ich dich führen und geleiten, aber heute nicht. Heute will ich dich nur zum Fenster hinziehen, und es öffnen, und dir hinabdeuten — denn unten liegt der Markusplatz.

Du wirst, geliebter Salesius! hier in Venedig viel Geduld mit mir haben müssen, und ich werde oft mitten in der Rede aufhören, und die Erzählung wird unvollendet bleiben, und ihr Ende wird eine Klage und ein schmerzlicher Ausruf seyn.

Denn wer kann hier unter den Hallen der Procurazien, oder in der Markuskirche, oder im Pallazzo ducale, oder in den Häusern der Manicii, Barbarigo, Dandolo und Tiepolo herumwandeln, ohne daß ihm die abgeschie-

denen Schatten begegnen, die stumm und schmerzvoll durch die Hallen ziehen, die sie einst beherbergten? —

Hier wo der unendliche Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart verkörpert und gleichsam in Stein gehauen vor deinem Auge steht, und wo der schneidende Contrast, den das alte Leben mit dem heutigen bildet, unaufhörlich das Herz verwundet — hier endlich, wo die Epopöe der Geschichte zur weinerlichen Elegie geworden ist — hier, Salesius, muß man es dem Menschen nicht verargen, wenn ihm mitten in der Rede die Zunge den Dienst versagt, und wenn er mitten im Anstaunen der alten Größe erröthend zurücktritt und beschämt entflieht.

Aber ich will mich mäßigen — ja ich will dem dithyrambischen Schwunge, der sich hier der Sprache unbewußt bemächtigt, Einhalt thun, und ihn in die stille, anspruchslose, träge und matt dahinfließende Prosa verwandeln, damit die Rede der Zeit gleiche, in der sie ertönt. Und warum sollt' ich's denn nicht? Ist hier denn nicht alles Große längst versunken? Ist der gewaltige Geist des Giganten nicht längst entflohen, und nur der Riesenkörper steht noch hart und leblos und versteinert da, und wird von den entarteten Nachkommen dumm und

sinnlos angestaunt, die nicht mehr begreifen, wie sich diese Glieder einst lebendig bewegen, und mächtig ins Leben eingreifen konnten. Die Gebäude der alten Republik stehen noch alle in ihrer unvergänglichen Pracht und Größe da, aber der heutige Venetianer hat darin seine Kramläden aufgeschlagen, und verhandelt heute seine schmutzigen Lebensbedürfnisse, wo einst die Interessen von zwey Welttheilen gewogen wurden. Sollte sich der gewaltige, aber göttliche Zorn, der den höheren Menschen hier befällt, nicht auch eine Ruthe flechten und die elenden Käufer und Verkäufer hinausjagen, und ihnen zudonnern: „Dieß hier ist ein Tempel des Herrn, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“

Aber komm zum Fenster! Sieh hier unten liegt der schönste Platz aus allen Städten der Erde, und selbst das alte Rom soll keinen schöneren eingeschlossen haben. Vier Häuser bilden die vier Seiten desselben, die zweyhundert Schritte lang und hundert breit sind. Die neuen Procurazien stehen uns mit ihren Arkaden und mit ihrer zweyfachen Säulenordnung gegenüber, und die über sie hinübergegangenen Jahrhunderte haben sie nur schwarz gemacht. Oben steht der Glockenthurm frey in seiner

einfachen Größe und schaut hinüber über die niedrigen Häuser, und hinaus aufs sturmbewegte Meer. Neben ihm steht rückwärts die alte Markuskirche mit ihrer griechisch-lombardischen Bauart — mit ihrer Goldmosaik, und den fünf weißen Kuppeln — und vor ihr die hohen rothen Mastbäume auf ihren Gestellen von Erz, von denen heute die weiß und rothe Fahne weht. Aber wir wollen nicht in sie hinein treten, sondern vorübergehen, und zu den alten Procurazien kommen, in denen ich selber wohne. Siehst du vor allen den Thurm, auf dem eine Glocke und zwey Männer von Erz stehen, die mit ihren Hämmern — wahre Archimimen der Zeit — der entflohenen Stunde ihren einförmigen Klang nachschicken. Unter ihnen das blaue goldgestirnte Zifferblatt mit seinen 24 Zahlen, und dem goldenen Seiger, der wie das Leben und der Tag, den er abmißt und zerschneidet — einen ewigen Rundtanz tanzt. Über ihm steht die heilige Jungfrau mit dem Kinde auf einem Balcone, auf welchem die ausgeschlagene Stunde die drey Könige herausruft, die sich verneigend an ihr vorüberziehn. An den alten Procurazien wollen wir ohne ein Wort vorübergehn, und unseren Schmerz nicht laut werden lassen, daß dieser Pallast in unzählige Quar-

tiere zerstückt, und an den Meistbiethenden verhandelt wurde, weil die sterbende Republik Geld brauchte. Unten schließt sich das Denkmahl der gallischen Oberherrschaft, das diese zwanzigjährigen Welteroberer ihrer eigenen Eitelkeit setzten, an. Die Kirche San Geminiano stand hier um die Verschiedenheit der Architektur des Markusplatzes zu decken, die Franzosen rissen sie nieder, um einen Pallast in dem Style der neuen Procurazien — aber um ein Stockwerk niedriger aufzuführen, dessen weiße moderne Farbe zur verwitterten düstern jener, ein treffendes Gegenstück des lustigen leichtsinnigen Muthwillens derselben, zu dem schweren düstern Ernste der alten Republikaner ist. Seine Säulen, fürcht' ich, und seine Arkaden werden wohl zehnmahl von neuem erbaut werden müssen, ehe die Zeit an diesen die an einander gewachsenen Fels- und Mamorstücke lockert.

Und treten wir hintan aufs ebene Pflaster von dunklen Granitsteinen, auf welchem zwey Felder mit Linienzeichnung von weißem Marmor die ganze Länge des Platzes hinauflaufen — und schauen umher nach allen vier Seiten, damit du selbst aussprechest, ob irgend eine Stadt der Erde einen schönern Platz besitze. Wenn auch seine Breite oben größer

ist als unten, so verdeckt doch die Länge des Platzes, die es ungewiß macht, ob dieser Mangel nur Schein des kleineren Augenwinkels, oder Wirklichkeit ist, und der eben deßwegen hingebaute Campanile denselben dem Auge.

An der Markuskirche mit ihren unzähligen Säulen von Porphyr und kostbarem Marmor schließt sich der Pallast des Dogen mit seiner hohen Stirne an, und vor ihm liegt die Piazzetta, die nur eine rechtwinklichte schmälere Fortsetzung des Markusplatzes ist. Die neuen Procurazien, deren Façade ein Eck machet und an der Piazzetta fortläuft, bilden die zweyte längere Seite desselben, und von ihnen schauen die Bildsäulen der alten Götter herab. Oben ist die Aussicht frey, denn die Lagune beschließt die Piazzetta und der Canallazzo und der Canal der Giudecca stoßen hier zusammen, und bilden einen Prospect auf das wogende Meer. Vor diesem stehen zwey antike kolossale Säulen, die, aus Constantinopel hergeführt, als Siegeszeichen der Republik dienten. Aber das Meer, das an dem Siege der Venetianer über das morsche griechische Kaiserthum einen so großen Antheil hatte, wollte auch an den Trophäen den seinigen haben, und verschlang die eine dieser beyden aus einem ein=

zigen Stücke einer kostbaren Mamorart gehauenen Säulen, als sie ausgepackt wurde, und so ist die, die ihren Verlust ersetzen sollte, nur von gemeinem Granit. Oben halten der Markuslöwe und der heilige Theodor, der Schutzpatron Dalmatiens, Wache; aber sie vermochten nicht das umstürzende Schwungrad einer Staaten verschlingenden Zeit aufzuhalten, und so sind sie nichts mehr als todte Zungen einer lebendigen Vergangenheit. Zwischen ihnen floß das Blut des Dogen Falieri, der mehr aus übelberechneter Politik als aus Schlechtigkeit die aristokratische Verfassung der Republik umstürzen wollte, und kein edler Venetianer ging ehemahls zwischen ihnen durch.

Dieser Markusplatz ist für die Venetianer das, was alle übrigen Plätze einer anderen großen Stadt für dieselbe sind. Markt, Forum, Campus martius, Arena, Promenade — alles zusammen ist er — denn er ist gleichsam der einzige in Venedig, der Steine und keine Wellen zum Pflaster hat. Darum concentirt sich auf ihm auch das Leben dieser Stadt im eigentlichsten Sinne, und darum kann man ihn wohl das Herz derselben nennen. Unter seinem Porticus sind die Kaffehhäuser, in denen der heutige Venetianer einen großen Theil des Tages im dolce

far niente zubringt, die Kaufgewölber für Mode- und Kunstsachen, die Boutiken wo man die Theater-Billets verkauft — die Wechsel- und Lottobuden, endlich die Eingänge in die Procurazien. Darum herrscht unter diesen Porticos auch ein Lärm, wie er wohl sonst nirgends, selbst nicht an der Themse gehört wird. Der Pastetchenkrämer, der mit seinem Korbe voll Backereyen daher eilet, der Obstverkäufer, der mit Mispeln oder Marosini an der Säule lehnet und hundertmal in einer Stunde dem Vorübergehenden seine Waare anpreiset — der Theaterbilleteur, der Wasserträger — der einarmige Annoncenausgeber — die Schar der Bettelweiber, die mit Heftigkeit ihre Carità verlangen — Alles dieses zusammen lärmet und schreyet und drängt sich im engen Porticus. Dazu kommt noch die müßige Schar der Spatziergänger, und der gesammten eleganten Welt, die sich hier producirt, und sich in die Kaffehhäuser hineinpflanzt und Sorbett schlürft.

Aber wenn die Nacht kömmt, diese Aurora der Venetianer, dann hebt erst das rechte Leben an. Dann beleuchtet sich jede Bude, und legt ihre Waaren auf das geschmackvollste aus, — dann füllt sich der Porticus mit eleganten Herren und Frauen, dann wird promenirt und gelacht und geschäckert,

und alles unterhält sich auf seine Weise. Die engen Gassen, die sich vom Markusplatze in die Stadt hineinziehen, und von denen diejenigen, wo die Buden der Modewaaren sind, Mercerie genannt werden, sind durch die vielen Lampen, die in den Kaufläden schimmern, und in denen die heutigen Reichthümer Venedigs zur Schau ausgestellt sind, — feenartig beleuchtet, und vor ihnen treibt man sich so lange herum, bis die neunte Stunde einen Theil der Spatziergänger in die Schauspielhäuser abruft. Auf das bunte Gewirre der Herren und Frauen, der Käufer und Verkäufer, der Diebe und Bettler, der Fremden aus allen Nationen, der Freudenmädchen, die hier im lustigen Tanze nach dem gemeinsamen Ziele des Venetianers — dem Vergnügen, und dem Gewinne laufen — schauen freylich die alten Felsenhallen der Gebäude Sansovino's und Palladio's, und die Tempel, und der Glockenthurm finster herab, aber ihre ernste mahnende Stimme vertönet und verhallet ungehört in dem tosenden Treiben des kleinen Lebens.

Wolfgangtag.

Der Empfang des Kaisers.

Ich habe mir oft gedacht, mein geliebter Salesius! was es doch Großes und Wunderbares um das menschliche Herz sey, und wie in seinem kleinen Raume so viele und so schöne Gefühle Platz haben. Nimm nur die Liebe, diese Seele des moralischen Lebens, mit allen ihren tausend verschiedenen Gestaltungen, und mit den unzählbaren Gegenständen, die sie umfaßt und einschließt. Wenn ich diese manchmal bey mir selbst überdachte und herzählte — Ältern- und Kindesliebe, Freundes- und Geschlechtsliebe — Liebe zu Gott und zur Natur, Menschenliebe, Kunstliebe, alle die vielen andern Hauptwörter, welche die Sprache mit diesem umfassenden Begriffe vereinigt und verbindet, so wurd' es mir jederzeit schwer zu entscheiden, welche Art der Liebe ich für die größte und edelste halten solle. Aber nach langem Hin- und Hersinnen fiel ich doch meistens auf die, welche ich bey der obigen Aufzählung nicht genannt habe — auf die Vaterlandsliebe.

Was soll ich denn erst die Beweise für meine Meinung aufzählen — ich darf dich ja nur auf die Annalen der Geschichte verweisen, die ja auf jedem Blatte Beweises genug enthalten. Gehe nach Rom und Athen und frage, wem alle die Denkmale gelten, die Sterbliche Sterblichen aufstellten, und die die Zeit und die Zeiten freylich zertrümmerten, aber deren Andenken in dem edelsten Tempel noch unversehrt da steht — in dem Herzen der bessern Nachkommen. Auf wen, frage ich dich, lauten denn alle diese Ehrenzeugnisse, die ein Zeitalter dem andern ausstellet, als auf solche, die dem Vaterlande lebten und bluteten und starben, und aus deren großen Herzen die Vaterlandsliebe in große Thaten heraus trat, mit denen sie ihre Zeit verewigten und beglückten? — Saturn, dieser seine eignen Kinder verzehrende Gott der Zeit, und die Vandalen aller Zeitalter haben die Tempel des Apoll, und der Diana, und des capitolinischen Zeus dem Boden gleich gemacht; aber wem sind die Namen eines Kodrus und Leonidas, eines Curtius und Brutus untergegangen?

Zu diesen Betrachtungen verleitete mich nicht Venedig und seine Kirchen, in deren jeder das Mausoläum eines großen Mannes steht, sondern der letzte

October; — nicht die todte Vergangenheit, sondern das warme Leben, und das eigene Herz, das an ihm auch an diesem Tage aufschwoll und schlug. Ich bin keiner von jenen Kosmopoliten, die die Schalheit unserer Zeit gebar, und die, wie die neuere Philosophie das Wesen aller Dinge in ein absolutes Nichts setzt, eben so die heiligsten und das menschliche Herz am meisten ehrenden Gefühle in einen leeren Hauch und Dunst auflöset. Ihnen ist die Fürsten- und Vaterlandsliebe fremd und lächerlich, sie, die den Sparter zum ersten unter Hellas Söhnen, und den Römer zum Herrn der Welt machte.

Am letzten October bestiegen wir Morgens die Gondel, um über die Lagune nach Fusina zu schiffen, und unsern Kaiser zu empfangen. Die Lagune kräuselte sich sanft und malerisch unter dem frischen Hauche des Morgenwindes, der in den obern Regionen, wie man aus den eilig dahin ziehenden Nebelstücken sah, zum Sturm geworden, den Wolkenschleyer in Stücke riß, der die aufgehende Sonne verhüllte. Auf der Meeresfläche, die grün und klar vor mir ausgebreitet lag, hüpften die Lichtfunken, welche das Sonnenlicht aus den lebendigen Wellen schlug, wie tanzende Lichter umher, und sammelten sich unter der aufsteigenden Sonne zu einem blenden-

den Feuerstrom, der vom Himmel in's Meer, und auf dem Meere bis zur Gondel herlief, hinter ihr verlief Luft und Meer in einander und in's Unendliche, und nur der dunkle Streif schied beydes von einander.

Wir ruderten emsig und ohne Rast mitten unter den dahinsteuernden Gondeln fort, die wie die Menschenkinder alle nach einem Puncte der Ruhe dahin zogen. Mitten unter den auf das Meer umhergestreuten schwarzen Puncten der Gondeln nahmen sich die seltneren, bunten, mit Seide und Fahnen gezierten, vielruderigen Peoten artig aus, und zwischen dem lustigen Gewirre watete manch hochmastiges Segelschiff majestätisch fort. Rings um uns herum lagen die Forts und die Inseln mit ihren Kirchen und Thurmspitzen, mit ihren gekrönten Pinien und Masten, und zwischen ihnen schoß das Auge auf dem unbegränzten Meere, oder bis an die vom Morgenstrahle beleuchteten Tyrolerberge mit ihren Eiskuppen fort. Aber hinter uns grub sich die Meerstadt mit jedem Ruderschlage tiefer in die Wellen ein, und nur der Campanile stand in seiner alten Höhe da.

In Fusina lag die Meeresfläche mit Schiffen bedeckt und gleichsam gefesselt da. Unter den düstern

Barken und Gondeln schimmerten in Seide und Gold die bunten Bissonen, auf welchen der vermögliche Adel, der Hofstaat, und die Dikasterien fuhren, und in der Mitte lagen die mit venetianischer Pracht und Verschwendung gezierten Kaiserschiffe, weiß und roth mit Federn und Blumen geschmückt, an der Kette der sie ziehenden Barken. Über dem beweglichen Schiffsgewimmel schaute der Balcon hervor, der für die Majestäten erbaut war, die von ihm aus zuerst das im Meer ruhende Venedig erblicken sollten.

Aber auf dem schiffbedeckten Meeresstrande herrschte lautes Leben und lebendige Bewegung. Der neugierige, lautsprechende, mit Hand und Mund zugleich redende Venetianer rief von einer Gondel auf die andere hinüber; bunte Chineser in Seide gekleidet, mit viereckigen Hüten, ruderten emsig im luftig gebauten Schiffchen; goldgelbe Schiffleute mit braunen Gesichtern und Händen commandirten einander — der Gondolier rief lustig dazwischen, türkische Musik ertönte, Brotverkäufer schrien darein und Pistolenschüsse fielen. Neugierde und Erwartung stand auf allen Gesichtern, und tönte von allen Zungen; wer das Glück genossen hatte, die Kaiserinn einmal gesehen zu haben, konnte sie den

neugierigen Damen — die so viel von ihrem Geiste und ihrer Liebenswürdigkeit gehört hatten, von dem Saum des Kleides bis zur Straußenfeder des Kopfputzes nicht oft genug beschreiben. — Jedermann wollte wissen, welchen Anzug der Kaiser haben würde, um ihn ja nicht zu verkennen; — vorausgeschickte Hofwagen mit weißen Pferden langten an, und die Neuheit dieser Gegenstände für die Venetianer, verdrängte auf einen Augenblick bey dem größten Theile alles übrige Interesse — die neuerrichtete Nobelgarde stolzirte in schwerem Golde mit ungeheuren Reiterstiefeln, in den Schiffen herum — Husarenofficiere kamen angesprengt und schrien teutsche Worte herum — starke Schüsse fielen, unter den Schiffen entstand Verwirrung und Geschrey — die mächtige Schar der goldgestickten Uniformen setzte sich in Bewegung — und der Kaiser war da.

Jetzt hallte ein mächtiges »Eviva l'imperator Francesco!" über die Meeresfläche hin, und der Monarch trat auf den Balcon, und begrüßte sein Venedig und sein Meer, das wie ein reicher Teppich zu seinen Füßen lag. Wahrlich es muß ein großes herrliches Gefühl seyn, welches den Sterblichen bey solch' einem Anblicke befällt, der sagen kann: Alles was vor mir liegt, gehorcht meinem Willen un-

bedingt — und so weit mein Auge reicht, herrscht niemand — als ich! —

Der Kaiser und seine Gemahlinn stiegen nun in die für sie bereiteten Barken, und das ganze Schiffsgewühle setzte sich in Bewegung. Unter lautem Gejauchze schwamm die schöne Peote mit ihrer erhabenen Last, mit den schwankenden, weißen Federn und ihren Rosengewinden stolz und majestätisch — aber langsam zwischen der Stadt von kleinen Schiffen und Häuserchen — gleich als geböthe hier das Schiff dem Schiffe, wie der Mensch dem Menschen. Von allen Puncten des Horizontes stieg Rauch und Kanonendonner auf, und aus der im Hintergrunde ruhenden Inselstadt hallte das Geläute aller Glocken herüber. Aber vor ihr lagen im Meere angekettet wie kühne Titanen die gewaltigen Marineschiffe, die ihre Flammen weithin auf's Meer spien. Auf ihren Rahen und Segelstangen standen die Matrosen, oder kletterten an dem Gespinnste des Tauwerkes hinauf, und schauten hoch herab vom Mastkorbe. Diese schönen Ungeheuer lagen alle in ihren Feyerkleidern da, und die bunten Flaggen aller Nationen hingen an ihren Seilen, und lange Seidenstreife flatterten von ihren Masten weit hintan in die See. Aber vom Hintertheile wehte überall die vaterländische Fahne groß

und vom Morgenwinde aufgeschwollen, und ihre Spitze spielte mit den Wellen.

Wir entwanden uns dem Knäuel der unzähligen Schiffe, die den Kaiser begleiteten, weil man das schöne Gewühl nur von weiten gut und richtig überschauen konnte. Dem langsamen abgemessenen Gange des Kaiserschiffes, das, wie es an den Kriegsschiffen vorüber fuhr, ihre unaufhörlich fortdonnernden Feuerschlünde in Ehrfurcht verstummen machte, eilten unsere flinken Gondeln leicht voraus — denn wir wollten nicht im Gedränge der Begleitung den schönen Anblick der vorübersegelnden Flotte verlieren, den wir von den Balconen der neuen Procurazien leicht und mit Muße genießen konnten.

Auf der Piazzetta standen die weißen Reihen des Linienregiments, und die blauen der Marinesoldaten aufgestellt, die Geistlichkeit im kirchlichen Ornate, die Behörden, die dem Kaiser nicht nach Fusina entgegen gegangen waren, und die gewaltige Schar der Zuschauer, die hinter dem Militär herumtoste, empfing das Kaiserpaar hier, um es in die Markuskirche zu geleiten. Es dauerte lange, ehe die Flotte den Canal grande, der sich wie ein gekrümmtes S mitten durch die Stadt windet, durchfahren hatte, darum gewannen wir noch Zeit genug, uns

an Paolo's herrlichen Gemälden, mit denen alle Wände des Pallastes ausgeschmückt waren, zu weiden.

Nach einer halben Stunde verkündigten die heranfliegenden Gondeln die Ankunft des Kaiserpaares, das wirklich einige Minuten später mit seiner unzählbaren Begleitung den Canal herunter schwamm. Die Ruhe der Bewegung, die den feyerlichen Zug begünstigte, und die auf dem festen Lande nie erreicht werden kann — das schimmernde Meer, das zwischen den Gondeln durchblitzte — das bunte Freudengewühl der Peoten, die das Kaiserschiff umgaben — die Festlichkeit, die sich auf allen Gesichtern abmalte, und an der selbst die Gebäude Theil nahmen von deren Fenstern überall farbige Tücher nach hiesiger Sitte herabhingen — alles dieses zusammen gab einen ungemein schönen und zugleich feyerlichen Anblick.

Als die Majestäten ausgestiegen waren, wurden sie von der Geistlichkeit empfangen, und nach St. Markus geleitet. Nach kurzem Gebethe stieg der Kaiser in die Procurazien hinauf und durchging die Länge des Pallastes, und trat mit der Kaiserinn unvermuthet vor ein Fenster, um sich dem Volke zu zeigen. Dieses hatte sich in unzählbarer Menge auf dem Markusplatze angehäuft, und empfing ihn mit

einem lauten Vivat, und mit dem hier gebräuchlichen Schwenken der weißen Tücher.

Guter Kaiser, dacht' ich mir da — könntest du alle die Wünsche und Hoffnungen, die deine Gegenwart bey der lautrufenden Menge da unten erregt, erfüllen — wer wäre glücklicher als du! — aber wie viele aus ihnen werden sich mit schwerem Herzen deinem Throne nähern — und mit schwerem sich wieder entfernen! —

Blandinatag.

Das Arsenal.

Ich bin in der Werkstätte des Krieges gewesen, wo dieser ewig tobende Vulkan seine Flammen und seine Lavaströme bereitet, mit denen er so viele Herculanum und Pompeji niederstürzt und begräbt. Ich habe das Arsenal gesehen, mit seinen Feueressen und Schiffswerften und Sailerstätten, und die kleinen Anfänge, aus denen die Kunst des Menschen die größten Wunderwerke verfertigt — den Baumstamm und den Flachsbündel, — und zugleich das Linienschiff, das aus ihnen hervorsteigt.

Wahrhaftig, Salesius! wenn man die Höhe der Ausbildung der mechanischen Künste, und die Größe,

zu der es der menschliche Geist in ihnen gebracht hat, sehen und anstaunen will, so muß man in's Arsenal von Venedig gehen, in dieses größte Werkhaus des Krieges, wo seine Schrecken in all' ihrer Furchtbarkeit, und zugleich in ihren rohen Elementen da liegen. Es befiel mich ein sonderbares Gefühl, als ich vor dem Thore dieser Kinderstube der venetianischen Republik, in der sie zum gewaltigen Herkules aufgewachsen war, stand, und mir die griechischen Löwen aus dem Piraeus Athens gleich gefesselten Wächtern entgegen schauten. Innerhalb desselben that sich dem Landgebornen die größte Mannigfaltigkeit ungesehener Gegenstände auf, denn diese alten finstern Mauern umschließen eine neue Welt. Diese Baustätten, in denen das Schiffbauholz von der kleinsten Rolle bis zum ungeheuersten Kiele und Maste gezimmert wird, diese Feuerherde, worauf die kleinsten Nägel und die Nothanker der Linienschiffe geschmiedet werden, diese zwey hundert achtzig Klafter langen Seilerstätten, und endlich die Schiffswerften der kleinen Gondeln und Barken bis zu denen, auf welchen die Riesengerippe der Kriegsschiffe von hundert Kanonen liegen — haben einst diese meerumschlossene Stadt zur Überwinde-

rinn des Orients und zur Handelsköniginn der gesammten Welt gemacht.

Wir sahen hier die von den Franzosen zu bauen angefangenen Linienschiffe, von denen der ungeheure Holzkörper da stand; wir bestiegen eine abgetakelte Fregatte, und ließen uns in allen ihren Theilen herumführen. Wir durchwanderten die Waffenkammern des Arsenals, ungeheure Säle, in denen die Werkzeuge des Todes mit Kunst und Geschmack geordnet sind, und in deren einem der Meißel Canova's dem unsterblichen Seehelden Emo ein herrliches Denkmal errichtete.

Endlich kamen wir auch zu dem neu erbauten Linienschiffe Cesare, dessen Vonstapellaufen nur die Anwesenheit des Kaisers erwartete. Auf der Werfte ruht dieses immense Holzgebäude, auf einem sonderbaren kammartigen Geflechte von Balken und Tonnen, auf denen es erbaut ist, in einer schiefen Lage, so daß, wenn man die Balken, welche es von der Seite und von vornen unterstützen, wegnimmt, nur eine kleine Kraft dazu erfordert wird, um das Schiff in Bewegung zu setzen. Dieses Schauspiel gewährte uns eine der imposantesten Scenen, welche man in dieser Art haben kann. Nachdem der Kaiser und seine Gemahlinn die Mechanik des Sta-

pels besehen hatten, fing man an, einen Balken nach dem andern unter dem Bauche des Schiffes hinwegzunehmen, so daß die ganze schiefe Last desselben am Ende nur mehr auf zwey kleinen Keilen ruhte. Wie diese hinweg geschlagen wurden, so rollte das Gebäude anfangs langsam, dann immer schneller in's Wasser, das, von der ungeheuren Last gedrückt, sich brausend zu einem Berge aufbäumte, und von einer Schwere von mehr als drey Millionen Pfund gegen Boden gepreßt in ungeheuren Wallungen gegen das Ufer getrieben wurde, und unter den Schiffen, auf denen wir standen, eine erdbebenartige Bewegung hervorbrachte. Wie groß die Schwere dieser Last seyn müsse, konnten wir daraus abnehmen, daß der ganze Stapel, worauf das Schiff fortrutschte, rauchte, und daß man Feuerspritzen in der Nähe hatte, weil es nicht selten geschieht, daß sich durch die Reibung, die diese Last auf dem Stapel hervorbringt — obwohl sie sich auf jedem Puncte desselben nur einen Augenblick befindet — dieser entzündet und in Flammen auflodert.

Die Majestät der Bewegung eines so ungeheuren Gegenstandes, die man mit nichts, als mit der einer Schneelavine vergleichen kann, und der Kampf des Elementes gegen seinen Druck macht einen

großen Eindruck, und entlockt dem Munde einen unwillkührlichen Schrey des Erstaunens. Die Genauigkeit der Berechnung, welche dazu erfordert wird, um die Schnelligkeit der Bewegung, mit der das Schiff in's Wasser läuft, und das so richtige Gleichgewicht, mit dem es sich auf dem Stapel fortbewegt, hervorzubringen, machen dem menschlichen Geiste gewiß Ehre genug.

Ich kann es dir nicht sagen, Salesius! welch' ein Gefühl der Bewunderung das große Etablissement des Arsenals, das kein gleiches in der Welt hat, in mir hervorbrachte — und wie es mir in ihm anschaulich wurde, wie eine einzelne Stadt durch diese Kraft und diese Kunst ganze Länder bezwingen kann — wie einst Athen, und später Venedig. Alle Gebäude, die der Mensch auf der Erde aufführt, ruhen fest und unbeweglich auf ihren Grundfesten, und sie stürzen, wenn Bewegung in diese tritt; darum findet der Geist in ihnen nichts Wunderbares, denn er hat das größte Prachtgebäude — die Erde — selbst beständig vor Augen. Aber die Häuser, die auf ein bewegliches Element gebaut sind, und die der Mensch trotz allen Stürmen und Orkanen, die sie zerstörend umlagern, auf so ungeheure Entfernungen herum schickt, und die er wie Glieder seines Leibes zu

regieren erfunden hat — sie sind Wunderwerke im wahren Sinne des Wortes, denn sie geben den großen Sieg kund, welchen der menschliche Geist und seine Kunst über die blinde Wuth der Elemente davon getragen hat.

Jonastag.

Leben in Venedig.

Ich bin übel gelaunt, Salesius! — Das ist schlimm, wirst du sagen — das soll der Mensch nie, und nirgends! Unwillig magst du seyn — traurig, ja auch zornig, das ist oft alles am rechten Platze — aber die üble Laune ist ein giftiges Insect, das seine Eyer in die Puppen unserer schönsten Freuden legt, und wenn der Schmetterling der heitern Stunde die harte Hülle abwerfen soll, ist nichts darin, als eine häßliche Schmeißfliege. Schäme dich! am allerwenigsten soll man es in der Jugend, und auf Reisen! —

Das sagt' ich zu mir auch, Salesius! eh ich in den Reisewagen stieg; aber jetzt sitz' ich in Venedig, und es ist schon spät in der Nacht, und der Markusplatz tobt noch mit seinem alten Lärmen, und die Pechpfanne von dem Gerüste, das man zur Cucagna zusammenhämmert, schaut mir mit ihrer häßlichen ro-

then Flamme zum Fenster herein. Unten treibt der Kerl mit seinen gebratenen Birnen, und ein anderer, der schlechtes Backwerk herumträgt und ausschreyt, sein Wesen, und ihr Geschrey verfolgt mich sogar bis in mein Zimmer. Der Bursche, der die gezogenen Nummern mit einer beyspiellosen Lungenkraft zehntausendmal in einer Stunde auslärmt — jauchzt unten auch vorbey, und jagt die vernünftigen Gedanken, die sich endlich in meinem Kopfe gesammelt haben, wie eine Schar schüchterner Repphühner aus einander.

Ich frage dich, Salesius, soll ich in die Opera seria gehen, die man gestern auspfiff, und die mit ihren vier Stunden langen harmonielosen Recitativen weit besser wirkt, als alles Opium und Mohnsaft — oder soll ich in die interessantissima comedia tutto da ridere gehen, wo außer dem Komiker alles schlecht ist — oder in die Gesellschaft, wo ich mitten unter sieben bis acht Cicisbeo's eine geschlagene Stunde wie ein Taubstummer da sitze, weil ich lieber nichts, als sinnloses Unzeug rede, und mich ärgere, daß sieben Italiener nicht einmal zusammen so viel Witz haben, eine halbe Stunde lang ein Gespräch mit der Signora zu unterhalten — und daß sie ganz ruhig auf ihren Sesseln herum sitzen, wäh-

rend der jüngste aus ihnen halblaut der Signora Fadigkeiten in's Ohr raunt? — Gestern hab' ichs genossen, Salesius! und mich glücklich gepriesen, daß ich endlich einen alten, finstern, und wie einen Cavalleros del turone stolzen Exsenatoren von Venetia ans Schachspiel zerrte! —

Nein, Salesius! nichts von dem allen soll geschehen — sondern ich will Hut und Stock nehmen, und einen Spatziergang machen. Das war ja von je her meine Universalmedicin gegen allen Trübsinn und üblen Humor, und sie hat mir stets vortrefflich angeschlagen.

Ja das wäre nun freylich recht, und sehr klug ausgesonnen, aber da befind' ich mich nun in Venedig, wo es gar keinen Spatziergang gibt? — Merkst du nun, Salesius! daß auch einen verständigen Menschensohn in Venedig der Geist der bösen Laune ertappen kann.

Aber gut! so will ich mich in's Gedränge des Markusplatzes werfen, und in dem Gewühle der Menschen Zerstreuung suchen — komm, du sollst mich begleiten. — Sag mir vor allen, mein liebster Bruder — frägst du mich — was man da für ein ungeheures Gerüste noch in später Mitternacht, mitten auf dem schönen Markusplatze aufschlägt und zim-

mert? — Sind die alten unruhigen Zeiten der Republik wieder zurückgekehrt, und enthaupten die Aristokraten morgen wieder einen Doge?" — Nein, mein Bester! ich sage dir ja, die Cucagna ist's, wozu man dieß Alles aufrichtet — die Cucagna aber ist nichts anders als eine Travestie von Saturns goldenem Weltalter und dem Leben in Arkadien, d. h. die Municipalität wirft am 18. dieses — Würste und Fleisch und Brot unter das hungrige Volk aus. Aber wir wollen noch schweigen darüber, bis wir es selbst erlebt haben.

Was will der Kerl, der uns auf jedem Schritte nachschleicht? — Warte, wir wollen uns erkundigen! — „Cosa volete? — Sior! non avete bisognò d'una bella ragazza?" — — — —

Du wirst unwillig über die Bettler, durch die man sich erst den Weg bahnen muß, um in jenes Kaffehhaus zu gelangen? — Ja, guter Salesius! das sind nun einmal die Dornenhecken, mit denen hier jeder Genuß umzäunt ist. Sieh wie hier in dem kleinen Zimmer alles voll ist. Herren und Frauen sitzen herum und schlürfen ihren schwarzen Kaffeh, diesen Nektar und Lebensbalsam der Venetianer, den jeder, der es vermag, zehnmal des Tages trinkt. Der Garzone geht mit der großen Kanne herum und schenkt

jedem sein kleines Schälchen voll, denn auch die Damen trinken ihn nie weiß. Ein alter Geistlicher liest laut mit Predigerstimme die Notizie del mondo vor, und die betagten Politiker verwenden kein Auge von ihm. Hübsche Frauen sitzen mit entblößten Reitzen herum, wie es denn die Venetianerinnen schon von alten Zeiten her mit der Schamhaftigkeit nicht so genau nehmen.

Du wunderst dich, daß man weder spiele, noch discurire? — aber da kennst du wenig, worin der Südländer und besonders der Venetianer sein höchstes Wohlbefinden sucht. Wenn der Teutsche, der Engländer, der Franzose ins Kaffehhaus geht, so thut er's, um sich zu zerstreuen, um Menschen zu sehen, um sich mit seinen Bekannten zu unterreden: der Italiener hingegen, um seine Siesta zu machen. So wie das Mittagsmahl hier geendet ist, so nimmt die Dame des Hauses von der Gesellschaft Abschied, um, wie sie selbst ganz offenherzig gesteht, ein Stündchen zu ruhen. Die Gäste und Cicisbeen, von denen gewöhnlich einer oder der andere zu Tische geladen wird, entfernen sich nun gleichfalls, und die Männer gehen gewöhnlich zu Florian — das älteste Kaffehhaus in Venedig, das nie geschlossen wird — und setzen sich ins kleine Zimmer, das weniger durch

einen Kamin, als durch die Menge der da sitzenden Personen erwärmt wird, — und schlafen einer nach dem andern ein. Haben sie verdaut und ausgeschlafen, so bleiben sie ohne viele Bewegung, und vermuthlich größten Theils auch ohne viele Gedanken auf ihrem Platze sitzen im dolce far niente. — So siehst du die edlen Venetianer zu Dutzenden herumgelagert, und ihre Siesta machen.

Aber wir wollen's ihnen nicht gleich thun, sondern weil bey diesen Umständen die Unterhaltung hier ohnehin sehr mager ausfällt — uns fortmachen. Auf dem Markusplatze und seinen bedeckten Gängen herrscht noch Leben und Bewegung wie am hellen Tage; alle Buden und Kaffehhäuser sind al giorno beleuchtet; verschlungene Paare drängen sich hin und wieder; ein Leyermann und zwey Violinen wandern lustig auf und ab, und hinter ihnen marschiert ein Volkshaufe tactmäßig her. Aus den Mercerien drängt sich die Menge heraus — wir wollen hinein, und die Herrlichkeiten beschauen, die da die Gewinnsucht als Lockspeise der Eitelkeit und des Luxus feilbiethet. Die Menge der Confectbuden, die man überall trifft, und die ihre Süßigkeiten besonders einladend geordnet haben, beweisen uns, daß der Italiener der Naschhaftigkeit eben nicht abhold ist. Gold- und Silberge-

schmeide-, und Gallanteriesachen, gibt es auch in Menge, aber die Buden, wo man die Bedürfnisse des Geistes verkauft, sehen armselig genug aus. Der literarische Commerz scheint hier eben nicht der ausgebreitetste zu seyn — denn unter allen Bücherbuden, die ich besuchte, fand ich noch wenig andere Producte unsers deutschen Vaterlandes, als höchstens eine und die andere italienische Sprachlehre von Valentin Meidinger. Der Schneider sitzt als Aushängeschild seines eigenen Gewerbes, auf dem erleuchteten Fenster, und nadelt emsig neben zwey Lichtern fort, hinten aber hängen die bunten Schmetterlingsflügel, die der künstliche Mann so mancher garstigen Raupe anklebt. Unter den Brücken, die die Gassen an einander ketten, fahren noch die schwarzen Gondeln mit ihrer Laterne an der linken Seite durch, und die Barkarole rufen einander unverständliche Worte zu.

Aber — hör' ich dich ausrufen — was für ein häßlicher Geruch verfolgt einen hier den ganzen Tag, und durch alle Gassen, die man durchschreitet? — Es ist der Geruch des durch alle Unreinigkeiten Venedigs angefüllten Seewassers — und der noch häßlichere des Öhles, das hier anstatt der Butter gebraucht wird. In den engen Gassen gesellt sich dann auch

noch jener des Fleisches, das hier an allen Orten verkauft wird, und der venetianischen Unreinlichkeit dazu, und das gibt nun freylich ein Parfüm, das nur für italienische Geruchsnerven erträglich ist — deutsche Nasen aber leicht verjagt.

Das muß man denn doch eingestehen, daß die Venetianer viel Geschmack und Geschicklichkeit in der Auslegung ihrer Feilschaften zeigen. Wo fiele es denn einmal einem deutschen Wildbrethändler ein, seinen Stand zu einem Naturaliencabinet auszurüsten, und seine Hasen und Kaninchen in lebendigen Stellungen herauszuputzen? Sticht das Schnepfenheer mit seinen Schnäbeln nicht weit hinaus und öffnen nicht die Wildenten die ihrigen zu einem lauten Geschnatter? Selbst die Wachteln und Repphühner scheinen unter dem grünen Gesträuche herumzulaufen, und zwischen ihnen setzt flüchtig der Haase mit gekreutzten Läufen und aufgerichteten Löffeln hindurch. Auch das Obst ist in seinen Körben zierlich mit Papierspänen geordnet, und die Mispeln, die hier eigentlich zu Hause sind, und süße Trauben von gelblichter Farbe lachen einen ganz vorzüglich an. Indessen wollen wir an allen diesen Herrlichkeiten, wie auch an den Buden mit gebra-

tenen Birnen und Äpfeln vorübereilen, und unsern Abend im Theater beschließen.

Dazu wählen wir jenes von San Benedetto des Vestris wegen, dessen ausgezeichnetes komisches Talent mich schon oft lachen machte. Wir sehen hier den letzten Act (denn es ist nahe an Mitternacht) von dem Lustspiele *L'estravaganza*, worin er einen englischen Mylord mit allen Narrheiten des Spleen, sehr prächtig, nur ein wenig übertrieben, darstellt; aber dafür sind wir in Italien. Wir sehen seinem Spiele gerne zu, da er die seltene Gabe hat, bey beybehaltener großer Ernsthaftigkeit, und ohne Hinaustreten aus dem Charakter, den er eben darstellet, herzliches Gelächter zu erregen. So wie er aber geendigt hat, so gehen wir auch fort, denn die übrigen Schauspieler sind selbst den Venetianern, die doch sehr an das Mittelmäßige gewöhnt sind, nicht genügend.

Siehe, Salesius! wie sich der Mond heiter und ruhig in der Lagune spiegelt, und wie er sein ätzendes Licht über die finsteren Palläste ausgießt, gleich als wollt' er diese Steinmassen auflösen und vernichten. Sein zitternder Strahl fällt hier zwar auf das lebendige Treiben der Menschen hin, aber er hat hier nicht, wie in unserem Vaterlande, die all-

mächtige Kraft, das wache Leben allmählich in die Arme des Schlafes hinüber zu führen — sondern hier tobt es noch lange fort — bis es endlich auch verstummt und sich zur Ruhe begibt. — Wir aber wollen es jetzt thun, und wenig darauf achten, daß man in Venedig erst um 3 Uhr zu Bette geht.

Ottmarstag.

Die Cucagna.

Am Ottmarstage hingegen brach gleich am frühen Morgen, das heißt in der gebildeten venetianischen Welt um acht Uhr — ein ganz anderes Leben an. Der Kampf zwischen dem Scirocco und Porino, von denen der erstere hier die Plejaden, der zweyte den heiteren Helios aufgehen macht, hatte sich zum Vortheil des letztern entschieden, und die Sonne stach schon durch die herüberhangenden Regenwolken hindurch zum sichern Zeichen, daß sie um Mittag rein und unverdeckt am Himmel strahlen werde. Auf dem Markusplatze, wo schon die ersten Nadeln der Eisdecke der Bevölkerung, die ihn später überzog, anschossen, stand der regengetränkte griechische Tempel, dessen leinene Wände der Regensturm der Nacht aus Weiß in Grau gefärbt

hatte. Zwey breite Stiegen führten zu der auf dorischen Säulen ruhenden Rotunda, aus deren Heiligthume sich heute Amaltheas Horn des Überflusses über das venetianische Volk ergießen sollte. Zwey späterhin übertünchte Aufschriften nannten anfangs dem Wanderer die Deitas incognita, welcher dieser Tempel geheiligt war, denn sie lauteten: Templum Deae Crapulae a Populo Veneto dedicatum laetitiae, und waren im schönen Lapidarstyl auf die Seitenwände geklert. Auf den verlängerten Diagonalen der Tempelbasis, stachen vier rothangestrichene Mastbäume gen Himmel, die auf ihren Spitzen Eichenkränze trugen, und unter den goldenen Kugeln eine Rolle zur Befestigung der Preise, die zum Unterschiede von den olympischen und isthmischen Spielen weniger in einem Lorber- und Fichtenreiß, als vielmehr in einem tüchtigen Geldbeutel, und in einem Wurstgehänge bestanden.

Jetzt hob der Zug der Fachini an, die große Säcke mit Brot und mächtige Körbe mit Würsten und Käse zum Heiligthume hinaufschleppten. Die schleppende Menge wurde zu beyden Seiten mit Militär eingefaßt, damit sich das Volk, von dem man nicht fordern konnte, daß es alle diese Herrlichkeiten mit stoischer Gleichgültigkeit anstaune, nicht an ihnen

vergreife. Treffliche Weinfässer waren ohnehin zu beyden Seiten unter den Stiegen aufgefahren, und ihre Spundlöcher mündeten sich in Löwen- und Tygerköpfe, die sich wieder in Wannen ergossen. Noch aber rann nichts. Oben im Heiligthume standen ansehnliche Magistratspersonen, die sich mit Wurst- und Käseschneiderey und mit Aufschichtung der Schau-Brote (denn das waren sie vor der Hand) beschäftigten, oder vier Geldbeutel von verschiedener Farbe, und bunte Seidenbänder, und einiges Flittergold in den Händen hielten. Rings um sie wuchsen ansehnliche Brustwehren von Semmeln in die Höhe, runde Säulen von Käselaiben — die ich als Myop unbegreiflicher Weise lange Zeit für Mühlsteine hielt — wurden aufgebaut — die vier Mayenbäume in den Tempelvorsprüngen wurden mit Wurstguirlanden behangen, und auf ein Piedestal von Weißbrot gehoben — die Tempelsäulen legte man schön mit trefflichen Schinken und Blutwürsten aus. Aber aus der Delphoshöhle des Tempels tönten Hühner und Entenstimmen vernehmliche Orakelsprüche hervor, auf die das gläubige Volk viel zu halten schien; auch flog zwischen den Würsten und Schinken viel anderes Federvieh an.

Um die Mastbäume sah man nun sich einen be-

trächtlichen Menschenhaufen versammeln, denn an ihnen wurden Geldbeutel und lebendige Bestien hinaufgezogen, welche letztere aber ihren letzten Flug in umgekehrter Richtung machten; oben hatten sie vermög ihrer Lage Muße genug, auf das sich unten herumtreibende Volk stolz herabzusehen. Zu ihnen hinauf warfen die Buben und Fachini — die Nachmittags den nähmlichen Weg wie die Bestien einzuschlagen gedachten, sehnsüchtige Blicke, und sahen es keineswegs gleichgültig an, als einer vom Magistrat mit zwey tüchtigen Händen voll Schmalz an den Bäumen herunterfuhr, um sie gleichsam zu wahren Eisnadeln auszuglätten.

Es war nun schon vieles Volk auf dem Platze. An den Fenstern der Procurazien hing man reiche seidene Tapeten heraus, am Tempeldache kletterten Lampensteller hin und her, die sämmtlich bey einem Loche, das die engere Kuppel mit dem weiteren Gesimse machte, gleich Feldmäusen aus und ein schlüpften. Unten zog das müßige Volk berathschlagend herum und übte seine Arme im Greifen und Ausstrecken. Polizeisoldaten postirten sich an die Schleußen des Markusplatzes, durch welche sich der Menschenstrom ergoß, und contramandirten alle Prügel und andere Stöcke, denn bey der Cucagna

ward nur der Faust- oder Cestuskampf passirt. Aber anjetzo fiel mir ein, daß ich mich selbst muthwilliger Weise um einen guten Theil des heutigen Spaßes defraudirte, wenn ich wie bisher ununterbrochen am Fenster bliebe, und zusähe, wie zum Prachtgebäude des Festes ein Stein um den anderen zurecht gelegt werde, anstatt mir durch eine kurze Entbehrung den Genuß des überraschenden Anblickes des ganzen menschengefüllten Markusplatzes, der vermöge seiner Größe für ein wahres römisches Forum gelten konnte, zu verschaffen. Welcher gestalten ich sonach freywillig mich vom weitern Anblick desselben enthielt.

Mit Schlag 2 Uhr trat ich wieder ans Fenster und ergetzte mich sehr an meiner eigenen Überraschung. Denn der Markusplatz glich wirklich dem Menschenmaße, mit dem Xerxes beym Übergang über den Hellespont nach Herodot sein Heer zählte und abmaß. Dreyßigtausend Köpfe konnte man ohne sonderliche Mühe zählen, denn die anfangs hin und her wogende Volksmengen war bereits im Kessel des Platzes zu einem feststehenden Brey gekocht, und gleich Pflastersteinen eingerammt, und konnte sich sonach wenig bewegen. Mit den alten Procurazien war von den neuen aus

keine andere Communication mehr offen — denn über die Köpfe hinwegschreiten wollte niemand, obwohl es leicht anging — als die telegraphische; denn aus den Fenstern der erstern sah schon viel schöne Welt heraus. Der Glockenthurm schien auf einem Terassenwerk von Menschen zu stehen — und oben sogar gab's Zuseher — unter denen ich mich auch gerne befunden hätte, weil der unten wirbelnde Ameishaufe, von einer Höhe von siebenzig Klafter besehen, komisch genug gelassen haben muß. Die Markuskirche hatte an ihren Außenwerken neben der Goldmosaik noch eine von Menschengesichtern, ja auf den Dächern sogar gab's viele Schaulustige.

Unten aber fing das Volk schon an unruhig zu werden und ließ in der That besorgen, es werde, wenn es sich ansetzte, den Markusplatz um ein Merkliches weiter machen, und die Procurazien um einige Schritte zurückschieben; — waren nicht viele von Pallestrina und Chioggia hereingewandert, um dem Wunder der Brotvermehrung beyzuwohnen, und hatten somit wenig anderes in ihren Mägen als Hunger? — stand das Volk nicht überdieß hart vor der Cucagna, und sah zu den unermeßlichen Schätzen hinauf, und wo ist der Hunger größer als vor einer wohlbesetzten Tafel? — Ja warfen nicht einige

Magistrate zu ihrer eigenen Belustigung einzelne Semmeln und Würste in den verschlingenden Strudel hinab, und erhoben sich nicht sogleich jedes Mal einige tausend Stimmen und noch einmal so viele Hände und bettelten auch um Etwas? — Wer — frag' ich — konnte bey solchen Umständen den venetianischen Quiriten ihren Hunger und die Ungeduld, mit der sie der Eröffnung der Cucagna entgegensahen, verargen? —

Es schlug die dritte Stunde, auf welche alles schon seit frühem Morgen paßte — aber so viel man sah, ohne merklichen Erfolg; denn weder der Mannaregen, noch der Wachtelzug wollte anheben — und das hungrige Volk der Israeliten in der Wüste seufzte gewaltig nach seinem Moses, damit er weniger aus dürren Felsen Wasser — als vielmehr aus Löwen- und Tygerfratzen Wein herausschlagen möchte. Um das Centrum des Festes, d. h. um den Tempel herum, lagen die Heere der Männer gelagert, und einzelne Arme streckten sich aus ihnen von Zeit zu Zeit empor und schnappten zur Übung vor der Hand nach Luft und suchten sich um einige Zolle durch Strecken zu verlängern. An den fernen Seiten des Platzes war der Schnee der Falzoletti angeflogen, und die Weiber standen da ohne Hoffnung,

aber ohne Furcht. Die chemische Absonderung der Volksclassen war genau nach den Gesetzen der Attraction der Verwandtschaft vor sich gegangen, denn alles, was zum Plebs gehörte, lag präcipitirt am Boden, und oben schwammen nur Leute von Extraction.

Jetzt erschien der Kaiser, und ein Geschrey — wie das der versammelten Griechen, als ihnen der römische Feldherr bey den isthmischen Spielen die zweifelhafte Freyheit verkündigte — ertönte in die Luft; aber das Volk hatte jetzt keine Zeit auf ihn zu schauen, es konnte kein Auge von dem Tempel abwenden, von dem schon einige Bogenschüsse mit Semmeln die Signale waren, daß es nunmehr angehen werde. Sogleich erhoben sich alle Hände und griffen nach Luft. Nun fingen die Batterien stark zu arbeiten an, aber die Quiriten machten sich in ihrem Heldenmuthe aus dem Kartätschenfeuer mit Brot wenig, sondern standen fest, und waren sehr tapfer, auch wußten sie einigen Ketten- und Traubenschüssen von Würsten geschickt auszupariren, so daß die Kette augenblicklich zerrissen war, und sonach nur wenige bestreifen konnte. Aber nunmehr fing's an arg zu werden, denn oben ließ man wälsche und andere Hühner, Gänse, Enten und anderes Federvieh los, und die Bestien wollten ungescheut — ei-

einen andern Fleck fanden sie nicht — auf den Köpfen des Volkes aufsitzen, aber die Quiriten vertheidigten sich tapfer und erwürgten sie — eh' sie noch zum Aufsitzen kamen — geschickt in der Luft, und zerrissen alles, was Federn hatte. Auch sah man grimmige Gesichter auf einander losarbeiten, weil an dem nämlichen Vieh oft mehr als zehn Hände rupften und zerrten, und die erste Besitzergreifung schwer auszumitteln war. An den rothen Masten, die vom Fette schön in der Sonne glänzten, stiegen einzelne muthige Atleten hinan, und rutschten lustig wieder herab, denn es war der Eisnadel kein Halt abzugewinnen. An einigen hoben sich gewaltige Menschenpyramiden hinan, die so lange fortwuchsen, bis die Basis sich zu schwach fühlte und nachgab, wo sogleich der ganze Bau aus einander kollerte.

Aber oben in der Wurfbatterie that man auch das Seinige, und feuerte muthig und ununterbrochen fort, aber ohne sichtbaren Erfolg, weil unten die Mehrzahl, und man zu geschickt im Auspariren war. Jetzt griff man zum Äußersten und suchte den Feind durch Überschwemmung zum Aufheben der Belagerung zu zwingen. Sonach eröffnete man unversehens die Weinschleußen, und die Löwen- und Tigerköpfe huben an grimmig zu speyen, und ordent-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

liche Wehren von blutrothem Weine schoßen herab. Aber die Quiriten waren ihrer Seits auf diese Kriegslist längst vorbereitet, und sie fruchtete daher wenig, denn sie wußten geschickt den sich mächtig ergießenden Strom in viele Bächlein und Quellen abzuleiten, die sie vernünftig weniger in andere zerbrechliche Gefäße, als vielmehr in die tragbaren ihrer eigenen Mägen auffingen.

Nunmehr fing in der Cucagna die Desperation einzureißen an. Alles Waffenfähige wurde zur Vertheidigung aufgebothen. Handwerker, Lampenputzer, Bediente in der herzoglich-modenesischen Livree, die allerhöchste Municipalität, grüne Büchsenspanner schoßen, die Musikanten auf den vier Seiten legten ihre Instrumente bey Seite, — die große Trommel und der Serpent feuerten bedeutend — sogar die als Pallisaden aufgestellte Mannschaft vom Linien-Regiment schoß weniger mit Bley — als mit Brot. Ja man deckte sogar einige versteckte Batterien von Käse- und Schinkenstücken auf, und spielte damit auf alle vier Flanken unermüdet, und als dieß alles nichts helfen wollte, griff der Commandant seiner Seits zur gewöhnlichen letzten Kriegslist, und suchte durch ausgestreute Proclamationen, und falsche Kriegs- und Friedensberichte, und andere Versprechungen und

Aufmunterungen Uneinigkeit unter den Belagerern anzuzetteln — aber auch das verfing wenig — denn man nahm sich keine Zeit sie zu lesen, sondern steckte sie nur in der Eile bey.

Die Alethen ihrer Seits ermüdeten eben so wenig — so oft einige an der Eisnadel aus- und herabrutschten, klimmten andere wieder von neuem hinauf, ganze Banden schienen sich gegen die obenhängende halbtodte Bestie, und den An- und Zuwachs von 150 Liren und einigen Wurstschnüren verschworen zu haben, und hoben einander auf ihren Schultern empor. Ja die Titanen hatten beträchtliche Berge von Strohsäcken auf einander gethürmt, und suchten solchergestalten dem obenhängenden Olympus etwas abzugewinnen. Auch ersannen sie ihrer Seits treffliche Kriegslisten. Einige suchten das Ausglitschen auf der steilrecht aufsteigenden Eisbahn durch Kreide zu überwinden, und steckten die Hände fleißig in die Taschen, und brachten sie jedes Mal weiß heraus. Andere wanden sich an Stricken und Seilen empor, die sie dem Mastbaum umhingen, und meinten sich so zu poussiren; aber alles dieß kostete viel Arbeit und Schweiß, und führte langsam und ungewiß zum Ziele. Endlich errang ein Junge — mir unbewußt durch welche Teufelskünste

— die höhere Region, die der Schmierer, weil sie zu hoch lag, nicht mehr aneisen konnte, und rutschte sonach gemächlich hinauf, und holte sich Beutel, Gans, und Würste. Das half den Belagerten in dem Tempel ein wenig, denn der Feind mußte nun auf den Buben anstatt auf die Festung schauen, und brauchte seine Hände auf einen Augenblick zu etwas anderem, als zum Fechten und Auspariren — zum Klatschen nämlich. Aber so wie das Volk wieder zu sich kam, ging's mit der Festung auf die Neige. Die Munitionsvorräthe fingen an auszugehen, denn man hatte sich im ersten Eifer verschossen — man konnte solches bereits aus dem Matterwerden der Wurfbatterien bemerken — die Mayenbäume hatte man ebenfalls schon abgeräumt, und nun gings an die Wurstguirlanden, welche die beyden Seiten des Tempels bekränzten und ausschmückten.

Aber auch bey den Belagerern fing sich zwar nicht so wohl ihr Eifer, als vielmehr ihre Anzahl zu vermindern an. Viele waren mit ihrer Kriegsbeute von ihrem Posten entwichen, andere waren bereits invalide geworden, noch andere waren mit den Atlethen, die ihre Preise errungen hatten, davon gezogen. Der größte Theil zwar stand noch rüstig und bereit zum Auffangen und Auspariren da, aber

es war wenig mehr zu erschnappen. Unter den Feinden waren übrigens bey weitem nicht alle von gleicher Tapferkeit — so zum Beyspiel observirte ich selber lange Zeit einen armen Teufel von Graukopf, der sich immer vergebens ansetzte etwas zu erschnappen, bis endlich unversehens eine Gans auf seinen Kahlkopf aufzusitzen gedachte, und geraden Fluges in seine aufgesperrten Hände fuhr. Somit schnappte er sie augenblicklich fest zusammen, und marschirte ab, um seinen Fang in Sicherheit zu setzen.

Jetzt entfernte sich der Kaiser — denn die Cucagna war geendigt — und seine Entfernung war dem eleganten Volke, das zu allen Fenstern herausschaute, das Zeichen zum Aufbruche. Somit setzte sich solches ebenfalls in Bewegung und eilte von allen Seiten seinem Mittagsmahle zu.

Als wir wieder auf die Piazza zurück eilten — warf der Tempel statt Eßwaaren Strahlen aus, und war herrlich beleuchtet. Neues Leben war überall erwacht, das Volk wogte auf und nieder — selbst die höheren Stände fingen nach und nach an in die niederen Regionen sich herabzuwagen. Musik ertönte von mehreren Seiten — getanzt wurde aber nur von Mannspersonen — ein Bergamosker hatte sein Marionettentheater aufgeschlagen

und ließ seinen Pulcinell in seinem kauderwälschen Dialekt hören. Ein anderer hatte seinen Guckkasten aufgestellt, und wies alle Städte der Erde mit ihren Plätzen und Prachtgebäuden vor. Ein Taschenspieler trieb seine Künste, und ein Narratore versammelte einen weiten Kreis von Zuhörern um sich herum. Singende Chöre zogen auf und nieder, begleitet von Volkshaufen, und sangen Hymnen zu Ehren des Kaisers ab, und lustige Gesellen zogen jauchzend durch die Straßen.

Als ich mich in diesem Gewirre lange genug herumgetrieben hatte, ging ich die dunkle und einsame Piazzetta hinauf, und stellte mich hart an die Wellen der Lagune, die vom gestrigen Orkan aufgerührt noch immer auf und niedertanzten. Das lärmende Leben des Markusplatzes tönte in einzelnen Schreyen herüber, aber sie verhallten bald in der einsamen Stille. Über das Meer goß sich das bleiche Mondlicht aus, und die weißen Funken der Wellen trieben ihr unermüdetes Spiel. Von der Giudecca herüber glänzten Palladios Prachtgebäude im Strahl des Mondenlichtes, und predigten Ernst und Andacht auf das Leben herüber, das sie vergessend in der stillen heiligen Mondnacht sein loses Spiel trieb.

Emiliatag.

Die Kirchen in Venedig.

Wenn unter den sieben freyen Künsten und ihren Vorsteherinnen und Schutzgöttinnen einmal eine Rangstreitigkeit ausbrechen sollte, und mir vom Zeus der Parisapfel zur Zuerkennung übergeben würde, so erhält ihn unter den drey Musen der Malerey, Sculptur und Architektur gewiß die letzte. Und das mit Recht, — denn wo gattet sich denn die Schönheit der Kunst mit der messenden Vernunft inniger und reitzender, als in der geliebten Baukunst? — Sie, ein treues Abbild der unendlichen Regelmäßigkeit der alles schaffenden Natur, ist allein die Mutter des Erhabenen und Großen, und schon in ihren ersten rohen kunstlosen Anfängen, in Ägyptens Pyramiden, begeistert sie das menschliche Gemüth. Und wenn Malerey und Sculptur sich nur zu oft im Dienste niedriger Sinnlichkeit ihrer unsterblichen Abkunft entäußern, und willig sich der Venus Kypria und Vulgivaga vermiethen, so ist die Baukunst stets eine reine Priesterinn der heiligen Venus Urania. Darum hat sie in allen Zeit-

altern der Welt stets dem höchsten Gefühle des menschlichen Herzens, der Religion, gedient, und nur die entartetste und schmählichste Periode der Geschichte — die Jahrhunderte des Zerfallens des morschen Roms, haben die Kunst, die die Tempel der ephesischen Diana und des delfischen Apolls schuf, auch zur Schöpferinn der wollüstigen Bäder Hadrians, und Nero's goldenen Hauses gemacht.

Hier in Venedig hat diese edle Kunst große Denkmale hinterlassen, und sie hat durch die Hand Sansovino's und Palladio's der Andacht und der Religion der vergangenen Geschlechter würdige Stätten errichtet. Ich habe sie oft besucht, und in ihnen jederzeit den erhabenen Eindruck gefühlt, den entweder die edle Einfachheit der Structur, oder die ungeheure Festigkeit, oder die Seltenheit der Verzierung auf das menschliche Gemüth macht. Hier in den Kirchen Venedigs reichen sich häufig die drey ersten Göttinnen der Kunst die Hand zum heiligen Bunde, und den Tempel, den Palladio's Genius schuf, hat nicht selten Tizians oder Paolo's Pinsel, oder Vittoria's Meißel geschmückt und ausgestattet. Und die verwüstende Zeit ist zwar verheerend über die Werke des Pinsels gegangen,

aber der Tempel und seine Statuen stehen noch heute unversehrt.

Darum versäume hier keiner, die Kirchen zu besuchen, denn die Kunst hat diese Heiligthümer der Andacht zu ihren eigenen Tempeln geschaffen. Die Raubgier der Gallier hat sie zwar ihrer Reichthümer und der vorzüglichsten Kunstwerke beraubt, aber wenn auch die vergeltende Nemesis die geraubten Kinder nicht wieder in den Schooß ihrer Mutter zurückgeführt hätte, so haben doch die Jahrhunderte der Kunst sie viel zu reichlich ausgestattet, als daß irgend ein raubender Vandalismus sie all ihres Schmuckes entkleiden könnte — denn wenn auch alle Gemälde und Statuen aus ihnen entfernt und genommen würden, so trüge doch die Kirche ihre reichen Säulen von Porphyr und Marmor, und ihre edle Einfachheit zur Schau, und so lange sie nicht zerfällt, besitzt die Kunst ein würdiges Denkmal.

Aber unter der ungeheuren Anzahl von Kirchen, die die Religiosität der vergangenen Jahrhunderte in Venedig erbaute, herrscht eine ungemeine Verschiedenheit des Kunstwerthes, und auch dieses ist merkwürdig, weil sich darin die Geschichte der Kunst von ihrer Armuth in den früheren Jahrhun-

derten, bis zu ihrer Bereicherung und Blüthe im fünfzehnten und sechszehnten, und zu ihrer abermaligen Verarmung in unseren Tagen deutlich genug darstellt. Die großen Tage eines Paolo Veronese, Tizian, Palma, Giorgione Carpaccio, Tintoretto, da Vinci, Palladio und Sansovino, und des Zwillingsgestirnes, Michel Angelo und Rafaels, haben allen Werken, die sie erschufen, den unverkennbaren Stempel der Größe und der Schönheit aufgedrückt; was die Zeit vor ihnen gebar, trägt die Zeichen ihrer eigenen Armuth, und die nach ihnen zehrt in fauler Unthätigkeit von den Schätzen, die sie aufgehäuft hatten, und schämt sich nicht mit fremden Lorbern groß zu thun.

Die Basilica des heiligen Markus ist die erste Kirche in Venedig, nicht durch Schönheit und Kunst, sondern durch das Ansehn, das ihr die Erinnerung an die Thaten, die in ihr vorgingen, ertheilte, und vielleicht durch ihren innern Werth an Marmor, Metall und Gegenständen einer andächtigen Verehrung. Ihre Bauart ist die Mischung des gothischen Ernstes mit südlichem Reichthum, und dadurch gewährt sie einen sonderbaren Eindruck. Die zahllosen Säulen von Por-

phyr, Verde antiko und seltenem Marmor, die sie von Außen verzieren und die sieben Arkaden unterstützen und tragen, geben gleich beym ersten Anblick den Charakter dieses Gebäudes kund, der in Reichthum und Stärke auf Kosten des Geschmackes besteht. Die kleinen spitzigen Thürmchen ihrer Außenseite, und die gothisch verzierten Arkaden sind Denkmale des herein reichenden Nordens, aber der Süden und seine Baumeister haben die Stelle des Thurmes mit fünf großen Kuppeln besetzt.

Im Innern der Kirche herrscht finsterer geschmackloser Reichthum, und die Zerstückelung des großen Gebäudes in so viele Kuppeln, Bögen und Hallen vernichtet den Eindruck, den die bedeutende Größe und Höhe desselben sonst unausweichlich machen müßte. Selbst die großen Künstler, die die Mosaikgemälde auf goldfarbigem Grunde arbeiteten, haben die Schönheit der Kunst und den Reitz des Pinsels der Unverwüstlichkeit ihrer Bildungen geopfert. Darum scheint die Kunst die Markuskirche vielleicht am wenigsten unter allen Kirchen zu ihrem Tempel auserlesen zu haben, und nur die Künstlichkeit der Goldmosaik, und des von Marmor musivisch eingelegten, und durch das Sinken der Dammerde wellenförmig gebogenen Kirchenbodens bleiben redende

Denkmale des mühsamen, emsigen und kunstreichen Geschlechtes, das sie erbaute.

Aber der Charakter der Erhabenheit und der edlen Größe, den die Markuskirche nicht besitzt — wohnt in den beyden Meisterstücken venetianischen Kirchenbaues — San Giorgio maggiore, und Redentore. In ihnen, die Palladio's Meisterhand schuf, lacht der heitere Himmel des Südens, und athmet der Geist der schönen Einfachheit griechischer Architektur. Es ist nicht möglich diese heiligen Stätten der Andacht zu betreten, ohne von dem Gefühle der Erhabenheit ergriffen zu werden, die in ihnen herrschet und wohnt. Schon ihre Außenseiten und die Facaden, zu welchen man auf breiten marmornen Stufen hinansteigt, mit dem griechischen Frontispiz, das auf vier Säulen einer edlen Ordnung ruht, verräth den hohen Styl ihres Baumeisters. Sieben Altäre unter eben so vielen Arkaden, in welche das Schiff der Kirche auslaufet, und die von schönen Marmorsäulen getragen werden, und eine herrliche Kuppel in der Mitte der Kirche, durch welche das Licht einfällt, machen die innere Einrichtung der Kirche aus, deren schöne Einfalt nicht durch häßliche Holzlagen von Bethstühlen unterbrochen und aufgehoben wird. Die

hohe Einfachheit der Kirche mit ihrem hellen Lichte und dem weißlichten Marmor, der sie bekleidet und verziert, und die sparsameren aber trefflichen Gemälde, die hier aufgestellt sind, und die das von oben einfallende Licht hebt und hervortreten macht, erregen und vermehren die heitere, reine, und durch keinen Wechsel der Mannigfaltigkeit und der Überladung gestörte Stimmung zur Andacht, deren Stätten sie sind. Gleichweit entfernt von der düsteren Melancholie gothischer Bethhäuser, und der kindischen Spielerey chinesischer Mönchspagoden, hat ihnen ihr unsterblicher Baumeister seinen eigenen hohen Geist einzuhauchen gewußt, der an den unvergänglichen Werken eines Vitruv's genährt und erzogen wurde.

Größern Reichthum an Verzierungen besitzen die Kirchen della Salute, gli Scalzi und i Gesuiti. Die runde Form der ersteren, deren Außenseite, so wie ihr Inneres, trotz der Überladung, nicht ohne hohe Schönheit ist, wird nur durch die geschmackvollen Säulen von korinthischer Ordnung verenget, die man nur, wenn es die darauf ruhende schöne Kuppel gestattete, hinweg zu reißen brauchte, um die Kirche selbst zu einem kleineren Pantheon zu machen. Sehr wohl thut dem Nordländer in

diesen Kirchen die schöne Kunst, mit der die Säulen und Altäre geformt sind, und die lichtvolle reinliche Bauart ihrer Gewölbe, in denen keine ewige Nacht ihre düstern Flügel ausbreitet. Tizians Pinsel hat die Decke der Sacristey zu einem herrlichen Stücke einer Bildergallerie umgeschaffen, und Palma in den Altarblättern der Kirche sich selbst verherrlicht und unsterblich gemacht.

Die Kirche degli Scalzi besitzt den größten Reichthum an Marmor unter allen Kirchen Venedigs, so wie jene der Jesuiten einen großen Schatz von Verde antico. Wirklich erstaunet man, wenn man in die erstere tritt, über die ungeheuren Marmorhallen, die sich in ihr aufwölben, und in denen sich Kunstfertigkeit und Geschmack vereinigen. Man kann diese Kirche in der That als eine Musterkarte aller Marmorarten betrachten, und die Mannigfaltigkeit derselben macht dem aus dem Norden kommenden Reisenden, der in den Kirchen seiner Heimath nur Granit und rothen veronesischen Marmor zu sehen gewohnt ist, gewaltig erstaunen. Die Jesuiten haben ihre reinlich gebaute Kirche mit einer grünen, dem kostbaren Verde antico ähnlichen Art von Marmor sonderbar und tapetenartig ausgelegt, und durch diese Buntfärbigkeit, wenn gleich

das Auge auf der Regelmäßigkeit der Formen in der Zeichnung nicht ungern verweilt, und der Verstand gerne die Künstlichkeit und Kostbarkeit dieser Verzierung anerkennet, der Einfachheit ihres Kirchenbaues geschadet. Der Tabernakel ist ganz von dem sehr kostbaren Lapis Lazuli, und wird als eine besondere Sehenswürdigkeit in dieser Kirche gerühmt. Auch Vittoria's und Campagna's Meisel haben diese drey Kirchen verschönert, und ihre Statuen sind stets von hohem Ausdruck und richtiger Zeichnung.

Wer die Meisterstücke der venetianischen Schule studieren will, der trete in die Kirchen S. Zaccaria, Salvatore, Giovanni e Paolo, und S. Sebastiano, mit denen sie die großen Künstler des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts ausgestattet haben. Die Religiösität jener Zeit war die Säugamme der Kunst — darum ist diese so hoch emporgewachsen, und ihre Blüthen reichen und erquicken noch ins neunzehnte Jahrhundert herein. Der damalige Venetianer unterstützte die Kunst darum, weil er seine Tempel mit den edelsten Erzeugnissen der Menschenhand schmücken wollte, und er verwendete große Summen auf diese Ausschmückung, weil sie seinem Gemüthe ein verdienstliches Werk

schien. Der heutige Venetianer, dem eine solche Verwendung seiner Schätze eine Narrheit däucht, und der sie nur für sinnlichen Lebensgenuß willig hintangibt, läßt diese Denkmale unbekümmert verfallen. Sonderbar sagt' ich zu mir selbst — als ich vor ihnen stand: — Hier wie in Griechenland sank die Freyheit mit der Kunst, und heute, wo die Tiziane und Palma's aufgehört haben in dem dankbaren Andenken der Venetianer zu leben, gibt es auch kein freyes Venedig mehr.

Schade, daß mit dem Leichtsinne der Nachkommen sich auch Zeit und Klima verbündeten, um diese Überreste der freyen Republik den Augen der heutigen Venetianer immer mehr zu entziehen. Wie oft stand ich vor Gemälden, deren hohe Schönheit und Kunst einst jeden entzückten, die jetzt in tiefe Dunkelheit gehüllt waren, und von denen man oft keinen Pinselstrich mehr ausnahm, — nur ihr Ruf sagte noch, was sie waren. — Die Feuchtigkeit der Seeluft, die die Farbenstoffe, womit die alten Künstler ihre Zauberwelten schufen, oxidirt und auflöst — verdunkelt alle Gemälde, und was einst frisches helles Colorit war, ist jetzt nur noch dunkler Schlagschatten. Wenige der bessern Gemälde sind der Verwüstung dieses zerstörenden Bundes entgangen,

denn was Zeit und Klima verschonten, das verdirbt die Nachlässigkeit oder die Dummheit der heutigen Tage, wo man entweder unbesorgt Staub und Nässe darauf einfressen läßt, oder reibende Leinwand, und glänzende Spiegelgläser darüber deckt, oder wohl gar papierene Blumensträuße, oder brennende Wachsfackeln davorstellt. Hätte man diese Denkmale einer Kunst, die nicht uns, sondern der wir verloren gingen, mit einem Firnisse überzogen, der die Einwirkungen der Feuchtigkeit und der Luft abgehalten hätte, so hätte man doch wenigstens das Verdienst, sie auf eine Nachkommenschaft hinüber gebracht zu haben, für die sie Beyspiel und Ermahnung werden konnten, zu einer gleichen Höhe emporzuklimmen.

Die Kirche San Rocco und ihre Schule ist ein ferneres Denkmal einer untergegangenen Zeit. Diese Schule und alle ihre Schwestern dienten einst verbündeten Menschen — die man Bruderschaften nannte — zur Versammlung und Berathschlagung über Zwecke der Menschenliebe oder der Frömmigkeit. Die Frivolität der spätern Geschlechter hat über solche Verbindungen oft genug gespöttelt, und über Dinge leichtsinnig und anmaßend abgesprochen, die nun freylich ihrem Gemüthe und ihrem Seyn sehr

fremd geworden. Wenn ich ihr auch das Belächeln über die Vorkehrungen und Anstalten, die über dieses Leben und diese Erde hinausreichen, und durch welche diese Bruderschaften sich der Zukunft jenseits des Grabes versichern wollten, nicht anrechnen will, weil die ungeheuren Umwälzungen in der intellectuellen Welt die Ansichten über diese Gegenstände viel zu sehr veränderten und verkehrten, so sollte unsere Zeit doch wenigstens vor dem Ehrfurcht haben, was diese Bruderschaften für die Kunst thaten und wirkten. Wer sich davon überzeugen will, der trete nur in die Schule von San Rocco und erstaune über die Kunstschätze, die diese Säle noch heutigen Tages verbergen und einschließen. Vierzigtausend Unzen Silbers und viele der vorzüglichsten Gemälde hat die Raubsucht der Franken aus Kirche und Schule hinweggeführt, und dennoch erstaunt jeder Fremde, der sie besucht, über ihren Reichthum. Sansovino's Kunst hat diese Hallen gebaut, und mit ungeheuren Marmorquadern gepflastert, und Tintoretto's und seiner Zeitgenossen und Nachfolger Pinsel sie verschönert, und noch heute schimmern alle diese Schätze von den Wänden, aber die Säle sind öde und verlassen, und wiederhallen nur von den Fußtritten der Fremden, die sie aus Neu-

gierde besuchen. Wahrlich hier in Venedig braucht der denkende Mensch ein eisernes Herz, um nicht bey jedem Schritte in Thränen und Klagen auszubrechen, denn auch das Völker richtende Schicksal hat hier eisern geschaltet. Schauerlich und geistermäßig schauen einen die Riesenhallen an, in denen einst solche Größe Platz fand — und in ihnen wandelt ein bleiches mattes Zwerggeschlecht, ohne Sinn und Herz, ohne Kraft im Guten und Bösen, abgestumpft durch Genuß und Sinnlichkeit, und verdorben für alles Höhere! —

Wie der heutige Venetianer ohne Erröthen durch seine Tempel gehen kann, wahrlich das begreife ich nicht. An allen Wänden stehen die gepanzerten Statuen seiner Väter, denen die Republik, der sie Freyheit und Ruhm mit ihrem Tode erkauften, die Denkmale errichtete, auf ihren Mausoleen und schauen finster auf ihn herab, ermahnend und aufrufend, auch so zu kämpfen und zu sterben wie sie. Wenn er durch die Hallen der Procurazien geht, wo einst der Herzschlag seines Vaterlandes pulsirte und Leben und Bewegung über zwey Welttheile ausströmte, oder durch den Palazzo ducale, den so viele Dogen bewohnten, die, gleich den römischen Consuln, ihrer Zeit ruhmvoll regierend den Nahmen

gaben, oder wenn er auf das Meer hinausschaut, das einst venetianische Schiffe an alle Küsten der Erde trug, so sollte man glauben, die Geister seiner Väter müßten zornig vor ihn treten, und ihm seine eigene Nichtigkeit vorhalten — und ihn allmächtig fortreißen zu großen Thaten und Zwecken, oder zum rühmlichen Heldentod! — Aber dieß Geschlecht geht taub und blind durch's Leben.

Noch gibt es in Venedig viele Kirchen außer diesen, die an jedem andern Orte bemerkenswerth wären — die ich aber hier nicht erwähne, weil ihre Aufzählung sonst in's Unendliche ginge. Wenige Städte der Erde werden so reich an religiösen Denkmalen seyn wie Venedig — aber der größte Theil von ihnen ist entweder nur selten besucht, oder sie sind Zufluchtsörter des Aberglaubens und der Bigotterie. Fast in allen ruhen die irdischen Hüllen großer Helden und Staatsmänner, aber so wie ihre Gräber, deckt auch ihr Andenken der Staub der Vergessenheit.

Clemenstag.

Der Palast des Dogen und der Glockenthurm.

Komm mit mir, Salesius, und sieh wie heute am 20. November hier noch die Sonne so warm scheinet, die in unserm Vaterlande die dünne Schneedecke nicht mehr zu lösen vermag, womit der Winter Flur und Hügel überdeckt und bekleidet. O wie viel gäb ich darum, könnt' ich jetzt hinaus auf die Felder, die noch so grün da liegen, und unter die Bäume, die ihr Laub noch tragen! Aber aus dem weiten Reiche Amphitritens, worin wir uns hier befinden, ist die ährenbringende Ceres und die blüthenreiche Flora und das liebliche Heer der Hamadryaden und der Nymphen des Haines verbannt. — Darum laß uns unsere Sehnsucht nach den dunklen Hainen und den beschatteten Quellen bezwingen, und laß uns die Werke der Menschenhand bewundern, weil die Anmuth der ländlichen Natur hier fremd ist und unbekannt.

Wir wollen mit einander das Haus des alten

Dogen besehen, das aber jetzt auch öde und stumm ist. Noch zeugen die Denkmale der Kunst, die in diesem Pallaste aufgehäuft sind, und der Reichthum, der von allen Wänden schimmert, was für ein Leben hier einmal gehauset — aber hier wie überall entfloh der regende Geist, und nun steht die schöne aber leblose Hülle einsam und verlassen da, ein stummes trauriges Denkmal der Umwälzungen der Zeit und des Lebens. Ehe wir zum weitgeöffneten Thore hineintreten, laß uns erst zwey Blicke auf seine Außenseite werfen. Sieh nur wie die schönen Säulen seines Porticus aus der Erde zu wachsen scheinen, weil sie unter dieselbe gesunken — und wie sie jetzt dastehen ohne Capitäler, weil sie sich einen Schuh tief in den Boden gegraben. Die bunte hohe Wand, die von der zweyten Reihe der Arkaden aufsteigt, ist mit breiten Bogenfenstern durchbrochen, und schaut weit hinaus auf die Lagune. Über ihr stehen steinerne Heiligenbilder, unter einer Reihe kleiner gothischer Verzierungen, die wie Wachtthürmchen aussehen. Auf seiner Hinterseite steht dem Pallaste ein massives finsteres, aus Marmorquadern zusammengefügtes Haus, das für die Ewigkeit gebaut scheint, gegenüber, und du fragst —: was ist dieß finstere Haus? — Ja wohl, Salesius, ist es düster

und schwarz, aber nicht nur von außen. Die Staatsgefängnisse sind es, und es zeigen's auch die dicken Eisenstäbe vor den Fenstern, und der lichtleere Raum, der sich hinter ihnen aufthut. Mit dem Palazzo hängt es durch eine Brücke zusammen, die über den Canal führet, der diese beyden Gebäude trennet, und welche il ponte dei sospiri genannt wird. Ja wohl verdient sie den Namen Seufzerbrücke, denn wie manches Schlachtopfer der finstern Politik der Republik hat um eines geringen Verbrechens willen auf ihr ewigen Abschied von dem freundlichen Tageslicht genommen.

Doch laß uns scheiden von diesem traurigen Anblick, und laß uns in das Innere des Pallastes treten. Sieh hier nahe an dem Thore, das uns in den innern Hof führt, gehen wir an zwey viereckigen Säulen von hohem Alterthume und echt-griechischer Kunst vorüber, eine Siegesbeute der erobernden Republik, an denen der nagende Zahn der Zeit noch nicht alle Spuren ehemaliger Schönheit verlöschen konnte. Sie standen einst in Athen. Unter dem Eingange dieses Pallastes stehen kleine hölzerne Stühle zum Schreiben eingerichtet; die Notarien der Republik trieben vormals hier ihr Wesen, aber nachdem eine weisere Regierung dem Unwesen die-

ser Rechtssykophanten gesteuert, schreiben sie nur mehr Briefe für jene Classe des Volkes, die aus eigener Unkunde nothgedrungen ist, ihre Geheimnisse fremden Federn anzuvertrauen. Der Hof ist noch heutigen Tages die Börse der Kaufleute, und ihn verzieren neben den Arkaden der Gallerien, die um ihn herum laufen, zwey Brunnen mit schönen Basrelief's in Bronze, und antike Statuen römischer Imperatoren, Musen und Gottheiten. Wir steigen über die schöne unbedeckte Stiege von weißem Marmor hinauf, die von einem kolossalischen Mars und Neptun — diesen wahren Schutzheiligen der alten Republik — bewahrt wird, und gehen vor verschiedenen Portalen vorüber, um in das innere Heiligthum dieses Gebäudes zu kommen.

An den Wänden dieser Säle, die sich hier deinen Blicken öffnen, hat der Pinsel der großen Künstler der venetianischen Schule die Siegesthaten der vergangenen Zeit verewigt. Hier siehst du die Schlachten bey Zara und Constantinopel, in den Dardanellen, und bey Lojera abgebildet; den Markus Barbarus, wie er dem egyptischen Heerführer den Arm abhaut, und mit dem hervorsprudelnden Blute einen Kreis auf seine Fahne malt. Hier Venedigs Belagerung, und die Brote, die

die Belagerten in's feindliche Lager schleudern, um ihren Überfluß zu zeigen, und hier den berühmten Sclaven des Liberi, eine nackte Figur voll Kraft und Feuer, und mit dem Grimme der Schlacht auf dem Antlitz. Aber laß uns in jenen andern Saal eintreten, wo uns die Marmorgebilde des Alterthums entgegen schauen, er enthält noch größere Schätze der Kunst. Hier in dem ersten Gemälde siehst du den Papst Alexander den Dritten, wie ihn der Doge Ziani und die Signoria im Convente della Carità erkennet. Dort schicken Papst und Doge Gesandten zum Kaiser Friedrich, die ihre Creditive auf den Knien überreichen. Hier gibt der Papst dem Dogen, der die Galeere besteigt, den Segen, dort tobt die Seeschlacht, in welcher die Venetianer den Sohn des Kaisers zum Gefangenen machen. Da übergibt der Doge seinen erlauchten Gefangenen dem Papste, der ihm auf dem andern Gemälde die Erlaubniß ertheilt, zu seinem Vater zurück zu kehren, um den Frieden zu unterhandeln. Dort findest du Kaiser, Papst und Doge auf einem Gemälde, und der Papst reicht dem Dogen einen Sonnenschirm zum Zeichen, daß er nicht geringer sey als er und der Kaiser. Dort siehst du den Dogen Contarini nach dem Siege über die Genueser zurück kehren,

und auf dem alten Gemälde schaut die Piazzetta aus wie heute. Auf jenem Bilde krönet der Doge den Balduin zum griechischen Kaiser auf dem Platze von Constantinopel, und auf jenem andern versammeln sich die Barone der Lateiner in der Sophienkirche zu seiner Wahl. Auf dem folgenden Gemälde übergibt der junge, seinen Feinden entflohene Sohn des griechischen Kaisers Isaaks Briefe dem Dogen, und hier ergibt sich Zara den Venetianern, und der Bischof an der Spitze der Belagerten überbringt dem Doge die Schlüssel der Stadt. Hier wird Zara zu Wasser wie zu Lande erstürmet, und dort beschwört der Doge Enrico Dandolo die Verträge mit den Kreutzfahrern. Aber die letzte Seite dieses merkwürdigen Saales deckt ein einziges Gemälde, dreyßig venetianische Fuß lang, und vier und siebenzig breit. Auf ihm vereinten sich Bassano, Paolo Veronese und Tintoretto, drey der ersten Maler der venetianischen Schule, um die Freuden des Paradieses vorzustellen. Endlich schauen noch vom Plafond Bassano's, Palma's, und Tintoretto's unsterbliche Gemälde herab, die Niederlage des Herzogs von Ferrara, die Flucht des Maria Visconti vor den venetianischen Reitern, Soranzos und Contarini's Sieg über den Mark-

grafen von Este, und auf dem Gardasee. Noch viele andere Siege und Schlachten schauen von oben herab, aber unter ihnen zeichnet sich Palma's schönes Meisterstück — die Krönung Venedig's aus. Unter dem Plafond zieht sich die Reihe der Porträts aller Dogen herum, die Paar und Paar zusammengestellt — diesen und den vorigen Saal verzieren, und unter ihnen ist nur jenes des enthaupteten Falieri mit einem dunklen Schleyer überhangen mit der Aufschrift: „Locus Marini Faledri decapitati pro criminibus."

Alle diese Gemälde sind Meisterstücke der Kunst, und kein einziges unter ihnen ist gemein oder mittelmäßig. Die Zeiten der Siege und des Ruhmes, die hier verewigt sind, scheinen die Künstler begeistert zu haben, solchen Werth ihren Schöpfungen zu ertheilen. Leben und Feuer und Kraft und Würde herrscht in diesen Figuren, und es ist dir, als würden diese hohen Gestalten jeden Augenblick herabsteigen, und lebendig vor dich hintreten. Die Muse der Geschichte schlägt ihre Rollen zurück, und dir ist in diesen Sälen, als lebe und bewege sich rings um dich diese Welt, die hier abgebildet ist. Deine Phantasie versetzt sich zurück in die Zeiten des Ritterthums und der unbändigen Kraft, du siehst das ver-

worrene kriegerische Getümmel der italienischen Freystaaten; die Ezzelino, Castruccio, Visconti, Scaligeri, Pisani und Carmagnola schreiten lebendig vor deinem Blicke vorüber, und du theilest Furcht und Hoffnung, Liebe und Haß, Zweck und Daseyn mit ihnen. Salesius! in diesen Sälen fühlt man es deutlich und tief, wie eine große lebendige Zeit die Kunst erschafft und begeistert, und wie die eine mit der andern entsteht — wächst — blühet — und versinket.

Das ist der echte Zweck und das Ziel der Kunst, daß sie verewige und unsterblich mache jedes Bessere und jedes Höhere; daß sie nicht untergehen lasse im Strome der Zeit, was einst weit hervorragte über seine Gegenwart, sondern daß sie unvergänglich mache, was herrlich ist. Nicht die Dienerinnen üppiger Lust und roher Sinnlichkeit sind die Musen, sondern Gefährtinnen sind sie und Begleiterinnen des hohen Sonnengottes, und sollen, wie er, Licht und Wärme über die Geschlechter der Erde verbreiten.

Unendlichen Genuß biethen diese Säle von Seite der Kunst, aber unheimlich wird dem Wanderer in ihnen, wenn er bedenkt, was einst hier geschehen — und gelebt. Wie wenn die Pest die Menschengeschlechter angehaucht hat, und sie gelb und verwelkt

in die Gräber sinken; und der Überlebende geht durch die öden stummen einsamen Marmorpaläste und Prachtgebäude, und es packt ihn ein kalter Schauer und der bleiche Schrecken des Todes vor der erstorbenen Pracht — so befällt auch hier das Gemüth ein schauerliches unheimliches Gefühl, wenn es ihm klar wird, wie viel Leben untergegangen seyn müsse, wenn solche Wohnungen öde sind. Darum, Salesius! laß uns von hier wegeilen, denn ein tiefer Unwille würde sich in mir regen, wenn wir in die Säle träten, wo einst die Venetianer ihren Dogen wählten, wo die Gesandten aller europäischen Reiche, ja selbst aus den entlegensten Königreichen Asiens, sich ehrfurchtsvoll vor der Republik neigten — wo der stumme, richtende, und seine Verdammten verborgen, aber sicher treffende Rath der Zehner seine furchtbaren Sitzungen hielt, und ich die Sessionstische des heutigen Tages darin aufgeschlagen fände. Wahrlich dieser höhnende Spott, mit dem unsere Zeit ihren Sieg über die graue, morsche, von Zeit und Alter krummgebogene Republik verherrlicht, dringt bis in's innerste Mark meiner Gebeine.

Komm, laß uns auf den Glockenthurm steigen. Die freyen Ströme einer reinern Luft, die auf ihm wehen, werden die drückende Eisrinde des Kummers

schmelzen und lösen, die sich hier unten um das Herz wand. Oben, wo die große Natur, und ihre Landschaften, und das Gebirg, und das ausgestreckte unendliche Meer im glänzenden Sonnenstrahle zu unsern Füßen liegen — noch eben so erhaben, so schön und herrlich, wie in den Tagen, als die stolze Venetia einst alles dieses beherrschte — werden wir frey werden von dem beklemmenden Gefühle, das uns hier unten faßte und fortriß. Ein erstaunungswürdig Werk ist dieser Thurm. Wahrlich der Gedanke, auf die weiche Schlammerde dieser Inseln, aus denen Venedig besteht — und noch dazu auf einem so schmalen Grunde, wie diese Basis des Thurmes ist — solch ein Gebäude zu thürmen, vor dessen Last die Phantasie zurück bebt, konnte nur einer Zeit keine Chimäre scheinen, die so an Riesenwerke im Leben, wie in der Kunst gewohnt war, wie jene, welcher er seine Entstehung verdankt. Wie tief in die Erde müssen seine Grundfesten hinabgelegt seyn, weil er in den Jahrhunderten, die seit seiner Erbauung verflossen sind, nicht um einen Zoll gesunken. Ja wenn man unserer Zeit, und ihrer Baukunst alle Schätze Peru's und Meriko's öffnete, um solch ein Werk zu Stande zu bringen, ich meine, sie würde trotz ihrer Eitelkeit und dem Glauben, alles

am besten zu verstehen, vor dieser Aufgabe beschämt und verwirrt zurücktreten, und bekennen, wie viel die vergangenen Geschlechter thaten und vollendeten, von dem wir nur — reden.

Um den innern eigentlichen Stamm des Thurmes geht noch eine dicke schützende Mauer, als Rinde und Scheide, in welcher jener so zu sagen steckt; und zwischen diesen beyden Mauerwerken führt die Stiege, die in einer mäßigen Erhebung mit wenigen Stufen rings um die vier Seiten des Thurmes läuft, zu seiner Loge hinauf, die aus sechzehn Arkaden besteht. Viele Baumeister haben an diesem Werke gearbeitet, und sind an ihm alt geworden, und immer durch neue ersetzt worden. Seine äußere Zierde erhielt er durch Sansovino's Hand, der ihn zu einem Muster von Einfachheit und Erhabenheit machte.

Aber jetzt laß uns zu dem engen Thore hineinschlüpfen, das zu einer so schwindlichten Höhe hinaufführt, und laß uns die beyden Soldi gerne bezahlen, die man uns für die Erlaubniß, ihn besteigen zu dürfen, abfordert. Ungleich den nordischen Thürmen unsers Vaterlandes, wo man Gefahr läuft, den Genuß, sich zwey Minuten lang über die physische Welt zu erheben, mit dem Gebrauche seiner Glie-

der zu bezahlen, führt hier die flache Stiege lichtvoll und bequem hinauf, und man hat keine hölzernen Stiegen und Sproßenleitern zu besteigen. Jetzt laß uns hinaustreten unter die Arkaden, von denen sich der größte Anblick öffnet, dessen mein Auge jemahls theilhaftig wurde. Schaue umher, Salesius! auf dieser weiten Fläche, die spiegelglatt und strahlend tief unter deinen Füßen liegt, und die dein Auge nicht zu überfliegen vermag. Sieh wie dort die sonnbeglänzten Eispaläste Tyrols in tiefem Winter gehüllt ihre ehrwürdigen Häupter in den reinen Äther erheben, und ihre Füße in dem Ocean zu baden scheinen, und wie sie fortlaufen neben einem grünen Lande, und in neblichter Ferne unter den Horizont hinabsteigen. Neben ihnen drängt das lichte Meer seine Arme tief in den Schooß des flachen Landes hinein, und zieht die abgerissenen Stücke mit Bäumen und Feldern, und mit ihren Menschengebäuden bis zu uns her, und die grünen Flecken scheinen auf der blauen Fläche hin- und herzuwogen. Unter unsern Füßen senkt sich die steilrechte Mauer des Thurmes aus der schwindlichten Höhe, worauf wir stehen, mit ihren hinaufgezogenen korinthischen Säulen unter das Häusergewirre Venedigs hinein, das mit seinen rothbraunen Dächern den Meeresbo-

den bedeckt. Der Markusplatz mit seiner weißen Pflasterzeichnung, und mit dem regen, aber nur wie ein leises Murren herauf kommenden Gewühle, und die Piazzetta, auf der die Menschengestalten klein und unkenntlich auf- und abwandeln — strecken sich vor uns aus, und scheinen wie ausgehauene reinlich verzierte Vertiefungen in dem ungeheuren Steinhaufen von Gebäuden zu seyn, auf dem der Campanile sich stolz erhebt. Auf dem Uhrthurm schwingt der metallene Mann seinen schweren Hammer, und rührt an die grüne Glocke, und sie tönet weit hinaus über das wogende Gewimmel und mißt mit einem Schlage unzählige Leben. Die übergoldeten Könige treten auf den Balcon heraus, und ziehen stumm und ehrerbiethig vor der heiligen Jungfrau mit dem Kinde vorüber, und sie wandeln heute wie vor einem Jahrhundert geduldig den alten Weg.

Aber, Salesius! erhebe deine Blicke, und sende sie hinaus zu den weißen Möven, die weit draußen auf der Lagune gaukeln, und noch weiter hinaus zu den weißen Segeln, die außer den Murazzi vorüberziehen, und zu den weißen Meereswogen, die am fernsten Horizonte sich in die blaue Luft erheben, aufgerührt vom frischen Hauche des Peric-

co. Ach wie ist hier die Natur so erhaben, und doch so mild. Summt nicht die Mücke hier in der milden Novembersonne, und schwebt um die hohen Marmorsäulen des Thurmes? — und die Taube streift im eilenden Fluge vorüber, und eilet hinaus auf eine ferne grüne Insel. Die schwarzen Gondeln ziehen Furchen durch die sanftgekräuselte Lagune, und schweben ruhig und wiegend neben einander vorbey; und draußen schlagen die daherstürmenden Wogenbänke an die Felsenmauer der Murazzi, und man sieht es deutlich, wie sie sich hinüberstürzen über die hingeworfenen Felstrümmer und sich brechen und brausen. Die schmale Giudecca erhebt sich mit ihrer Häuserreihe sanft aus den Wellen, und legt sich wie ein halber Mond um die Stadt, und weiter draußen läuft die grüne Erdzunge des Lido zwischen der Lagune fort, und außer ihr woget das hohe Meer. Grüne Hügelreihen ziehen im fernen Horizonte von dannen, und zu ihren Seiten liegt ein freundliches fruchtbares Land.

Hart über dem Meere steht die glühende Scheibe der Abendsonne, und taucht den äußersten Rand ins Gewässer. Die auffahrenden Wogen schlagen an ihr hinauf, und ein schimmernder Glanz fließt auf ihnen daher, und über die Lagune, und macht

das grüne Gewässer zum Feuerstrome, den die leichten Schiffchen durchschneiden und sich vergolden. Venedigs Thürme, und die Kuppeln seiner Kirchen stehen verklärt in der Abendsonne, und von ihnen schallet friedliches Geläute über die leichtbewegte Meeresfläche. Die Tyrolerberge sind mit Rosen des Abendrothes gekrönt und glänzen feyerlich im milden Strahle der untergehenden Sonne. Reiche mir deine Hand, Salesius; hier in dem feyerlichen Momente, der jetzt über die Erde geht — hier vor der untersinkenden Sonne, in den frischen Strömen der Abendluft, die uns umwehen, wollen wir uns in der stummen Umarmung sagen, daß wir uns lieben, rein, ewig, unsterblich. „Wie zwey Ströme wollen wir uns vereinigen, und mit einander wachsen — und tragen — — und versiegen.“

Katharinatag.

Wasserfeste der Venetianer.

Unter allen Festen, die der Venetianer veranstaltet, gelingen ihm keine so gut, als die er zu Wasser gibt, und er weiß ihnen durch die kluge Benützung des Elementes einen eigenen Reitz zu ertheilen. Aber auch nirgends zeigt sich seine oft unförmige Liebe zur Pracht und Verschwendung mehr, als bey diesen Gelegenheiten, und wenn man in Venedig auch das ganze Jahr hindurch überall auf Spuren der Armuth und des sehr herabgekommenen Wohlstandes stößt, so darf man sich im Voraus versichern, daß sich an dem Tage der Regatta gewiß auch die Überbleibsel der alten Verschwendung deutlich genug zeigen. Diese Wasserfeste haben daher nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch darum ein vorzügliches Interesse für den Fremden, weil sie den Charakter der Eigenthümlichkeit dieser einzigen Stadt an sich tragen, und daher dem Landgebornen durchaus neu sind.

Die Regatta und der Fresco notturno sind die vorzüglichsten National-Lustbarkeiten dieser

Art für die Venetianer; aber die Armuth und der Druck der gegenwärtigen Zeit lassen diese Feste, die, wenn sie doch etwas bedeuten sollen, mit sehr bedeutendem Aufwande verbunden sind, nur sehr selten Statt finden, und es gehört entweder ein seltner Aufschwung des Enthusiasmus für irgend eine erfreuliche und wichtige Begebenheit für diese Stadt oder eine politische Einwirkung dazu, um sie noch heut zu Tage erscheinen zu machen. Und es ist sehr zu erwarten, daß die Zeit bald kommen werde, wo man Jahre lang in Venedig gelebt haben kann, ohne eines dieser Feste gesehen zu haben. Mich hatte der Zufall gerade zu einer Zeit hieher geführt, wo jene beyden Hauptmotive in einem besonderen Grade wirkten, wo die politische Veränderung des Landes sie mit besonderem Glanze veranstaltete, und der Enthusiasmus der Venetianer sie in einem seltenen Grade verschönte und ausschmückte.

Die Regatta ist das Hauptnationalfest der Venetianer, und hat auch bey den übrigen eine größere Berühmtheit. Sie vertritt die Stelle der ludi circenses der Römer, nur daß die Arena der Canal, und die Wagen Nachen sind. Dieses Wettrennen zu Schiffe ist es, worauf sich die Venetianer unter allen Festen, womit sie die Anwesenheit

hoher Gäste ehren, am meisten zu Gute thun, und man muß auch gestehen, daß es dem Fremden ein Schauspiel von einer ganz neuen Art ist, welches man seit langen Zeiten, und seit den Naumachien der Alten nur in dieser Meeresstadt sehen konnte.

Weniger jedoch der Wettkampf selbst der Regattanten, als vielmehr die Pracht der von dem Adel ausgerüsteten Peoten und Bissonen ist es, was dieß Schauspiel sehenswürdig macht. Denn in den alten Zeiten der Republik, wo sich vermög des bestehenden Seniorats der adeligen Familien, die Reichthümer stets nur bey einem Gliede derselben befanden, war es immer der Fall, daß dieses Glied der Familie bey solchen Gelegenheiten seine Schätze zur Schau trug und durch die bey der Regatta ausgerüstete Bissone zeigen wollte, wie leicht ihm dieser beträchtliche Aufwand zu bestreiten fiele. Diese Art des Ehrgeitzes hat sich zwar auch noch heut zu Tage fortgepflanzt, jedoch hat das aufgehobene Seniorat die Äußerungen desselben in einem hohen Grade beschränkt, und nur der bedeutende Enthusiasmus für die letzte Regierungsveränderung und die ungeheuchelte Anhänglichkeit an den gegenwärtigen Regenten, vermochten es noch, die letzte Regatta zu einer der glänzendsten zu machen.

Die Laufbahn der Wettschiffenden ist der große Canal, und er muß fast in seiner ganzen Länge hinauf, und in der halben zurück — zurückgelegt werden. Denn das Gerüst, wo die als Preise aufgesteckten Fahnen sich befinden, liegt unterhalb der Rialtobrücke, folglich fast in der Mitte des Canals. Der Wettlauf selbst geschieht von sechs Barkarolen auf sehr leichten Schiffchen, die von einer eigens dazu aufgestellten Commission gewogen und gesiegelt werden. Zuerst betreten die, welche nur von einem Regattanten gerudert werden, die Laufbahn und sodann jene, welche von zweyen geführt werden, manchmal, was aber dieß Mal nicht der Fall war, machen auch die Weiber von Lido und Pallestrina einen eigenen Wettlauf.

Den Tag der Regatta, welcher dieses Mal wegen der Ungemäßheit der Jahreszeit, und der darin herrschenden veränderlichen Witterung nicht mit Zuverlässigkeit vorausbestimmt werden konnte, bezeichneten drey um neun Uhr Morgens gelöste Kanonen. Merkwürdig war es zu sehen, welch ein Leben und Rennen gleich der erste Kanonenschuß auf dem Markusplatze hervorbrachte. Denn der den Müßiggang so sehr liebende Venetianer betrachtet das unbedeutendste, vom Gouvernement veranstaltete

Fest gleich als eine sehr wirksame Aufforderung, seine Tagesgeschäfte bey Seite zu legen, und sich selbst einen Feyertag zu machen. Zu dem ist es von ihm, bey solch einem beliebten und berühmten Nationalfeste nicht zu verlangen, daß er sich, wenn ihn nicht Krankheit dazu zwinget, von dieser Theilnahme enthalte. So wie daher die Kanonenschüsse ertönten, lief alles um seine Vorkehrungen zu treffen, um die Regatta recht mit Muße und Bequemlichkeit ansehen zu können.

Dem Beyspiele der edlen Venetianer folgend, warf auch ich mich in die Gondel, und fuhr den Canal hinauf, um mir die Laufbahn selbst, und die Vorkehrungen, die man zu solch einem Feste getroffen hatte, ehe noch das Gewimmel der Schiffe es unmöglich machte, zu besehen. Schon waren alle Fenster, die auf den Canal hinausschauten, mit dem gewöhnlichen Festzeichen der Venetianer behangen, nähmlich mit farbigen Teppichen. Einzelne Bissonen ruderten in Gold und Federn daher, und wurden von rosenfarb — oder weißgekleideten Schiffleuten geführt, und ihre braunen Gesichter und Hände stachen spassig von den hellen zarten Farben ab. Das Ufer des Canals und die Fenster und Balcone der Häuser wimmelten schon von Zuschauern, und die

Gondeln fingen schon an häufiger den Canal zu durchfahren. Aber die eigentliche Sonne des Festes konnte erst mit dem Erscheinen des Hofes aufgehen, weil die Bissonen des Adels die kaiserlichen Schiffe begleiteten. Indeß verirrte sich doch manche Barke mit einem Tempel aus Seidenstoff und Spiegelgläsern, und segelte an dem Frontispiz des griechischen Tempels vorüber, an welchem eine Aufschrift das Fest dem Kaiser dedicirte, und auf dessen Balustrade vier goldgestickte Fahnen von rosenfarber, blauer, grüner, und weißer Farbe stacken, welche die Preise der Regattanten vorstellten, und von denen die rothe die erste war.

Endlich erschien das kaiserliche Schiff, und mit ihm ein buntes Gewimmel von Barken und Peoten. Die Gewerbe der Landbauer mit ihren Werkzeugen, Jäger und Fischer, Spanier und Altdeutsche, eine neapolitanische Musikbande, die Zitronen und Orangen auswarf — zwey Mohrenschiffe mit einem Krokodill und einem Tiger an der Spitze, die Fleischhauer, welche einen gemahlten Ochsen am Vordertheile und einen Fleischknecht, welcher denselben an einem blauseidenen Band führte, im Hintertheil hatten, Harlekins und Pierots erschienen auf gut decorirten Barken, und umgaben den

Kaiser, welcher vorher die Laufbahn durchfuhr, ehe der Wettlauf angehen sollte. Von den Balconen der anliegenden Häuser, deren einen ich bestieg, ließ das farbige Gewimmel der hin- und herfahrenden, und sich durch das Gedränge durchwühlenden Schiffe recht artig, und verlohnte allerdings die Ausdauer in einer empfindlichen Luft.

Das Aussteigen des Kaisers, und sein Erscheinen auf dem Balcone des Pallastes Grimani, der dem Ziele des Wettlaufes gegenüberlag, war das Signal zur Eröffnung der Schranken, und zum Auslaufen der Regattanten. Sogleich erschienen die leichten Schiffchen mit ihren gelenkigen Ruderern, und eilten mit Blitzesschnelle, begleitet von vielruderigen Bissonen den Canal hinauf. Noch war es nicht zu entscheiden, wer den Preis erhalten würde, denn der kleine Vorsprung des einen vor dem andern entschied wenig, da es eben so leicht Sparung der Kräfte, als wirklicher Mangel derselben seyn konnte, was ihn erzeugte. Die Wettlaufenden ermunterte der Zuruf der theilnehmenden Menge und das eigne Ehrgefühl, das dieser Classe von Menschen in dem Puncte ihres Gewerbes eigen ist, und sie bothen alle Kräfte auf, um einander zuvorzukommen. Sie verschwanden unter der Rialtobrücke aus

unsern Augen, die das nacheilende Gewirre der Schiffe, die sich vor dem Ziele und Ende der Laufbahn aufstellten, und in einigen Augenblicken die ganze Breite des Canals überdeckten, beschäftigte, und ihm den Anblick eines schiffbedeckten Marktplatzes gewährte.

Nach einer Viertelstunde erschienen die Schiffchen wieder, in kleinen Zwischenräumen, und die Bemannung ruderte mit einer unglaublichen Anstrengung. Weniger der Preis als die Ehre, die dabey zu verdienen war, und vielleicht auch die beträchtlicheren Geschenke und Trinkgelder, welche die Sieger einernten konnten, eiferten sie zu solchen Anstrengungen an; unbegreiflich schien es mir, wie ein Mensch bey der schnellen Bewegung des Schiffchens, und bey seinen eigenen verschiedenen Bewegungen und Drehungen des Körpers, das Gleichgewicht so zu behalten im Stande war, um auf dem abschüssigen Hintertheile des Schiffchens fortwährend feststehen zu können. Endlich erreichte der erste das Ziel, und ergriff die rothe Fahne, und hatte kaum Zeit genug, sein Schiffchen hinwegzubringen, als auch schon der zweyte erschien, und sich der blauen Fahne bemächtigte. Der dritte war ein alter Graukopf, von dem ich nicht mehr vermu-

thet hätte, daß er sich mit seinen viel jüngern und rüstigern Nebenbuhlern in die Schranken zu treten getrauen würde, indeß war er aus einer in der Regatta berühmten und unter den Barkarolen erlauchten Familie, und selbst unter Siegen und Trophäen ergraut. Auch die Wichtigkeit der Regatta für die Barkarole hat sehr abgenommen, denn einst in den Zeiten des Reichthums und Wohlstandes machte ein Sieger in derselben sein Glück, da er jederzeit der besten Bedienstungen in der Livree des reichen Adels sicher war.

Die Regatta mit den zweyruderigen Barken folgte unmittelbar und bestand in dem nähmlichen, wie die Vorgängerinn. Als das Ziel erreicht war, und die Sieger ihre Preise ergriffen hatten, pflanzten sie dieselben auf ihre Schiffchen, und fuhren mit diesen leichten Fahrzeugen, die so leicht wie Papierschiffe dahinschwammen, mit einer ungeheuren Geschicklichkeit durch das Gewühle, um sich Trinkgelder und Geschenke von freygebigen Händen abzuholen, und so endigt die berühmte, und mehr die Venetianer als den Fremden ansprechende Regatta.

Der Fresco notturno ist nichts als eine Wasserfahrt auf dem zu beyden Seiten erleuchteten Canal grande. Was in andern Städten Schlit-

tagen, Cavalkaden, Pirutschaden sind, das sind in Venedig die Fahrten in Gondeln und Peoten. Der Fresco notturno hat als Nachtwasserfahrt einen eigenen Reitz, der durch das Feenartige der Beleuchtung, und durch das Gedränge der Schiffchen noch vermehrt wird. Wir bestiegen, als die Nacht hereingebrochen war, die Gondel, und begaben uns durch die dunklen Gässen in den lauten Canallazzo, der an diesem Tage der Tummelplatz des lautesten Gewühles wird. So wie wir aus dem Seiten — Rio herauskamen, that sich uns der überraschende Prospect des illuminirten Canals auf, der einen ganz andern Effect macht, als irgend ein beleuchteter Platz einer andern Stadt. Nicht der blendende Glanz der Lichter, denn diese sind an den Gebäuden zu beyden Seiten eben nicht verschwenderisch angebracht, und ihre Strahlen werden von den schwarzen Wellen nur sehr sparsam reflectirt, sondern die eigene Art der Beleuchtung ist es, was diese Verschiedenheit der Wirkung hervorbringt. Unzählige Schiffchen mit Guirlanden von bunten Papierlaternen in Kugelform eilen vorüber, und das spielende Schwanken dieser Lichter, die in der Ferne wie Fruchtschnüre aussehen, ergetzen das Auge unendlich. Wo ein freyer Platz am Ufer des Ca-

nals ist, stehen Gerüste von Holz mit brennenden Theerfässern, die ihre vom Rauche verdunkelte Flamme hoch in die Luft schlagen. Man nennet diese Art der Beleuchtung hier zu Lande englisches Feuer. An der Mündung des Canals lagen große Schiffe, die nach ihrer Structur beleuchtet, und hoch auf ihren Masten Lichtchen tragend, wie Neptun's Zauberpalläste auf den Wellen standen, und zwey verschiedene Elemente gatteten. Von Zeit zu Zeit fuhren schnelle Blitze aus ihnen hervor, und der Donner rollte über die Stadt, und verhallte weit draußen auf dem Meer.

Zu den beyden Seiten des Ufers stand n schön beleuchtete Schiffe mit bunten Lampen, oder fuhren den Canal hinauf, und mengten sich in das ferne Lichtergewimmel. Einzelne Häuser mit architektonischer Beleuchtung traten aus den Krümmungen des Canals hervor, und warfen ihre Strahlen auf die schwarzen Wellen, die dadurch zu einen Lavastrom wurden. Die Rialtobrücke wölbte sich in der Ferne mit ihrem kühnen Bogen aus Lichtern, wie ein strahlendes Feengebäude über den breiten Canal, und unter ihr schossen bunte Schiffchen mit ihren chinesischen Laternen eilig hindurch. Jetzt verkündete der Donner der Kanonen,

daß die kaiserliche Peote mit ihrer Begleitung an den Marineschiffen vorübersegle, darum entwanden wir uns dem Gewühle der Schiffe, und stellten uns unfern der Rialtobrücke ans Ufer, um den Zug vorbeywallen zu sehen. Durch die Krümmungen des Canals zog (man konnte es über den Häusern sehen) eine strahlende Helle herauf — und ein dumpfes Murren hallte unverständlich her. Jetzt bog die Flotte um die Krümmung, und warf gleich dem aufgehenden Monde ihre Strahlen längs dem Canal hin, und verdunkelte Alles auf und um ihn. Das Kaiserschiff, mit seinem Dache von Lichtern, und seinen weißen, von der Abendluft gefächelten Federn schwamm voraus, und zu beyden Seiten fuhren die seidebekleideten Peoten des Adels schön illuminirt, und hinter ihnen der Zug der Barken mit ihren rothen schwankenden Laternen, die wie beleuchtetes Abendgewölk in der Luft hingen.

Still und wolkenlos war über dem Getümmel der Vollmond aufgegangen, und sein bleiches Silber schwamm auf den Wellen des Canals, und bildete unter dem Flammenmeere der Beleuchtung einen bleichen ruhigen Streif, der von keiner vorüberziehenden Lampenhelle verdunkelt werden konnte. Durch die Rialtobrücke drängte sich das Gewühl der

Schiffe hindurch, und toste immer weiter den Canal hinauf, und einzelne Töne der fernen Musik schienen auf den Wellen herabzuschwimmen. Das Vivatgeschrey verhallte immer mehr, und nur der Donner der Kanonen von den Schiffen, die durch die dunkle Nacht aus weiter Entfernung einander anriefen und antworteten, sprach noch ununterbrochen fort.

Wie bey jedem Schritte, den man in Venedig macht — wie bey jedem Feste, wenn sich auch die größte Pracht in einzelnen Gegenständen kund gibt, so drängt sich auch hier ein gewisser melancholischer Zug selbst unter den tobendsten Lustbarkeiten dem aufmerksamen Beobachter sehr bemerkbar hervor. Wohl schwammen auf dem Canal Prachtschiffe in Gold und Seide gehüllt, und schwangen kostbare Federbüsche durch die Luft, aber auf den beyden Seiten desselben standen die verlassenen, einsamen, halbverfallenen Palläste des ehmaligen reichen Adels gerade so sparsam und so reich beleuchtet, daß man den Charakter der Armuth und des vernichteten Wohlstandes, der sich in ihnen unverkennbar zeigt, deutlich genug bemerken konnte. Vor den zerschlagenen, oder mit Bretern verrammelten Bogenfenstern stand ein kümmerliches Wachslicht, und fla-

ckerte einsam und traurig durch die halbverscheuchte Dunkelheit. Zerrissene farbenlose Seidenteppiche, die oft so alt wie der Pallast seyn mochten, hingen von den Balconen herab, auf denen ärmlich gekleidete Leute standen, und Vivat riefen. Und wenn die Risse des Mauerwerkes dem Auge noch nicht erschienen, so war dieses nicht das Verdienst der jetzigen Bewohner, sondern das der ersten Erbauer, die ihren Werken die Festigkeit und Dauer zu geben wußten, welche jede Reparatur auf sehr lange Zeit hinaus unnöthig machte. Was Wetter und Wellen von den Steinmassen abgenagt hatten, das blieb unergänzt und unausgebessert.

Deine Zeit, du Inselstadt! ist vorüber, und keine Menschenmacht wird den Riesengang des Verhängnisses aufhalten können, das dich von dem Gipfel deiner Macht und Größe herabstürzte, weil es seine Schöpfungen nur aus der Vernichtung schafft. Mit der Rückfahrt des Hofes, dem alle Barken und Peoten sich anschlossen, verlosch die Beleuchtung, und verstummte das lärmende Toben des Canals. Aus dem leuchtenden Zuge entwanden sich einzelne schwarze Gondeln, die in die dunkle Nacht, die aus den Seitencanälen herausschaute, wie in geöffnete Gräber hineinschlüpften. Die von den gewaltigen Ru=

derschlägen gepeitschten Wellen des Canals tanzten noch heftig durch einander, aber auf ihren Spitzen schimmerten keine andern Funken mehr, als die weißen des Mondlichtes, das unverrückt auf dem Wasser ausgegossen war. Die Einsamkeit der Nacht sog einen verhallenden Ton des Lebens nach dem andern ein, und unter ihrem Mantel verstummte nach und nach alles, und ward sehr einsam.

Und so endet auf der Erde ja alles in tiefe Stille, und das laute Leben selbst verhallt im tiefen Grabe! —

Conradstag.

Fahrt nach dem Lido.

Doch nicht die lustigen Festlichkeiten, wozu sich das Element herleihet, allein haben für den Fremden Interesse, sondern noch mehr der Ernst des Schauspieles, das die wellenbewegte Lagune im Kampf mit der leichten Gondel darbiethet. Denn so wie dem Landgebornen die Idee des Meeres fast unzertrennlich ist mit der des stürmenden Meeres, so soll es auch kein Fremder versäumen, die Lagune zu beschiffen, wenn sie wogt und brandet, und er soll — wenn er anders Jugend genug dazu hat, die kleine

Gefahr nicht achten, um des großen Schauspieles theilhaftig zu werden.

Am Tage des heiligen Conrads fuhr ich mit einem meiner Freunde nach dem Lido. Dieser Lido ist eine Erdzunge, welche zwischen dem hohen Meere und der Lagune Venedigs gelegen ist, und die Stelle eines Dammes vertritt, um den Anfall des tobenden Meeres von den friedlichen Lagunen abzuhalten. Die Fahrt nach dem Lido, die ungefähr eine halbe Stunde beträgt, ist bey stillem ruhigen Wasser äußerst angenehm, kann aber, wenn die Lagune unruhig wird, an den Stellen, welche dem Winde ausgesetzt sind, für ein so leichtes und gebrechliches Fahrzeug, wie eine Gondel ist, leicht bedenklich werden. Als wir die Gondoliers bedeuteten, uns nach dem Lido zu bringen, machten sie wohl eine ernsthafte Miene, äußerten aber nicht die geringste Bedenklichkeit, entweder weil sie die Unbedeutenheit der Gefahr vielleicht besser einsahen, oder weil die Hoffnung, nach ausgehaltener Boraska (so nennt man hier einen Meersturm) auf ein Trinkgeld. Anspruch machen zu können, mehr über sie vermochte, als die Scheu vor der Anstrengung in der Gefahr. Wir bestiegen die Gondel daher, ohne die geringste Ahnung zu haben, daß es uns in ihr nach einer

halben Stunde so ziemlich ernst zu Muthe werden würde. Die Lagune warf zwar kleine Wellen, aber hinter der Stadt, wo sie durch die Mauern der Gebäude vor dem Anfalle des Windes geschützt war, war ihr Spiel eher angenehm als Furcht einflößend. Aber je mehr wir uns von ihr entfernten, desto mehr wiegte das Schiffchen. Schon fingen wir an einander mit fragender Miene anzusehen; denn wir fuhren bereits über ein gefurchtes Feld, und kleine Hügel trugen wechselnd die Gondel auf- und abwärts. Die Neuheit des Anblicks einer unabsehbar unruhig bewegten Fläche, über die der Wind eilig dahin brauste, und Welle auf Welle heranjagte, und die Sonderbarkeit der Empfindung, die uns das unaufhörliche schnelle Sinken und Steigen des Schiffchens verursachte, beschäftigte uns beyde, und wir sahen stumm und denkend, aber ohne Anwandlung eines Grauens diesem wundersamen Schauspiele zu. Jetzt kamen wir an einen Ort, wo der schon von weiten auf den Spitzen der Wellen sich erhebende Schaum Zeugniß gab, daß Porino und Lagune mit einander ernsthaft zankten, und beyde arbeiteten und brausten vernehmlich. Wir schlossen die Fenster theils vor dem daherfahrenden kalten Norde, theils vor dem Spritzen der Wogen, die aus weiter Entfer-

nung dahertanzend am leichten Schiffchen zerschellten. Die Barkarole riefen einander fortwährend unverständliche Worte zu und arbeiteten mit der größten Anstrengung und mit gespannter Aufmerksamkeit. Ich glaube in diesem Augenblicke nicht, daß während unserer ganzen Fahrt für einen gewohnten Seefahrer irgend ein Schein von Gefahr da gewesen sey; aber für einen Menschen, der noch nie das Spiel der Wogen gewesen war, hatte die Neuheit des Anblickes des großen Schauspieles, und das Bewußtseyn, daß nur ein Zoll dickes Bret vier Leben von dem Wellengrabe schied, unstreitig etwas Furchtbares; denn die Wogen, die gleich Erdhügeln vom Winde dahergeführt wurden, schlugen — wann die Spitze des Schiffchens sie durchschnitt, grimmig an den leichten Boden, und die dumpfen Schläge und Stöße, womit das Element unter unsern Füßen arbeitete, waren so stark, daß ich mich des Gedankens kaum erwehren konnte, die Leichtigkeit des Fahrzeuges, dessen Boden oft bey einem schnellen Sprunge in selbes zertrümmert wird, werde am Ende nicht mehr widerstehen können. Noch lag der Lido weit genug von uns entfernt, als daß der Anschein der Gefahr durch seine Nähe gemindert worden wäre; aber wir hatten bereits jene Fläche,

welche der Wind am meisten beherrschte, über die Hälfte zurückgelegt, und hatten noch dazu den Wind so gewonnen, daß er uns im Rücken blies, folglich weit weniger gefährlich werden konnte. Aber die Wogen gingen ziemlich hoch, kamen mit ihren schaumbedeckten Spitzen aus weiter Entfernung daher, hoben das leichte Schiffchen auf ihrem breiten Rücken wie eine Feder aufwärts, und brachen treulos immer in der größten Höhe aus einander, und wir sanken wieder unter einem dumpfen Schlage abwärts. Und so trieb die Lagune ihr Spiel, und wir saßen ernst und schweigend in der erschütterten Gondel, und sahen hinaus auf die Gefahr, die uns umwogte. Aber der gewonnene Wind, und das Spiel der Wellen, von welchen uns jede wider ihren Willen vorwärts hob, brachten uns bald in den ruhigern Canal, und der dunkle Streif kündete uns an, daß wir uns über seichtem Wasser befanden, wo das Wellenspiel matter und sanfter wurde, und die Gondel ruhiger. So stiegen wir am Lido aus, und das angenehme Gefühl der überstandenen Gefahr wurde nur durch die Aussicht auf die Rückfahrt getrübt.

Denn abgesehen, daß der Wind während unserer Anwesenheit auf der Erdzunge nicht minder geworden war, sondern im Gegentheil die Lagune

nur immer noch mehr aufrührte, so bekamen wir ihn auch von der Seite, wo er nur desto größere Gewalt über das leichte Schiffchen bekam. Die Erklärung des Gondoliers, den wir über die überstandene Gefahr befragten, daß das Umschlagen der Gondel, wovon man mehrere Beyspiele habe, das am meisten zu Befürchtende sey, trug zu unserer Beruhigung eben nicht viel bey, aber der Mann machte wahrscheinlich des Trinkgeldes wegen mehr aus der Sache, als wirklich daran war.

Unter solchen Aussichten nun traten wir nach einem kurzen Aufenthalte auf der Erdzunge wieder unsere Rückkehr an, und brachten jene ernste Stimmung, welche uns nur auf Augenblicke verlassen hatte, wieder in die Gondel mit. Mein Gefährte, dessen Muth ich seiner Verhältnisse wegen, in denen er als junger Gatte und Vater von fünf kleinen blühenden Kindern stand, fortwährend bewundern mußte, äußerte sich, daß es ihm sehr lieb wäre, wenn wir bereits wieder in Venedig wären; indessen stand es bey uns, nicht vor Legung des Windes zurückzukehren und in Lido zu bleiben, wo wir wenigstens vor Gefahr sicher waren. Aber uns bewog die Bereitwilligkeit der Gondoliers, die die Gefahr besser zu beurtheilen im Stande seyn mußten, und

der dem jugendlichen Muthe so angeborne Stolz die Gefahr zu verachten, und ihr bloß aus kühnem Selbstgefühle entgegen zu treten, uns ruhig einzusetzen, und vom Lande zu stoßen. Aber so wie wir außer der seichten Stelle waren, lehrte uns auch der Anfall des Windes und die Höhe der Wogen, daß der Ernst des Schauspiels, und der Anschein der Gefahr nicht ab, sondern eher zugenommen habe. Die Wogen wühlten sich immer schneller unter der Gondel durch, und schauten mit ihren weißen Spitzen sichtbar beym Vordertheil herein. Die Stöße und Schläge am Boden wurden stärker und dumpfer, und die Fenster erzitterten vor ihnen. Der Gondolier rief uns zu, uns beyde auf die Seite zu setzen, wo der Wind anfiel, um so die Gondel gegen den Andrang der Wogen hinzuneigen, und sie vor dem Umschlagen zu schützen. Als ich sah, daß die Sache nicht nur für uns Unerfahrne, sondern auch für die besser mit der Gefahr bekannten Gondoliere ernsthaft zu werden anfing, erinnerte ich meinen Freund, den trotz seines Muthes doch das bestürzende Gefühl befallen mußte, mehr gewagt zu haben, als recht war, daß er mehr riskire als ich, und daß es daher ihm zustehe, zu bestimmen, was zu geschehen habe. Sogleich rief er den Gondoliers zu,

sie sollten versuchen, ob sie nicht an irgend einer der nähern Inseln anlanden könnten. Aber dazu war es schon zu spät, denn die Brandung an dem Gestade litt es nicht, daß sich die leichte Gondel ihm nahe, und so tanzten wir „in Gottes Namen" weiter.

Ich habe während dieser ernsten halben Stunde, wo ich im leichten Kahne auf den stürmenden Wellen herumtrieb, genau auf mich Acht gegeben, weil es die erste Gefahr war, die ich mit Bewußtseyn bestand, und weil sie nicht, gleich den meisten Lebensgefahren, unversehens und Besinnung raubend uns überfiel, sondern weil sie sichtbar immer näher herantrat und dem Vorstellungsvermögen Zeit genug ließ, die Bilder des Todes langsam vor die Seele zu führen. Ich konnte es in dieser wichtigen Minute deutlich genug fühlen, daß es der größte und erhabenste Moment des Menschenlebens sey, wenn der Sterbliche von der ganzen bewohnten Erde Abschied nimmt, und hart an einer grauenvollen Nacht steht, die nur der Glaube des Herzens, oder die Hypothesen des Verstandes erleuchten, und die ihm jeden Augenblick eine Welt voll ungeheurer, unbekannter Gestalten aufdecken kann, unter die der unzerstörbare Funke, den er sein Ich nennet, wie ein Fremdling hineintritt. Es muß wahrlich eine unge-

heure Überlegenheit der Geisteskraft dazu gehören, um den tobenden Aufruhr des Instinctes, der nicht von dem Leben und seiner Erde lassen will, zu bezähmen und kalt und ruhig auf den Augenblick zu warten, der Alles, Alles, was um uns ist, verwandelt und zertrümmert.

Aber diese Betrachtungen waren, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, mehr die Erzeugnisse der angeregten Phantasie, als der überlegenden Beurtheilung. Denn wie imponirend das Schauspiel auch war, so war die Gefahr des Lebens wenigstens für mich nicht so nahe, und nur die Möglichkeit, aber nicht einmahl die Wahrscheinlichkeit des Wellentodes war für mich da. Und ich würde die Bescheidenheit und die Wahrheit zugleich verletzen, wenn ich die geäußerte Ruhe für ein Kind der philosophischen Furchtlosigkeit vor dem Tode ausgeben würde, da sie sich höchst wahrscheinlich weit mehr auf das Vertrauen auf meine Schwimmkunst gründete.

Daß wir glücklich der Gefahr entgangen sind, braucht dir der, der sie nachträglich beschreibt, nicht zu versichern; aber Antwort zu geben braucht er auf deine Frage, was wir in Lido gesucht oder gefunden hatten, weil wir die tobende Lagune nicht scheuten, um dahin zu gelangen? —

Was wir suchten und fanden, Salesius, war die Paar besorgten Minuten wohl werth, die wir unsern Freunden und Verwandten gemacht hätten, wenn sie um unser Wagestück gewußt hätten. Es war der Anblick des stürmenden Meeres, der uns vom Lido aus gegen die hohe See hin zu Theil wurde. Ein Anblick, von dem du nicht fordern wirst, daß ich jetzt meine Feder eintauche, um dir das Ungeheure desselben in kahle Worte einzukleiden, denn die Menschenzunge hat für einen solchen Kampf der Elemente keine Sprache. Die Verwüstung, die auf der, vom Grunde aus aufgewühlten Fläche daherfährt — der Grimm mit dem Woge gegen Woge ankämpft, und eine die andere verschlingt und auffrißt — wie sie von weiten in ungeheuren Bänken daherrollen, und am schiefen Meeresstrande herauflaufen, und wieder zurück rollen, und die nachfolgenden hinabdrängen — wie eine über die andere hinüberfährt, und sie mitnimmt, und wieder von einer größern vernichtet wird — wie das aufgewühlte trübe Wasser schäumt, und spritzt, und immer mehr zu ergrimmen scheint, und der Fittig des Sturmes über die ungeheure Zerstörung dahinfährt und immer tiefer aufgräbt — — Alles das versetzt den Menschen in ein sprachloses Erstaunen, vor

dem selbst der Schrey der Verwunderung verstummt. Wer den zerstörenden Kampf und die losgelassene Wuth der Elemente betrachten will, der trete an den Strand des Meeres, wenn der Orkan über dasselbe fährt. Da stürmt Kraft gegen Kraft blind und zerstörend und ohne Zweck — da herrscht innerlicher Krieg und grauenvolle Gährung — da werden die lichtlosen Grundwasser bis an die Wolken getrieben, und was oben war, sinkt in den bodenlosen Abgrund. Und kein Widerstand gilt da, und keine Kraft bezähmt das wüthende Ungeheuer, das alles zerstören und vernichten will. Und nur ein einziges Etwas ist es, was noch stärker ist und Meister wird über die blinde Wuth des tobenden Elementes, und das ist die kalte, ernste Ruhe des Felsenufers, gegen das es seit Jahrtausenden ohnmächtig anstürmt — und die Unendlichkeit der kleinen Kräfte, die dennoch stärker sind als das Ungeheuere — der Kies- und Meersand des Gestades.

Ach Salesius! wie unendlich ist die Natur! — Wie ist sie so mild und so freundlich im erwachenden Frühling! — und so groß und erhaben in der Sternennacht! — und so ungeheuer und furchtbar im Meeressturm! — —

Barbaratag.

Kunstschätze in Venedig.

Unter die Trophäen einer vergangenen ruhmvollen Zeit, welche man in Venedig allenthalben antrifft, gehören auch die hie und da zerstreuten Denkmale der Kunst, welche durch hohe Schönheit oder graues Alterthum ausgezeichnet sind. Denn wo der Siegeswagen des Kriegsgottes aus- und einrollt, dort schleppt er auf seinem Triumphzuge auch die unsterblichen Zeichen der Kunst mit, und der Römer, der Griechenlands Tempel plünderte, und der Gallier, der halb Europa ausraubte, haben dieses deutlich genug gezeigt. Darum war den Alten Pallas Athene zugleich die Göttinn des Krieges und der Wissenschaft.

Auch die Venetianer waren einst Eroberer, darum findet man in ihrer Vaterstadt noch viele Siegeszeichen. Freylich hat der raubende Franke viele dieser Zierden fortgeschleppt, aber die rächende Nemesis hat sie durch eine billigere Hand wieder zurückgestellt. Die Venetianer haben den Ruhm, die ererbten Schätze ihrer Vorfahren nicht als todtes

Capital liegen gelassen zu haben, sondern sie haben eine glänzende Periode der Kunst über die Geschichte ihres Vaterlandes herbeygeführt, und in der Baukunst und Malerey große Wunderwerke hervorgebracht.

Dem, der in Venedig gewesen ist, darf ich nur die ungeheuren Bauwerke der Republik ins Gedächtniß rufen, in denen man alles findet, was die Baukunst in sich vereint. Das Riesenmäßige der Murazzi, dieses ungeheuren und für eine Ewigkeit berechneten Meerdammes, die schimmernde Pracht der Procurazien und des Hauses der Dogen, und so vieler Privatpalläste, endlich die hohe Schönheit der Rialtobrücke und der Kirchen-Palladio's werden ihm Beweises genug seyn. Freylich reichen diese Denkmale der Kunst nicht an die Weltruinen des alten Roms, aber dafür klebt an ihnen nicht wie an jenen der Schweiß und das Blut der durch die Tyranney der Imperatoren erpreßten Schätze Asiens und Afrika's, sondern sie waren aufgeführt und vollendet von den Schätzen, die die Künste des Friedens anhäuften, und nicht plündernde Prätorianer und Legionen, sondern friedliche Handelsflotten führten die Materialien dieser Prachtgebäude herbey.

Größer noch und glänzender ist für die Geschichte

der Kunst Venedigs Malerschule, denn seine Paolo, Tizian's, Palma's und Tintoretto's stehen an dem Apelles Griechenlands und Roms Raphael zunächst. Sie hat die große Geschichte ihrer Vaterstadt zu jenen unsterblichen Schöpfungen begeistert, mit denen alle Tempel und Palläste Italiens ausgerüstet sind, und die es zu einer ungeheuren Bildergallerie machen. Ich glaube keine Stadt der Welt, selbst Rom nicht ausgenommen, wird einen solchen Reichthum an Meisterstücken der Malerey besitzen, als Venedig, nur ist es beweinenswürdig, daß der Vorzug, den die venetianische Schule vor allen andern hat, das schöne Colorit — durch den Einfluß des Klima und durch die Nachlässigkeit der Nachkommen völlig zu Grunde gegangen ist.

Die Periode der venetianischen Schule fällt in die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts, und in die erste des sechszehnten. Die vorzüglichsten Meister in ihr sind Titian, dessen schönes Colorit mit jenem Correggio's um den Vorzug wetteifert, und sein Nebenbuhler Pordenone; dann Tintoretto, dessen Gemälde sich durch Heftigkeit der Bewegung und durch eine musterhafte Haltung auszeichnen. Domenichino's geistreicher Pinsel, und der bey-

den Palma und Paolo Veronese's Mannigfaltigkeit und Feuer geben ihren Gemälden einen schwer zu erreichenden Werth. Manche dieser Meister haben mit einer solchen Leichtigkeit und Schnelligkeit gearbeitet, daß man über die Anzahl und den Umfang ihrer Gemälde erstaunet, und nicht begreifen kann, wie ein Menschenleben zu allen dem, was sie erzeugten, zureichen konnte. Der größte Theil ihrer Gemälde hat die religiöse Geschichte zum Gegenstande, so wie es die damalige Zeit, die die Stätten der Gottesverehrung zu den Tempeln der Musen machte, erheischte. Doch haben sie vieles in der Profangeschichte gearbeitet, und fast alle rühmlichen Tage ihres Vaterlandes sind durch ihre Pinsel verewigt worden. Weniger reich als die übrigen Schulen ist die venetianische an mythologischen Vorstellungen, aber doch findet man auch in diesem Gegenstande treffliche Muster.

Will man in Venedig die Producte dieser Kunst genießen, so darf man nur in die öffentlichen Gebäude gehen, die fast elle Gemälde-Gallerien der venetianischen Schule sind. Außer ihnen gibt es aber auch noch besondere Privatgallerien, von welchen die Manfrinische die reichste und gewählteste ist. Diese Privatgallerien haben den Vorzug,

daß die Gemälde in ihnen viel besser erhalten sind, als in den Kirchen und öffentlichen Gebäuden; aber sie haben wenig Mannigfaltigkeit der Schulen, so zwar, daß die Gemäldesammlung des Manfrini, die durch ganz Italien ihres Reichthums wegen berühmt ist, nur einen einzigen Raphael und Correggio besitzt.

Weniger reich ist Venedig an Kunstwerken der Sculptur, obwohl es auch von diesen einzelne Stücke aufzuweisen hat, die viel zu berühmt sind, als daß sie nicht mit Recht die Aufmerksamkeit des Fremden, und seine Bewunderung verdienen sollten. Die in den verschiedenen Kirchen zerstreuten Statuen eines Campagna, Romana und Vittoria, aus dem Mittelalter und aus jener Periode, wo die bildenden Künste in Italien in so schöner Blüthe standen, haben größten Theils eine ausgezeichnete Schönheit — obwohl sie nicht an die Idealität der antiken Schöpfungen reichen. Die Basreliefs in Marmor und Holz sind fast immer mit einer ungemeinen Kunstfertigkeit, und mit ausgezeichnetem Fleiße verfertigt, und oft nicht ohne anziehende Reitze, aber ihnen mangelt fast überall jene edle Einfachheit und die erhabene Größe, die uns in griechischen Basreliefs so sehr entzückt.

Hier kann ich die von einem sehr bekannten Richter im Kunstfache so verschrieenen Basreliefs in Marmor in der Kirche San Giovanni e Paolo nicht unerwähnt lassen, in denen ich nicht nur oft eine edle Haltung, sondern durchaus einen ungeheuren Fleiß in den Figuren nicht verkennen konnte.

Von eigentlichen antiken Statuen besitzt Venedig wenig. Die berühmte Schöpfung der alten Kunst, seine korinthischen Pferde, sind in diesem Augenblicke noch nicht aus Frankreich angekommen, obwohl man bereits Anstalten zu ihrer Wiederaufstellung über dem Thore der Markuskirche trifft. Ich kann also über sie nicht urtheilen. Unter den Stücken, welche im großen Saale der Bibliothek aufgestellt sind, befinden sich einige ungemein schöne, unter denen eine herrliche Leda, und ein eben so vortrefflicher Ganymed die berühmtesten sind. Ich kann hier die Bemerkung nicht verschweigen, wie nothwendig es bey dem Genusse und der Beurtheilung antiker Kunstwerke ist, sich in jene Zeitperioden zu versetzen, in denen sie erzeugt wurden, und nicht zu vergessen, wie groß die Veränderung ist, welche die Begriffe des Schicklichen und Anständigen seit der Griechenzeit erlitten. Die Hellenen, deren Götter mit dem Menschengeschlechte nahe verwandt waren, und

deren kindlichen Herzen die Natur in allen ihren Äußerungen heilig war, kannten in ihren Schöpfungen jene erröthende Scheu nicht, welche die Umstaltung der religiösen Begriffe die späteren Zeitalter gelehrt hat. Sie hielten es für unwürdig ihre knidische Venus anders als durch den Schleyer der erröthenden Jungfräulichkeit zu verhüllen, und die idealische Schönheit ihrer Apollo und Hermes waren selbst für die Lüsternheit kein Gegenstand. Ihnen waren auch die menschlichen Bedürfnisse und deren Befriedigung an ihren Göttern heilige Geheimnisse und würdige Gegenstände der Kunst; und ihre Zeit trug kein Bedenken, daß selbst ihre reinsten Jungfrauen, als einen Talisman der Fruchtbarkeit, das Symbol der schöpferischen Kraft der all erzeugenden Natur, unter einer Vorstellung bey sich trugen, vor der wir uns mit Abscheu und Ekel wegwenden. Ich will hier nicht behaupten, daß jene recht thun, die in den neueren Kunstwerken die Unumwundenheit der Alten nachahmen — denn unsere Zeit hat die Frucht vom Baume der Erkenntniß gekostet, darum bedarf sie der Feigenblätter — aber auch die thun unrecht, welche die Begriffe des heutigen Tages auf die Schöpfungen der kindlichen Unschuld der Griechen übertragen.

Als Kunstwerk hat diese Leda unstreitig einen ausgezeichneten Werth, der auch zu allen Zeiten gewürdigt und anerkannt wurde. Hohe Schönheit, wie sie der Geliebten des Vaters der Götter geziemt, weibliche Grazie, gleich als wäre sie mit Aphroditens Zaubergürtel bekleidet, und tiefe Wahrheit im Ausdrucke der Leidenschaft, deren höchste Extase sie durchbebt — vereint diese schöne Statue; und der Grieche, dessen Meißel sie schuf, dachte gewiß nicht, daß eine Zeit kommen werde, welche im Genusse der Form die Irreligiösität des Gegenstandes so sehr beeinträchtigen werde. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die Maler der blühendsten Zeiten der Kunst bey der Darstellung ähnlicher Gegenstände sich diese Statue zum Muster gewählt haben, wenigstens ist die Ähnlichkeit des Ausdruckes in der Niobe Corregio's und in der Danae des Tizian mit dieser Statue unverkennbar.

Die Gruppe des geraubten Ganymeds ist ein Kunstwerk eines für unsere Zeit weniger anstößigen Gegenstandes, und von gleichem Kunstwerthe wie die Leda. Wahrlich diese idealische Reinheit der Formen, diese hohe Schönheit und Unschuld des Jünglings, waren würdig in's Reich der unsterb-

lichen Götter aufgenommen zu werden. Und selbst die thierische Natur des Adlers, der ihn trägt, scheint diese schöne Gestalt zu bezaubern, denn er sieht ihn so sehnsüchtig und schmeichelnd an, und deutlich drückt das Thier die Furcht aus, den zarten Körper des Jünglings zu verletzen.

Zwey Basreliefs in Marmor mit kleinen Genien sind von so hoher Schönheit und Grazie, daß selbst unser Phidias Canova sie nicht zu bewundern aufhören konnte. Sie tragen den Zepter Jupiters und das Schwert des Kriegsgottes, und selbst die ungemein lieblichen Engelsköpfe Tizians bleiben weit hinter der Lieblichkeit dieser Genien zurück.

Ich gehe jetzt über auf die Akademie der bildenden Künste, und trete in ihren Saal voll Abgüsse der berühmtesten Antiken. Einen heiligen Schauer fühlte ich, als ich diese Monumente der alten Kunst erblickte, und diese Göttergestalten voll unerreichbarer Schöne und majestätischer Würde. Die Gruppe des Laokoons, und der Niobe, der vatikanische Apoll, und die mediceische Venus, der farnesische Herkules, die berühmte Amazone, der borghesische und der sterbende Fechter, kurz alles was Rom, Florenz und Neapel an Kunstwerken der alten Zeit aufzuweisen hat, findet man hier in vorzüglichen und

wohlgeordneten Abgüssen. Freylich bleiben diese Gypsabgüsse weit hinter dem Originale zurück, aber sie reichen doch hin, dem Beobachter eine richtige Idee von der hohen Schönheit zu geben, welche jene besitzen. Wahrlich in dieser Welt voll Göttergestalten wird es einem klar, wie weit sich die Phantasie des Menschen über die bange, enge Wirklichkeit zu erheben vermag, denn solche Formen beherbergt keine irdische Welt.

Laß mich, Salesius, das kurze Verzeichniß der Kunstwerke Venedigs mit einem beschließen, das, obwohl ein Erzeugniß unserer Zeit, sich mit allen Gebilden des Alterthums messen darf. Es ist die Hebe Canovas, ein Meisterstück, das diesen Künstler unter die Reihe der Phidias und Praxiteles stellet. Die Göttinn der Jugend schwebt auf einem leichten Morgengewölke zur Erde herab, in der rechten Hand eine goldene Vase haltend, und mit der linken eine Schale darreichend. Es ist mir unmöglich den Eindruck zu beschreiben, den die Göttergestalt auf mich gemacht hat, denn diese himmlischen Formen, die die glühende Phantasie des Künstlers dem kalten Steine mitzutheilen gewußt hat, wahrlich, sie sind etwas Überirdisches. Diese Schönheit und Frische auf der hohen weibli-

chen Stirne, und der liebliche Reitz, der um Mund und Wange schwebt, und die lachende Unschuld des Auges, und diese schlanke leicht dahinschwebende Gestalt, in der Alles Schönheit und Reitz ist, wird nimmermehr aus meinem Gedächtnisse weichen. Wie ein leichter Hauch des Zephyrs schwebt sie auf dem frischen Morgengewölke hernieder, und der zarte Fuß macht im leichten Wolkenschleyer einen kaum bemerkbaren Eindruck, der fächelnde Flug haucht das reitzend geschürzte Gewand zurück, und macht unter den schön geworfenen Falten desselben die überirdischen Formen hervortreten.

Es ist ein eigenes Gefühl, das beym Anblicke solcher Kunstwerke in uns rege wird. Nicht die Begierlichkeit, welche irdische Reitze in uns erwecken, nicht der Drang nach dem Besitze, der sich immer meldet, wenn uns irdische Schätze bezaubern, sondern die reine unsterbliche Empfindung ist es, mit der der Mensch jederzeit die drey größten Ideen seines Geistes, die der Schönheit, der Wahrheit, und der Tugend verwirklichet sieht. Wie ein Trunkener steht der Schauer vor diesen Himmeln, und seine Seele schwelgt und verliert sich in den Gebilden, die dem ihr tiefeingeprägten Urtypus einer unendlichen Schönheit näher und näher kommen; jener Schönheit,

die freylich nur dunkel und geahnet vor unserem Geiste liegt, aber von der wir mit Gewißheit hoffen, daß sie uns einst in der Ewigkeit unsers Daseyns ganz hell umstrahlen werde.

Ananiastag.

Die Venetianer.

„Reisen ist Leben, und Leben ist Reisen" sagt irgend ein großer Schriftsteller, und ich sag' es auch mit ihm. Was ist denn das menschliche Leben anders, als eine große Wanderschaft durch die Höhlen und Abgründe des Unglücks und des Jammers, durch die sparsamen Kampanerthäler der Jugend und der Freude, und durch die langen unfruchtbaren Steppen des gewöhnlichen Lebens? — Und wie der Reisende in Städten, durch die sein Weg ihn führet, niemals recht einheimisch wird, sondern ewig nach seiner geliebten Vaterstadt zurückdenkt: so geht es ja auch dem Menschengeiste, der in dem gebrechlichen Fahrzeuge, das er seinen Körper nennet, durchs Erdenleben reiset. Sehnt er sich denn nicht immerwährend nach etwas, was er nicht hat, und irgend wohin, wo er nicht ist? — Ja, und geht es ihm nicht oft wie den Gebirgsbe-

wohnern, die in ebene Landschaften versetzt, ein unheilbares Sehnen auszehrt? —

Und so geht es auch mir — und auch ich sehe den Augenblick nicht ungerne näher rücken, der mich aus der meerumschlossenen Venetia führet. Noch dazu glaube ich, daß kein Ort auf der Karte von Europa getroffen werde, wo sich ein Deutscher weniger eingewöhnen könnte, als hier. Die Liebe zum festen Lande, auf das der Mensch vertrauend seine Hütte bauet und einen sichern Fuß setzet — die sehr vermißte Gutmüthigkeit und Herzlichkeit seiner Landsleute — die hartenbehrte ländliche Natur, und das grünende Feld und die blühende Flur — und die vollkommene Umkehrung aller Lebensverrichtungen — alles dieses trägt dazu bey, den Wunsch, Venedig zu verlassen, recht in ihm rege zu machen.

Nicht ohne großes Interesse sind mir die fünfzig Tage vergangen, die ich in einer Stadt zubrachte, die so viele Denkmale einer großen Vergangenheit aufzuweisen hat. Viele Betrachtungen haben sich mir durch den Contrast des jetzt mit dem einst aufgedrungen, und so manche Erinnerung hat sich meinem Geiste eingeprägt, die nur mit dem Leben verlöschen wird. Aber ansiedeln möcht ich mich nicht in einer Stadt und unter einem Volke, das so leicht-

sinnigen Geistes ist wie der Venetianer, und dem jedes höhere geistige Leben so fremd ist wie ihm: unter einem Volke, das die ruhmvollen Thaten seiner Väter nur aus armseligen Sonetten kennet, und das ohne Herz und Geist unter den Denkmalen des Sieges und des Ruhmes vorübergeht, und für die verlorne Freyheit leicht in armseligen Genüssen Ersatz findet. Griechenlands Versinken, und Roms morscher Zusammensturz, und seine drey Jahrhundert lange Despotenperiode bleiben einem kein unauflösliches Räthsel mehr, wenn man den heutigen Venetianer sieht. Denn wo Volk und Bürger unter dem Joche der Armuth und der kümmerlichen Befriedigung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse schmachten, und der Adel seine Bestimmung in sinnlichen Genüssen sucht und findet, und die Jugend ihre Thatkraft im eitlen Nichtsthun und in den Armen der Wollust erschöpft — wo Vaterland und Freyheit Worte ohne Sinn und Bedeutung geworden, und Religiosität zu Bigotterie und finsterm Aberglauben herabsank — dort ist es freylich leicht mit einer Handvoll raublustiger Prätorianer einen Thron zu erobern, und den Leichnam der Freyheit in Ketten zu schlagen.

Finstere Gefühle befallen den aufmerksamen und denkenden Menschen, wenn er in Venedigs Gassen und auf seinen Plätzen herumgeht. Überall das Bild der jetzigen tiefen Armuth bey den Denkmalen des alten Reichthums — überall Spuren ehemaliger Größe im Gegensatze gegenwärtiger Entartung — überall der Mangel jedes höhern Bedürfnisses und das ewige Streben seine Sinnlichkeit zu befriedigen. Die Schar der Bettler, die halb nackt vor den Kirchen gelagert sind, jammervolle Gestalten, von Mangel und Hunger abgehärmt — Mütter, die ihre Kinder im Frost des Regens und Windes auf die kalten Steine des Pflasters ohne Bedeckung hinlegen, um durch den grausenvollen Anblick besseres Almosen zu erzwingen — vermummte Gestalten, die verschämte Armuth affectiren, und Unersättlichkeit und Schamlosigkeit bey jeder Geberde an den Tag legen — das ewige Ringen und Haschen nach Gewinn auf was immer für eine Art, und dennoch selbst verschuldetes Elend und Armuth, die Folge der Arbeitsscheue ist, an allen Orten — das sind die Züge zum Bilde des heutigen Lebens in Venedig.

Mir hat die Ungleichheit, und die Ungerechtigkeit des Schicksals bey der Vertheilung der irdischen

Güter oft sehr wehe gethan, aber nirgends weher als in Venedig. Armuth herrscht in jedem Lande, und unter allen Zonen, aber nirgends unter so zurückstoßenden Formen als in Venedig. Hier, wo zwey Dritttheile der Bevölkerung zur bedürftigen Classe gehören, geht es einem sehr nahe, wenn man bey der großen Genügsamkeit der unteren Volksclassen dennoch so schreyenden Mangel antrifft. Der Bettler, wie der gemeine Handwerker, sieht seine Zuga — eine Art gerösteter Kürbiße — für einen Leckerbissen an, und seine Wünsche gehen oft nicht weiter als auf einige Centesimi Kürbißkerne; und dennoch hungert er. Der Bauer auf der Terraferma, der das ganze Jahr hindurch kein Fleisch auf seinen Tisch bringt, und dem seine Polenta die einzige Nahrung ist, muß hungern, wenn er sie mit dem Soldaten theilen muß, der bey ihm im Quartier liegt. Wenn der teutsche Bettler in einem Anfall von sanguinischer Laune seine Wünsche laut werden läßt, so gehen sie auf Geld und Reichthümer, beym Italiener nur auf seine Polenta. Aber diese Armuth entspringt nicht aus Verdienstlosigkeit, sondern aus Arbeitsscheue. Wer arbeiten will, findet wie überall so auch in Venedig Beschäftigung, aber der Hang zum Nichtsthun ist bey dem gemeinen

Venetianer mächtiger als die Furcht vor dem Mangel, darum bettelt er lieber, als er arbeitet.

Und wenn das physische Leben dieser Classen auf einer so niedrigen Stufe steht, wie mag es erst um ihr Geistiges aussehen. Denn wo der Mensch nie mit den Forderungen seines Körpers fertig werden kann, kömmt er nicht zur Befriedigung edlerer Bedürfnisse. Das Thier im Menschen brüllt um seine Nahrung laut genug, um jede Stimme seines Geistes zu übertäuben, und eine Schar hungeriger Bettler muß erst satt seyn, ehe sie sich belehren läßt. Darum ist es noch ein gutes Zeugniß für die Gutmüthigkeit der unteren Volksclassen des vorigen venetianischen Staates, daß sie bey ihrer tiefen Armuth dennoch so ruhig und friedlich sind. Denn wo der Mensch nichts hat, was er sein nennen kann, dort ist er sehr zu Raub und Mord, und zur Empörung aufgelegt. Aber die lange Gewohnheit, und die Regierung der Republik, deren Staatsmaxime es gewesen zu seyn scheint, das Volk immer in seiner unterwürfigen Armuth zu erhalten, haben diese Menschen ihr Elend geduldig ertragen gelehrt. Es ist ein großes Glück für dieß Geschlecht, das durch die Zeitereignisse von einem Jahrhundert langen aristokratischen Despotismus befreyt, unter

einen noch drückenderen militärischen fiel, endlich die Wohlthat einer gerechteren und milderen Regierung kennen lernet. Aber es ist bey der Nachlassung aller politischen und moralischen Spannkraft für das österreichische Gouvernement ein schwer zu lösendes Problem, dieß Geschlecht von der niedrigen Stufe der Humanität, auf der es sich gegenwärtig befindet, auf eine höhere hinaufzuheben.

Aber auch die arbeitende Classe des Bürgerstandes biethet in Venedig keinen erfreulicheren Anblick dar. Überall das sichtbare Zurückbleiben hinter der Cultur der übrigen Länder, alle Fabriken verfallen, alle Erzeugnisse nur den nöthigsten Bedürfnissen angemessen, ohne irgend einer Spur eines höheren Schwunges in Kunst und Vervollkommnung. Und selbst jene Werkstätten, die einst einen ausgebreiteten Ruhm in ganz Europa hatten, sind größten Theils bis zur ersten Kindheit wieder herabgesunken. Wo sind die einst so berühmten Spiegelfabriken von Murano? — In jeder böhmischen Glashütte trifft man mehrere Maschinen, feinere Arbeiten und einen höheren Geschmack an, als in den heutigen Werkstätten von Murano. Und das ist der traurigste Anblick, den ein Land gewähren kann. Wenn ein Staat sich erst den Fesseln der Kindheit und

der halbthierischen Rohheit entwindet, und wo ihm die ersten Strahlen einer fortschreitenden Cultur aufgehen, dort ist selbst die niedrige Stufe, auf der er noch steht, ein Gegenstand freudiger Erwartung und einer schönen Hoffnung. Wo aber Besseres da war, und nicht mehr ist, und bis auf die Erinnerung verloren ging, dort ist kein Trost, und der Beobachter kann nichts thun, als seinen Blick von solchen Gegenständen der Trauer hinwegwenden.

Aber auch die höheren Stände Venedigs biethen keinen erfreulicheren Anblick dar. Auch der Patrizier stehet in Venedig der Mehrzahl nach weit zurück hinter seinen Mitbrüdern in andern Staaten, denn auch er wurde das Opfer jener finstern Politik, die nur über Sclaven regieren wollte, und die jede, auch die edelsten Kräfte, niedertrat, weil sie sie nicht zu lenken und zu beherrschen wagte. Doch wie traurig und Unmuth erregend auch der Anblick der heutigen Venetianer für den aufmerksamen Beobachter seyn möge, er steht im Begriffe eine große Ungerechtigkeit zu begehen, wenn er ihn dem gegenwärtigen Geschlechte zur Last legt.

Zu allen Zeiten hat das Institut des Adels bey den gebildeten Völkern sich als den Repräsen-

tanten und Vormünder des unmündigen Volkshaufens angesehen. Die Adeligen waren die Stützen des Thrones im Felde wie in der innern Verwaltung; sie waren die Verfechter der Freyheit gegen Despotismus und willkührliche Gewalt, sie endlich waren die Leiter des Volkes und sein Beyspiel in humaner Vervollkommnung. Das ist der Zweck jenes Instituts, das sich bey allen Völkern der Geschichte vorfindet, und das sich aus dem grauesten Alterthume auf den heutigen Tag herübergepflanzt hat. Aber nach welchen ganz anderen Zwecken strebte der venetianische Adel, so lange überhaupt noch von einem Streben bey ihm die Rede seyn konnte! — Als nach dem Tode des Dogen Michieli am Ende des 12. Jahrhunderts der Rath der Vierzig den großen Rath constituirte, und Peter Gradenigo bey den peinlichen Vierzigern das Gesetz durchbrachte, welches den damaligen Mitgliedern des großen Rathes ihre Stellen auf lebenslang und für ihre Erben bestätigte: da waren einige wenige Familien zu eigentlichen Eigenthümern des Staates geworden, und von diesem Augenblicke an war die innere Politik desselben auf die ganze Dauer der venetianischen Republik verändert und festgestellt. Von diesem Momente hatte die Wohlfahrt

des großen Ganzen, und die Entwickelung und Ausbildung aller einzelnen Kräfte aufgehört, die Aufgabe des Staates zu seyn; sondern den einmal errungenen Besitz zu erhalten, und jeden Vortheil, den das Regieren gewährt, sorgfältig zu genießen und zu vermehren — das ward die leitende Maxime der venetianischen Aristokraten. Darum mußte nach und nach jedes Große vernichtet werden, was nicht aus ihrer Mitte hervorging, und nach ihren Zwecken gerichtet war; darum mußte jede Kraft frühe gelähmt, jedes Genie frühzeitig entkräftet werden, sobald es nur irgend einmal jenem Besitze furchtbar und anstößig werden konnte. Darum mußte der gemeine Mann zum Sclaven werden, darum mußte selbst der Adelige vor dem furchtbaren Rath der Zehner, ja der Doge selbst vor dem Besuche der Staatsinquisitoren erzittern lernen, weil die Furcht allein es war, die jeden störenden Aufschwung des Volkes lähmen konnte, und weil auf sie die venetianische Aristokratie gegründet war. Daher jene ängstliche finstere Politik dieses Staates; daher jene furchtbare Staatsinquisition, die jedes politische Wort zum Todesverbrechen machte, und deren ausgesprochener Grundsatz es war, lieber zehn Unschuldige zu verdammen, als einen Schuldigen entkommen zu lassen; daher

jene grausenvollen Löwenköpfe des Markuspallastes, jene schauderhaften sotto i Piombi und jenes ängstliche Wachen über jeden Fremden und jene sorgfältige Entfernung alles dessen, was den gemeinen Mann über sein eigenes Schicksal aufklären konnte.

Und soll ich jetzt, um mein Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes in Venedig zu ergänzen und zu endigen, auf die Charakteristik des weiblichen Geschlechts übergehen, so muß ich bekennen, daß ich sehr befürchte, bey meinen in den Augen der meisten Menschen überspannten Forderungen — sehr einseitig zu werden. Der durchgängige Umtausch edler Eigenschaften gegen schimmernde Vorzüge der Gesellschaftlichkeit, der dieses Geschlecht in unsern Tagen allenthalben bezeichnet, setzt bey dem Menschen vom tiefern Sinne ohnehin schon eine seltene Toleranz voraus, wenn er nicht im Vorhinein absprechend und ungerecht in der Beurtheilung desselben erscheinen will. Noch dazu in Venedig, wo das edlere Bestreben nach seiner eigentlichen Bestimmung bey diesem Geschlechte von je her ganz verloren gegangen war, und wo selbst in den Tagen, als die heutige Frivolität in den übrigen Ländern mit Ausnahme Frankreichs ein Gräuel war, Zuchtlosigkeit und Ausschweifung zu Hause war — —

wie sollte da nicht jener Hang nach Oberflächlichkeit, und jene Entäußerung des inneren Werthes in einer Stadt den höchsten Grad erreicht haben, die von je her wegen der Ausgelassenheit des andern Geschlechtes so berühmt war?

Ich kann und will die venetianischen Weiber nicht mit dem Maßstabe messen, welchen jeder sittliche Mensch für weiblichen Werth in seinem Gemüthe besitzt; denn der Abstand zwischen dem Ideale der Weiblichkeit, das sich die Phantasie des unverdorbenen Jünglings macht, von der gemeinen Wirklichkeit, die in Venedig zu Hause ist, macht eine solche Vergleichung ganz unmöglich. Aber ich will den Werth derselben mit dem Maßstabe zusammenhalten, den die Erfahrung in dem besseren teutschen Frauenzimmer aufstellt, und das, wenn auch für kein Ideal der Weiblichkeit, doch für ein erträgliches Weib in seiner größeren Hälfte gelten kann.

Das italienische, und vor allen das venetianische Mädchen genießt jene Erziehung im väterlichen Hause und unter den Augen der Mutter nicht, wie das teutsche; sondern es wird schon in seiner zarten Kindheit der Klostererziehung überliefert. Anstatt von der sanften bildenden Hand einer liebenden Mutter und in der Umgebung aufzuwachsen, die auch

ihr Wirkungskreis einmal zu werden bestimmt ist, und in das traute Familienleben frühe eingeweiht zu werden, da sie einst Familienmutter werden soll, wird es scharenweise in Klostermauern erzogen, und von Nonnen gebildet, denen Eid und Beruf eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Verhältnissen einer Gattinn und Mutter auflegt. Die Erfahrung zeigt es, was für Folgen eine lebenslange Bekämpfung des stärksten Triebes der sinnlichen Natur des Menschen bey dem größten Theile der weiblichen Geschöpfe, die zu diesem harten Loose bestimmt sind, auf ihren Charakter hat; wie die blüthenlose Jugend des Lebens in ein dürres finsteres Alter endigt — wie ein freudenloses Leben gewöhnlich in ein geist- und seelenloses übergeht, wie endlich das gänzliche Ersticken und Ausschließen der gesellschaftlichen Verhältnisse, und die vollkommen verhinderte Berührung der beyden Geschlechter, die für einander geschaffen, ein ewiger Drang zu einander hinzieht, in jene finstere, unzufriedene, bösartige Gemüthsbeschaffenheit, voll Vorurtheile und Launen, voll Gehässigkeit, Scheelsucht und Verkehrtheit übergeht, die man bey sogenannten alten Jungfern gewöhnlich antrifft. Und das sind die Lehrerinnen und Erzieherinnen der venetianischen Mädchen höhe-

ren Standes, bey denen noch das hinzu kommt, daß die unseligen Folgen des Cölibats bey Menschen noch stärker erscheinen müssen, welche vermög dem stärkern Reitz ihrer südlichern Natur, eines desto heftigeren Kampfes bedürfen.

Die weibliche Psyche gleicht den edlern Blumen, die nicht gesäet werden dürfen, sondern die einzeln gepflanzt und gepflegt werden müssen, wenn sie reine Blüthen tragen sollen. In einer Stube voll Mädchen erhält sich selten jene hohe Reinheit, die den höchsten Werth und die edelste Zierde der Weiblichkeit ausmacht. Gleicht nicht das unaufhörliche Reiben und Necken, die ewigen kleinen Zänkereyen und Eifersuchten, die einer Stube voll zusammenwohnender Mädchen auch unter der vorzüglichsten Leitung und Aufsicht immer eigen sind — dem unvorsichtigen Abwischen des Reifes beym Pflücken des Steinobstes — das sodann leichtere Fäulniß nach sich zieht? — Eher noch sind Knaben als Mädchen zur Gemeinerziehung geeignet, denn bey ihren rohern Naturen bringt dieses unaufhörliche Abreiben eher eine wohlthätige Wirkung hervor — aber bey Mädchen artet es fast immer in jene kleinlichen Gehässigkeiten und Intriguen aus, die in Klostermauern ohnehin zu Hause sind.

Und was geht denn in einem Erziehungsinstitute von Mädchen gewöhnlich leichter und eher verloren, als jene unbewußte Unschuld des Herzens, die ohne Bewußtseyn ihrer eigenen Unschätzbarkeit den höchsten Werth bey weiblichen Charakteren ausmacht. „Wenn das Kind über gewisse Dinge einmal erröthen gelernt hat" — sagt Rousseau — „so ist seine Reinheit und Unschuld schon verloren gegangen, denn der wahrhaft Unschuldige kennet die Gegenstände des Erröthens noch nicht;" — ich habe diesen Ausspruch jenes großen Denkers immer für übertrieben gehalten, weil er den edelsten Instinct des menschlichen Herzens — die holde Scham aufhebt, — aber in einer gewissen Beziehung ist er bey Mädchen sehr wahr.

In dieser Umgebung nun werden die venetianischen Mädchen der höhern Stände bis in das Alter der Mannbarkeit erzogen. Ihre Bildung, die sie in solchen Instituten erhalten, erstreckt sich nur auf die ersten Anfänge der gesellschaftlichen Cultur, und ein Bißchen Französisch und eine magere Stümperey auf dem Claviere ist größten Theils das Einzige, was sie aus den Klostermauern mitbringen. Jede höhere Bildung, die Geist und Herz veredelt, jede Vorbereitung für die wichtigen Pflichten des Stan-

des, dem sie entgegen gehen, als Gattinn und Mutter, ja selbst die nothwendigen Vorzüge des Verstandes, um Männer von Geist zu fesseln, bleiben ihnen fremd und durchaus unbekannt, und nur die Künste einer unfeinen Koketterie sind es, in denen sie es zur Fertigkeit bringen. Kommen diese Mädchen nun in jene Jahre, wo der Trieb, der die Geschlechter zu einander führt, mächtig in ihrem Busen wird, so können sie den Augenblick nicht mehr erwarten, wo der ersehnte Mann kommt, der sie aus den verhaßten Klostermauern führt. Die glühende Phantasie, die durch keine verständige und sorgfältige Leitung geregelt und gezähmt wurde, und das enge Zusammenseyn mit so vielen andern ihres Geschlechtes, die das gleiche mächtige Bedürfniß zu ähnlichen vertrauten Mittheilungen drängt, hat die zarte Scheu, und das holde Erröthen vor jenen gewissen lustvollen Spielen der Einbildungskraft, die das jungfräuliche Gemüth kaum in der Ehe ablegen soll, schon früher vernichtet, und die Unschuld des Herzens ist lange verloren gegangen, wenn auch die Umstände die körperliche erhalten haben. Immer drückender werden ihnen die engen Fesseln, in die sie ihre Mädchenschaft schlägt, und vor ihnen liegt die reitzende Aussicht auf den Ehestand, wo das Weib

in Venedig allein ihren Lüsten ungescheut fröhnen darf — wer wird sich da wundern, daß sie jedem Manne ohne Unterschied froh in die Arme laufen, der sich nur immer zu ihrem Erlöser anbiethet. So werden in Venedig die Ehen geschlossen, ohne Liebe, ohne geprüften Zusammenklang der Gesinnung, von Seite des Mannes nur aus Bedürfniß des Geschlechtes, von Seite des Weibes aus dem allmächtigen Wunsche nach Erlösung von so unnatürlichem Zwange.

Und was ist die Folge dieser Ehen? — Welche anders, als jene unglückselige Verkehrung jedes edlen, sittlichen und schönen Verhältnisses in das entgegengesetzte, die die Venetianer in ihrem Ehestande charakterisirt? — Welche anders, als die Erfindung jener alle Menschlichkeit herabwürdigenden Einrichtung des Cicisbeats, und jene zügellose Übertretung einer jeden Schranke der Scham und Eingezogenheit, die in Venedig bey den höhern Ständen angetroffen wird. In einer Stadt, wo die unbeschreiblich thörichte und lächerliche, aber zugleich empörende Gewohnheit besteht, daß die Frau ohne Verletzung des Anstandes nicht allein aus dem Hause gehen darf, und ohne Beleidigung des guten Tones nicht in Gesellschaft ihres Mannes erscheinen kann, muß es dieser wohl zugeben, daß sie sich Haus-

freunde erwähle, die seine Stelle vertreten. Ja er selbst ist genöthigt, bald nach dem Hochzeitstage die Cicisbeen seiner Frau zu erwählen und ihnen seine Rechte als Begleiter und Schützer seines Weibes abzutreten. Der Cicisbeo hat sodann das Recht alles zu thun, was nicht gegen die allerersten Gesetze des gesellschaftlichen Wohlstandes im gebildeten Europa ist. Er begleitet seine Signora allein oder in Gesellschaft seiner übrigen Collegen, deren eine Dame oft ein halbes Dutzend um sich versammelt, wenn sie anders Reitze genug hat, um diese Zwittergeschöpfe der Mannheit zu fesseln — er darf zu jeder Stunde des Tages, wohl auch der Nacht bey ihr seyn, er macht ihr Morgenvisiten und kann sie ohne den Anstand zu verletzen, im Bette treffen, — ist bey ihrer Toilette gegenwärtig, und wird wohl auch um sein Urtheil in dieser großen Angelegenheit des schönen Geschlechtes befragt, macht zum Theil ihren Krankenwärter, wenn sie unpäßlich ist, und hat nur die Verpflichtung auf sich, allen ihren Launen und Capricen ein gehorsamer Sclave zu seyn, und so lange er der erklärte Cicisbeo einer Dame ist, sich keiner andern zu ergeben.

In den übrigen Ländern würde es ein großes Aufsehen und den gänzlichen Verlust des guten Ru-

fes nach sich ziehen, wenn eine verheirathete Frau es sich beykommen ließe, in Abwesenheit ihres Gemals mit einem fremden Herrn überall zu erscheinen, und sich mit ihm nächtlicher Weile in einen Wagen zu setzen. In Venedig aber würde gerade das Gegentheil die nämliche Wirkung hervorbringen, und eine Dame, welche allein, oder selbst in Begleitung eines ihrer Kinder in einer Gesellschaft einträte, würde unfehlbar zum Gegenstand der feindseligsten Persiflage werden. Wer sie begleite, ist vollkommen gleichgültig, ob jung oder alt, von Adel oder bürgerlich, von gutem oder schlechtem Rufe, darum bekümmert sich niemand, wenn sie sich's nur nicht einfallen läßt, zwey Schritte ohne seine Begleitung außer dem Hause zu machen.

Nur ein verdorbenes und mit seiner Würde vollkommen unbekanntes Frauenzimmer, und nur ein Mann ohne Geist und Charakter wird sich zu so einem widernatürlichen und entehrenden Verhältnisse herleihen, das in den Augen des verständigen und sittlichen Menschen durchaus gar keiner Rechtfertigung fähig ist, und das selbst in den Augen der Befangenen nur durch sein wirkliches Bestehen und durch sein immerwährendes Dagewesenseyn in diesem Staate entschuldigt wird. Und davon kann man sich auch

bald deutlich genug überzeugen, sobald man nur einige Male Gelegenheit gehabt hat, sich in einer Gesellschaft von solch einer Dame vis-à-vis von ihren Cicisbeen zu befinden. Die venetianische Dame ist ohnehin vermög ihrer Erziehung das langweiligste Geschöpf, sobald ihr ein Unbefangener, und von ihren Reitzen nicht in Anspruch Genommener, gegenüber steht, weil der durchgängige Mangel aller Geistesbildung ihr eine jede Quelle zur Eröffnung und Fortdauer einer interessanten Unterhaltung verstopft. Sie, die für nichts Interesse fühlt, als für die allernichtigsten Dinge, und die wohl über einen neuen Hut zehntausend Worte, aber über die Erziehung ihrer Kinder, oder über die allergewöhnlichsten Gegenstände der Literatur nicht ein einziges zu sagen weiß, kommt daher, bey der Unterhaltung eines gesellschaftlichen Discurses ewig auf Wetter- und Modengespräche zurück. Die Cicisbeen ihrer Seits, deren geistigen Werth die Wahl eines solchen Gegenstandes für ihre Aufmerksamkeit treu genug bezeichnet, und die sich schon stolz genug aufblähen, wenn sie nur ein armseliges Sonett produciren können, tragen ebenfalls wenig dazu bey, um die Unterhaltung lebhaft zu machen, und so wird dann in den venetianischen Gesellschaften entweder halb ge-

schlafen, oder zum beliebten Kartenspiele seine Zuflucht genommen.

Das eigentliche Gesellschaftszimmer ist jedoch in Venedig wie im ganzen übrigen Italien, die Theaterloge. Die gebildeten Classen der übrigen Nationen gehen in's Theater, weil sie die Erzeugnisse der dramatischen Kunst ansprechen, oder weil sie Interesse und Gefühl haben für die unsterblichen Schöpfungen eines Mozart und Paisiello. Der Venetianer hingegen geht in's Theater, weil er dasselbe für einen großen Conversationssaal nimmt, und darin Visiten macht und empfängt, wie in seinem Zimmer. Das ist dann auch der rechte Tummelplatz für's Cicisbeat, und es ist lustig anzusehen das Getriebe, das diese Geschöpfe haben, und die verschiedene Rangordnung, die dabey beobachtet wird, und das stufenweise Näherrücken an die Person der Signora. Daß dieses alles auf Kosten der eigenen und fremden Aufmerksamkeit für das, was auf der Bühne vorgeht, geschieht, versteht sich von selbst, und das um so mehr, weil der gesprächige Italiener viel zu wenig Schonung für fremde Individualität besitzt, um dem laut tönenden Feuer seiner interessanten Zwiegespräche Einhalt zu thun, um es dadurch dem Zuschauer neben ihm, der an seinem Geplapper keinen

Antheil nimmt, möglich zu machen, wenigstens vom Schauspiele oder der Opera zu profitiren. Daher auch in allen venetianischen Theatern ein für deutsche Ohren ganz ungewöhnlicher Lärm im Parterre wie in den Logen herrscht, der nicht einmal bey den schönsten Stellen der Declamation oder der Oper aufhört, da nicht immer alle Ohren für das nämliche empfänglich sind, und der, bey dem dieses der Fall ist, nicht fordern kann, daß fremde Zungen schweigen, weil er hören will.

Wie es dann mit der Erfüllung der Pflichten des Weibes als Mutter und Hausfrau aussehe, davon kann man sich nach solchen Prämissen leicht einen Begriff machen. Wie soll ein Weib, das nur die Natur, nicht der innere tiefere Sinn zur Mutter macht, und das jeden Augenblick bereit ist, die Erfüllung der heiligsten Pflichten dieses Standes der Galanterie zu opfern, edel genug seyn können, um Anspruch auf den rühmlichen Titel einer guten Mutter zu machen. Wo die Ehen ohne Liebe geschlossen werden, dort entsteht auch größten Theils Gleichgültigkeit gegen die Kinder. Eine Frau, die ihre Reitze für's Cicisbeat schonen muß, wird wenig aufgelegt seyn, sie den Mutterpflichten zu opfern; sie wird nicht anstehen, die mühsame Pflege ihrer

Säuglinge und die Zeit- und Unterhaltung raubende Sorgfalt für die Wartung kleiner Kinder fremden Händen zu überlassen — weil es lächerlich wäre, sich dieser unbedeutenden Dinge wegen in seine vier Mauern einzuschließen. Nur der tiefe innere Sinn, den die Natur in das Herz des Weibes in dem Augenblicke, wo sie sich in dem Culminationspuncte ihrer Bestimmung befindet, gelegt hat, machen es ihr möglich, so schwere Pflichten freudig zu erfüllen. Wo dieser heilige Sinn durch Oberflächlichkeit des Geistes und durch leichtsinnige Hingebung in seine sinnlichen Neigungen und Bedürfnisse geschwächt oder vertilgt wird, dort muß die Gleichgültigkeit gegen Wesen eintreten, deren Existenz der Befriedigung der Eitelkeit und der leichtfertigen Koketterie unaufhörlich in den Weg tritt.

Diese Gleichgültigkeit ist bey venetianischen Müttern größten Theils zu treffen. Die Säugamme muß überall die Stelle der Mutter vertreten, weil diese ihr weinendes, unruhiges Kind nicht in die Gesellschaft mitnehmen kann, und auch der Cicisbeo mit einem solchen Anhängsel übel zufrieden wäre. Bey Gelegenheit macht nun freylich die Dame einen Besuch in ihrer Kinderstube, aber ihre vielen anderweitigen Beschäftigungen erlauben es ihr nicht, sich

viel darin aufzuhalten. Der Vater, dem entweder seine Berufsgeschäfte, oder die lang gewohnte Lebensweise beständig außer dem Hause halten, und der sich auch bey der Anwesenheit der Hausfreunde nicht leicht viel in der Nähe seiner Gattinn zeigen kann, und bey dem wohl auch der nämliche Mangel an ehelicher Treue die nämliche Gleichgültigkeit gegen die Resultate seiner Verbindung hervorbringt, bekümmert sich weniger um seine Kinder, und hat auch noch den Entschuldigungsgrund für sich, daß schon die Natur die erste Erziehungsperiode der Kinder dem Weibe aufgelegt hat.

In diesen Verhältnissen wachsen die Kinder auf bis zu jener Epoche, wo die geistige Erziehung des Menschen ihren Anfang nehmen muß. Aber jetzt tritt erst die allergrößte Verlegenheit ein. Die Mutter, welche die erste Lehrerinn des Kindes seyn sollte, ist ohne Geistesbildung, ohne Kenntniß ihrer Pflichten und der geistigen Bedürfnisse des Menschen, ohne tiefere Gefühle, ohne Religiosität und nur gewohnt, alles ihren Launen und Neigungen nachzusetzen — der Vater selten zu Hause, seinen Geschäften nachgehend, sich auf seine Gattinn verlassend, oder für die Erziehung seiner Kinder gleichgültig — da gibt es nun kein anderes Mittel, als

die intellectuelle Bildung den Meistern zu überlassen, und die Veredlung des Herzens den Umgebungen und der Natur anzuvertrauen. Keine Wahrheit ist psychologisch richtiger und durch die Erfahrung vielfältiger bestätigt, als die, daß das Beyspiel der Ältern auf den Geist und das Herz der Kinder einen allmächtigen Einfluß habe; und diese Wahrheit wird man denn auch nirgends so sehr und so traurig, als hier bestätigt finden. Und wie sollte denn wohl auch die Reinheit des jugendlichen Herzens zum Beyspiel bey einem Mädchen erhalten werden, das oft genug Zeuge der Caressen ist, die ihre Mutter von den Cicisbeen empfängt, oder bey dem Knaben, dem frühe genug die Schwachheiten und Ausschweifungen seines Vaters zu Ohren kommen? —

So nun wird das Mädchen in der Folge den Klostermauern übergeben, weil die Mutter sich gerne eines lästigen Zeugens und Anhängsels entäußert, und der Knabe frühe sich selbst überlassen, weil der Vater sich unfähig oder unaufgelegt findet, mit männlichem Geiste der Erziehung seines Sohnes vorzustehen. Und so wachsen dann wieder in ihnen eben solche Väter und Mütter heran, wie die ihrigen waren.

Hier will ich meine Betrachtungen mit zwey Da=

ten schließen, die geeignet sind zu beweisen, wie wenig übertrieben die Farben sind, die ich bey diesem Gemälde aufgetragen habe. Wird es eine deutsche Mutter, der ein warmes Herz im Busen schlägt, glauben, daß eine venetianische ihren einzigen, im hitzigen Fieber liegenden Sohn mit sorgloser Seele verlassen konnte, um mit einem ihrer Cicisbeen sich in die Gondel zu setzen, und der vier Stunden langen Regatta beyzuwohnen? Und doch ist diese Dame vor der Welt und ihrem Manne als eine gute Mutter bekannt. — Und wird ein teutscher Mann, der Vater und Mann von Ehre ist, nicht erröthen, wenn ich ihm die Worte wiederhohle, die ein venetianischer Cavalier aussprach, als ihm zu Ohren kam, daß sein Sohn endlich die entehrenden und schmerzlichen Folgen seiner Ausschweifungen an seinem Körper trage: — „**Ecco il bricconcello m'ha avanzato!**"

*

Das ist das Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes in Venedig, wie ein zweymonathlicher Aufenthalt in dieser Stadt und meine Verhältnisse, die mir vielfache Gelegenheit darbothen, Beobachtungen darüber anzustellen, dasselbe vor meinen Augen entwickelt haben; und jetzt frage ich, ob ein teut-

sches Gemüth in einer Stadt wird einheimisch werden können, die solche Einwohner hat? Die großen Denkmale einer vergangenen Zeit, und die ewige Natur, die hier ihre größten Seiten vor unserm Blicke ausbreitet, vermögen wohl das Herz des für solche Eindrücke empfänglichen Menschen mit tiefen Gefühlen anzuregen — aber weder die todte Vergangenheit, noch die seelenlose Natur vermag die Ansprüche und Forderungen zu befriedigen, die die Seele des denkenden Menschen an das Leben und an die Menschheit macht. Was ich in Venedig an Denkmalen der Vergangenheit geschaut habe, hat mich wohl befriedigt und erhoben, aber was das Leben aufdeckte, hat mir den Busen mit schmerzlichem Unwillen erfüllet. Die Überbleibsel der alten Heldenzeit dieser Stadt, die Schöpfungen ihrer Kunst, die Annalen ihrer großen Geschichte, die auf allen Wänden ihrer Gebäude schimmern und glänzen, und das Meer, das sie umfluthet und trägt, sind für den Denker die Wegweiser, die zu einem höheren Leben hinweisen; aber sie sind zugleich die finstern schauerlichen Riesenschatten, die in die bleiche Gegenwart hereinfallen, und die ihr mattes bleiches Licht noch geistermäßiger und unheimlicher machen. Darin hat Venedig eine große Ähnlichkeit mit

dem ewigen Rom, daß man in beyden wie in einem halbverfallenen aber ungeheueren Mausoleum der Freyheit wandelt, und daß man wie auf einem großen Todtenacker der Geschichte mitten unter hohen Grabmälern dahin schreitet, um welche eine todte Ruhe und ein Leichengeruch wehet. Wie den Reisenden, der in Asiens Sandwüsten auf die Ruinen großer, ungeheurer Städte stößt, deren Namen die Geschichte vergessen hat, so befallen auch in Venedig den Menschen vom tieferen Sinne ähnliche Gefühle der Wehmuth und der Trauer über den Wechsel und die Wandelbarkeit alles Irdischen. Daß die Materie von dem leisen Gange der Stunden in ihre Elemente zerrieben wird, das erträgt das menschliche Herz leicht — denn sie ist ja nur Staub. Aber nicht ohne Thränen sieht es die blühenden geistigen Schöpfungen des Menschen eben so zerfallen, wie seine Tempel und Palläste. Was über die Gewalt der Körper erhaben ist, das meinet der Mensch soll auch über den Wechsel der Zeit erhaben seyn, und es soll fortdauern, wenn die körperlichen Formen wanken und zerfallen. Aber daß es nicht so ist, das erfüllet uns alle mit Trauer und wehmüthigem Sinnen, wo wir immer auf die Bestätigung dieser beweinenswürdigen Wahrheit treffen. So auch in Ve-

nedig. Die tiefe Stille, die auf das vorige lärmende politische Leben der ehemaligen Venetianer folgte, das erstarrende Verstummen jener Denkmale, die die Vorfahren als ewige Mahner und Aufforderer für ihre Nachkommen hinbauten, und die Hüllen jener Riesengeister, wie sie jetzt todt und regungslos da liegen, machen einem den Aufenthalt in Venedig traurig und unheimlich, und erregen in jedem Herzen, das größere Forderungen an das Leben und den Menschen macht, eine tiefe Sehnsucht nach einem frischern Daseyn.

Zweyte Abtheilung.

Mayland.

Raimundstag.

Wanderung durch Mayland.

Da bin ich in der Hauptstadt der Lombardie, in dem schönen Mayland, dessen bildlicher Name allein schon ein ganzes Heer von Blumen und Blüthen und einen ganzen warmen Frühling mit sich führt. Jammerschade ist's nur, daß der Winter auf den Fluren liegt, und daß kalte feuchte Nebel von den Alpen daherziehen, und sich über der Stadt lagern, und daß sie das freundliche Mayland leider gegenwärtig zum Nebellande verwandeln.

Aber heute liegt ja ein milder südlicher Wintertag draußen, und die Sonne scheint ja so warm wie bey uns im Frühlinge; darum will ich hinauseilen in den lärmenden Tag, der schon zwey Stunden lang durch alle Gassen zieht. Was kann denn der Neuangekommene Besseres thun, als daß er gleich einem Feldherrn das Schlachtfeld vorher bereise, auf dem nun seine Lebenstage mit ihren Ladungen voll froher und trüber Augenblicke zwey Monate lang vorüberziehen werden. Das fremde unbe-

kannte Leben sieht sich ja gut an, wenn man nur so darüber hinzieht, wie die Zugvögel über Städte und Länder, und wieder wird einem ja alles Heimische nur noch lieber, wenn man es mit dem Fremden zusammenhält.

Wenn der Mensch in einer Stadt zum ersten Male durch die Gassen wandelt, wie anders zeigt sich alles seinem Blicke, als wenn er's zum letzten Male thut! Fast so verschieden wie das Leben selbst, wenn die morgenrothe Phantasie in den Blüthenmonden der Jugend dasselbe vor uns ausbreitet, und wenn wir einst von der einsamen Alpe des Alters, auf das in Nebel gehüllte zurück sehen. Es ist ja das Leben selbst, und jeder Tag und jeder Ort nichts anders als ein ewig wechselndes Chamäleon, das sich immer täuschend verwandelt, und dem jede Stunde eine andere Farbe leiht. Die Phantasie, die mit ihren leichten Flügeln der ewig zögernden Erfahrung immerwährend vorauseilt, kleidet so leicht einen jeden Gegenstand in das Feyerkleid der Freude, und in einer Stadt, die wir an einem heitern Frühlingsmorgen mit frischen Gefühlen das erste Mal durchwandern, lacht oft alles um uns her — aber hinten nach kommt die Erinnerung und ver-

wandelt gleich jenem berühmten Maler mit einem Pinselstriche das lachende Kind in ein weinendes.

Aber ich will lieber hinaus, und mich umsehen in Mayland, und der Phantasie die Flügel binden, damit sie mir nicht wieder davon eile. Wie kommt's, daß es mir so bekannt vorkömmt in dieser Stadt, und daß mir ist, als hätte ich schon lange in ihr gewohnt? — Ist es der feste Boden, auf dem ich nun sichern Trittes herumwandle, der mir alles so heimisch vorspiegelt, oder ist es die Ähnlichkeit aller großen Städte mit einander, die mich gleichsam unwillkührlich nach Wien versetzt? — Wohin mein Auge schweift, stößt es auf bekannte Gegenstände — ein lustiges Treiben und Rennen durch alle Gassen und ein lauter Markt. An den Häusern hinunter unzählige Gewölbe mit prachtvollen Waaren, versehen mit allen kleinen und großen Bedürfnissen des Lebens. Schön gepflasterte Plätze und Straßen mit zwey Reihen von breiten Steinen, auf denen schnelle Wägen mit schön gekleideten Bedienten daherrollen. An den Straßenecken hängen bemalte Holztafeln mit Theaterannonçen, und neben ihnen ein Heer von Kundmachungen und Affichen. Fiaker fahren auch daher mit schönen Wägen und schnellen Pferden, und führen ihre Nummer anstatt auf der Rück-

seite, am Wagenschlag. Auch Obstverkäufer haben ringsum ihre Stände aufgeschlagen, aber sie haben dunkelgelbe Orangen aufgeschichtet, und dieß allein erinnert mich, daß ich nicht in Wien, sondern in Italien bin.

Wie doch den Menschen gleich alles freundlicher anblickt, sobald es auch nur eine kleine Ähnlichkeit mit dem Heimischen hat. Wenn der teutsche Soldat hier auf den Plätzen Maylands in Gruppen auf und ab zieht, und seine verwundernde Neugierde an den fremden Gegenständen weidet, so klingen mir die vertrauten Töne seines heimischen Dialektes wunderbar-lieblich. Der Holzschläger, der mit Beil und Schlegel auf dem Rücken durch die Gassen zieht, und von Zeit zu Zeit unverständliche Worte ausschreyt, denen die Entfernung den fremden Sinn nimmt, und der Obsthändler, der seinen Karren durch die Straße schiebt, und mitten auf derselben seine Äpfel auswiegt, scheinen mir bekannte Personen, und regen in mir angenehme Gefühle und Erinnerungen auf. Ach die Gewohnheit! die Gewohnheit! diese alles indiferenzirende Göttinn, sie nennet der Mensch mit Recht seine Amme.

Aber auch fremde Gegenstände ziehen meinen Blick auf sich. Was ist das für ein weiter Kreis, der

sich mitten auf dem Marktplatze ausdehnet? — Ein Gaukler trieb vorher seine Späße da, und jetzt hat er in der Mitte ein Tuch aufgebreitet, und manch kupferner Soldo fliegt aus dem weiten Kreise auf dasselbe. Hinter ihm wird von Zeit zu Zeit ein lautes Gelächter aufgeschlagen, das der Pulcinell erregt, der dem gemeinen Mann in seinem eigenen Dialekt unterhält, und dessen unverständliche Späße auch der teutsche Soldat belächelt, und der herumkreisenden Frau seine kleine Gabe nicht verweigert. Ein verständiger Esel gewinnt dort in der Ecke auch seinem Herrn das Brot, und erräth leicht, wer der größte bugiardo in der größten Gesellschaft sey.

Eine fremde unverständliche Sprache schallet hier von jedem Munde, die rauh und unangenehm tönet und große Verwandtschaft mit der französischen zu haben scheint. Ernste braune Gesichter gehen überall umher, denn der Lombarde ist dem teutschen Ernste näher verwandt als der leichtsinnige Venetianer. Frauen und Mädchen gehen in schwarze Schleyer gehüllt, und sie haben Manches von der vaterländischen Kleidertracht an sich.

Jetzt will ich diese Straße einschlagen, in welche so viele Equipagen hineinrollen, und worin ein ganzes Herr von Spatziergängern dahinwandelt. Zur

Porta orientale führet sie, und sie soll eine der beliebtesten seyn, und dieses zeiget auch die Anzahl von Kaffehhäusern und Confectbuden, welche sich überall dort ansetzen, wo sich viel müßiges Volk einzufinden pflegt. Der warme Sonnenschein lockt ja alle Welt auf den Corso, noch dazu ist Hoffnung da, den Hof zu sehen, daher versammelt sich viel Volk alldort. Der Corso selbst ist nichts anders, als der Theil der Landstraße von der Porta orientale bis nach Loretto, einer kleinen Ortschaft, welcher zu beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt ist, und auf welchem sich an Sonn- und Feyertagen, wenn es die Witterung erlaubt, die elegante Welt fleißig einzufinden pflegt, um allda zu promeniren.

Getreu copiert sich auf diesem Corso das Treiben großer Städte in allen seinen Nüancen. Die Galanterie hat hier ihren Schauplatz aufgeschlagen — kokettirende Frauenzimmer und verliebte Herren suchen und finden einander — die kleinen Interessen des gesellschaftlichen Lebens entzweyen und vereinigen sich — was gesehen werden will, trägt seine Equipage oder Livree, seine körperlichen Reitze, oder auch nur sein neues Kleid zur Schau, und mitunter schleicht auch im Gewühle ein armer Reconvalescent hindurch, der nach frischer Luft schnappt.

Ungewöhnlich mild ist die Luft hier, und lieblich däucht es dem Nordländer am siebenten Jänner ohne Überkleid spatzieren gehen zu können und eine Luft einzuathmen, wie sie bey uns oft erst in den ersten Tagen des Lenzmonaths weht.

Auffallend ist die Ähnlichkeit dieser Stadt, so wie sie sich dem ersten Anblicke darstellet, mit Wien oder irgend einer andern teutschen Residenz. Und diese Ähnlichkeit entspringt wahrscheinlich aus nichts andern, als aus dem gleichen äußern Ansehen, welches große Städte überall haben. Die gesellschaftliche Cultur, welche sich heut zu Tage einer jeden größern Stadt fast im gleichen Grade bemächtiget hat, bringt ja überall die nämliche Wirkung hervor; und das Zerspalten der einzelnen großen Interessen, welche die Menschen früherer Zeitalter ganz und dauernd beseelten, in unendlich viele geringfügige und leicht zu befriedigende, findet sich ja überall, wo die Menschen zu Hunderttausenden beysammen wohnen. Die Einwohner großer Städte gleichen den Münzsorten, welche stark circuliren, und oft von einer Hand in die andere gehen. In jeder Tasche reibt sich ein kleiner Theil ihres Gepräges ab — am Ende sind sie nicht mehr von einander zu unterscheiden, da sie alle ohne Gepräge sind.

Freylich frägt ein Mensch, wie ich, den sein Weg durch die lombardischen Städte führet, und dem die Geschichte des Mittelalters vor der Seele schwebt, ob denn diese Städte dieselben seyen, die einst im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert die Blätter der Weltgeschichte mit so großen Thaten erfüllten? — Wo ist denn die Freyheit, die das Geschlecht jener Tage so hoch hielt, und von der es nur im Tode lassen wollte? — Hier stehe ich mitten in der Stadt, die einst die Königinn des Lombardenbundes gewesen, vor welchem die teutschen Kaiser erzitterten; und in den Mauern, die einst die Ägide der jungen Freyheit der Republiken Italiens waren, und gegen die Barbarossa's muthige Scharen im verzweifelten Ingrimm anrannten, weil sie ein freyes Volk so lange vertheidigte, bis der bleiche Hunger vertilgend unter den Einwohnern wüthete. Am Ostertage des eilfhundert zwey und sechszigsten Jahres zog die abgehungerte Schar jammernd aus ihnen aus, und der teutsche Ingrimm, dem Racheschwur des Kaisers getreu, zerstörte sie vom Grunde aus, und streute Salz und Asche auf die Ruinen, zum Zeichen, daß sie nicht wieder auferstehen solle? — Wo sind denn die Spuren jener Tage? — Ist denn

auch ihr Angedenken im Strome der Zeit versunken? —

Wo ist denn das Geschlecht der Visconti, diese schlaue Despotenrace, die mit ungeheuren Pfiffen der eignen Vaterstadt ihre Freyheit stahl, und deren listige Politik in Paris wie in Constantinopel gefürchtet war? Wo sind denn diese gefürchteten Herzoge von Mayland, deren Schlange eine Stadt der Lombardie nach der andern umzingelte und erdrückte, und vor der selbst das meerumfluthete Venedig erzitterte, und das freye Florenz? — Wo ist das muthige Getümmel der Guelfen und Gibellinen, die Carrocio, und die Compagnien der Condottieri? — Wo sind sie? — Unter deinen Füßen ruhen sie vier Spannen tief! — dort schlafen die Helden und Tyrannen, die Päpste und die Condottieri friedlich bey einander, und auf ihren Gräbern treibt heute der Pulcinello sein Spiel! —

Hilariustag.

Der armenische Mönch.

Als ich am Andreastage mitten unter dem lebhaften Drängen und Treiben, was in den Portico's des Markusplatzes in Venedig Abends zwischen acht und neun Uhr fast immer herumwogt, auf- und abwandelte, mehr in mich selbst verloren, als man es sonst im Gewühle der Menge ist, hörte ich hinter mir unvermuthet meinen Namen aussprechen, und zwar mit einer Betonung, die gleichsam eine Überraschung und Verwunderung ausdrückte. Als ich mich umwandte, eilte ein Officier auf mich zu, und faßte mich freundlich bey der Hand, und ich erkannte in ihm einen meiner Jugendfreunde, welcher späterhin Dienste genommen und den letzten Feldzug mitgemacht hatte. Ich hatte ihn seit ungefähr fünf Jahren nicht mehr gesehen und würde ihn auch im gegenwärtigen Zusammentreffen vielleicht nicht wieder erkannt haben, hätte ihm sein Gedächtniß meine Züge nicht getreuer aufbewahrt, als mir das meinige die seinen.

Als die ersten Ausbrüche der freudigen Verwun=

derung — die, aufrichtig gesprochen — von seiner Seite wohl größer gewesen seyn mochten, als von der meinigen, vorüber waren, sagte der Officier: komm laß uns in irgend ein einsames Kaffeehaus treten, wo wir ungestört mitsammen plaudern können, ich habe dir so Manches zu erzählen. Ich war es zufrieden, und so traten wir in eines der Kaffehhäuser der Piazzetta, welche meisten Theils wenig besucht, besonders aber um diese Zeit ganz leer waren. Wir fanden dasselbe schwach beleuchtet, und keinen andern Menschen darin, als an einem der hintern Tische einen eisgrauen Mönch, der bey einem Lichte sehr emsig in einem Buche las, welches wie ein Brevier, oder wie eine Legende aussah. In jedem andern Lande würde mich der Anblick eines Geistlichen im Kaffehhause weit mehr befremdet haben, als hier, wo man diesen wenig erbaulichen Anblick sich leicht zu jeder Stunde des Tages verschaffen kann. Der Mönch ließ sich durch unser Hereintreten in seinem Geschäfte nicht im mindesten stören, sondern bethete sehr eifrig fort, und einige Male mit halblauter Stimme, so daß ich einige lateinische Worte seines Gebethes recht deutlich vernahm, und aus ihnen vermuthete, daß es wohl die Psalmen seyn mochten, was er vor sich hatte.

Wir hatten uns unterdessen an ein Marmortischchen, wie sie in den italienischen Kaffehhäusern gewöhnlich sind, gesetzt, und mein Freund ließ Sorbett bringen. Er fing an mir von seinen Feldzügen zu erzählen, die er seit unserer Trennung mitgemacht hatte, wie er in Frankreich an einer in der Schlacht bey Brienne erhaltenen Schußwunde hart darniedergelegen habe, wie er später in Paris mit eingezogen sey — die Herrlichkeiten, die er allda genossen, wie er sodann auch den Feldzug gegen Neapel mitgemacht habe, und ganz Italien der Länge nach durchzogen sey. Er erzählte mir viel von dem herrlichen Klima Neapels, von Herculanum und Portici, vom Vesuv und Posilippo, mit einem Worte von allen jenen Gegenständen, die mich von je her so sehr interessirten, und zu denen immerwährend meine Wünsche hinflogen.

„Warst du im Herculanum?" — fragt' ich ihn. Das läßt sich denken, antwortete er. Freund! es ist ein sonderbares Gefühl, wenn man mit dem warmen Leben in diese versteinerte Unterwelt hineintritt, wo die Mumien der Jahrhunderte unverwest aber leblos daliegen — wo du an der Hauptwache noch die mit Kohle angeschriebenen Namen der Cohorten liesest, und auf dem Straßenpflaster

die eingefahrenen Geleise der Wagenräder siehst. Es schauerte mich ordentlich, als ich mir dachte, wie es so stille und todt darinnen sey, und wie nur die erstickende Aschendecke des Vesuvs diese Ruine vor den Unbilden der Zeit zu bewahren im Stande war. So verewigt denn nur der Tod allein! dacht' ich mir da." —

„Et inter cineres habitabit vita, sed" — bethete der Mönch halblaut, aber ich überhörte den Ausgang des Psalmen, oder was es sonst war, durch mein schnelles Umwenden nach dem Menschen, der unbewußt das treffende Wort gesprochen. Der Mönch bethete mit gefalteten Händen ohne aufzublicken, aber leise fort.

Mein Freund schien die römischen Worte nicht verstanden zu haben, er fuhr in seiner Erzählung fort, in welche er gute Bemerkungen einstreute. Aber meine Aufmerksamkeit war nur zur Hälfte auf seine Worte gerichtet, und ich horchte gleichsam mit der halben Seele auf den Mönch, der mir immer sonderbarer vorzukommen anfing. „Deus Deus meus, non me derelinques in extremitate vitae meae" sagte er einmal recht vernehmlich, als der Officier mir eben von seiner gegenwärtigen glücklichen Lage erzählte. Der Mönch

schien das Ende eines Psalmen immer mit einer stärkeren Betonung zu bethen, und das mochte wohl dieses seltsame, und einige Male recht schauerliche Zusammentreffen seiner Gebethe mit den Worten unserer Unterredung hervorbringen, welches mir gleichsam wie der weissagende Chor der griechischen Tragödie vorkommen wollte.

„Warst du nicht" — sagt' ich schnell, denn eine traurige Erinnerung schoß durch meine Seele — „im nämlichen Bataillon mit C***?" „Ja wohl," antwortete er — „bey Roverbello traf ihn die verhängnißvolle Kugel, es war vielleicht der letzte Schuß, der fiel. — Hier ist sein Siegelring" — sagte er und gab ihn mir — „den ich ihm vom Finger zog, als er bleich und blutig da lag!" — Ich betrachtete das goldene Wappen mit trauriger Rührung, denn er war ja mein Freund — und einer meiner ältesten dazu! — Wir schwiegen eine Minute lang.

„Deus Deus meus! non me derelinques in extremitate vitae meae" wiederhohlte der Mönch. —

„Den hat auch sein Schicksal allgewaltig hinausgerissen" — sagt' ich — „o wie hab' ich ihn gebethen den unglückseligen Drang zu bekämpfen, der ihn auf's Feld der Ehre rief. Wie hab' ich ihm vorgestellt den Kummer seines eisgrauen Vaters und die

Herzensangst seiner Mutter, die einzige Stütze und Freude ihres Alters in einer fortwährenden Gefahr zu wissen! Wie hab' ich mich nicht so oft bemüht es ihm deutlich zu machen, wie der Tag noch nicht gekommen sey, wo das Vaterland das Leben aller seiner Söhne in Anspruch nehme, und wo es keine höhere Pflicht mehr gibt, als den Tod auf dem Opferaltar der Freyheit! Aber umsonst, ein innerer Schicksalsruf tönte mächtiger in ihm, als die Stimme der Freundschaft."

Der Mönch murmelte wieder, aber ich hatte seine Worte nicht verstanden.

„Er wäre ihm nie und nirgends entgangen" — versetzte mein Freund, der wie die meisten Krieger fest an die Prädestination glaubte. „Aber laß uns abbrechen von diesem traurigen Gegenstande — vorbey ist vorbey. Freue dich lieber mit mir," fuhr er fort — „und über mein glückliches Loos. Sieh, ich habe mir mein Schicksal um vieles verbessert, seit dem wir uns nicht mehr gesehen. Meine Vermögensumstände haben sich durch eine reiche Erbschaft bedeutend vermehrt, ich habe Bekanntschaft gemacht mit einem liebenswürdigen Mädchen, das mich von ganzer Seele liebt, und ich habe die sichere Aussicht, sie in kurzer Zeit auf immer zu besitzen. — „Kommst

du nach Mayland?" fragt' er; — „künftige Woche," war meine Antwort. — „O so mußt du sie kennen lernen meine Fanny, ich bin gewiß, sie wird dir recht gefallen. Sie ist so gut," sagte er, „und das macht mich unaussprechlich glücklich. Sieh! ich habe etwas gesehen und erfahren, habe mir Ehre erworben;" — daß er wahr sprach, bewies ein Ordensband auf seiner Brust, — „habe ein liebes Mädchen, und die sicherste Aussicht, mit ihr bald recht glücklich zu werden."

Mich rührte die heitere Freude des Freundes, und die Zufriedenheit, die auf allen seinen Zügen sich malte; aber ich weiß nicht, was es war, ich konnte mich nicht recht mitfreuen. Es war gewiß nicht Mangel an Theilnahme, denn ich fühlte wirkliche Zuneigung, und meine Freundschaft hatte sich seit der Stunde unseres Zusammenseyns, durch seine offene Treuherzigkeit gleichsam von Neuem erwärmt. Ich ärgerte mich über mich selber, aber ich schrieb es dem alten Mönche zu, dessen Gegenwart mir immer unbehaglicher wurde.

„Antea speravi multum — bethete der Mönch — sed frustrabar; spes mea mortua est, et nunc contristatus sum in intimo corde meo."

Ich fuhr unwillkührlich auf vor dem bedeu-

tungsschweren Worte, das der Mönch lauter als alles Vorhergehende sprach — wahrscheinlich im Eifer des Gebethes. O möge es nicht wahr werden, was er sprach, du armer Freund — dacht ich mir. Der Officier schien in der Freude, die ihn beschäftigte, nichts von den Worten des Mönchs gehört zu haben.

Da klopfte etwas am Fenster; der Mönch machte mit einem lauten „Amen" sein Buch zu — stand langsam auf, und löschte sein Licht aus.

Als er an uns vorüberging, warf er einen bedeutenden Blick auf meinen Freund, gleichsam als wollt' er ihn vor etwas recht Erschrecklichem, und Unverhofftem warnen. Aber mein Freund sah den Blick nicht. Mir ward wunderlich zu Muthe, eine gewisse Unheimlichkeit hatte sich meiner bemächtiget, und es war mir unmöglich, in dem dunkelbeleuchteten Gemache zu bleiben.

Wir gingen. Ich hatte große Mühe, meine Spannung zu unterdrücken — aber draußen unter dem lichten Sternenhimmel sammelte ich mich bald wieder. Mein Freund sprach in einem fort — von seinen künftigen Planen, wie er aus Liebe zu dem Mädchen den Dienst verlasse, und sichere Aussicht auf eine Civilbedienstung habe, wie er sich gegen-

wärtig hier befinde, um sich dem Gouverneur, an den er Empfehlungsschreiben habe, vorzustellen, und daß er nichts erwarte, als sein Anstellungsdecret, um seinem Glücke die Krone aufzusetzen. — „Du kommst doch zu meiner Verlobung?“ sagte er scherzend — „Warum nicht?“ — antwortete ich gezwungen — aber ich merkte, daß ich meiner sonderbaren Stimmung, die sehr übel zu seiner heitern Laune taugte, nicht Herr werden konnte, und so war's wohl das Beste, was ich thun konnte, daß ich abzubrechen suchte.

Wir trennten uns, und ich ging in tiefen Gedanken verloren nach Hause.

Sonderbar! sagt' ich am andern Morgen zu mir selbst — denn der gestrige Abend war mir die ganze Nacht hindurch nicht aus dem Gemüthe gekommen, und der Mönch hatte selbst in meinen Träumen eine bedeutende Rolle gespielt. Ich wiederholte das Wort noch einige Male, wenn mich so meine Gedanken, die nun einmal von der Straße nach dem Mönche nicht abzulenken waren, unbewußt mit sich fortgerissen hatten. Der Mönch wollte mir durchaus nicht aus dem Sinne.

Wir wollen sehen, was an der Sache ist — sagt' ich endlich zu mir selbst, als ich sah, daß es nun

einmal nicht anging, mir die Sache aus dem Sinne zu schlagen — und somit nahm ich meinen Hut, und ging geraden Weges ins Kaffehhaus auf der Piazzetta.

„Wer war der alte Mann, der gestern Abends an jenem Tische saß und las?" — Fragt' ich den Bottega, als er mir das Frühstück brachte. „Es ist der Pater Eucharius vom armenischen Kloster," sagte der Mann nach einem kurzen Besinnen, „er kommt immer Abends, wenn er seine Geschäfte im Klosterhause geendigt hat, hieher, und wartet auf die Barke. Schon zu Lebzeiten meines seligen Vaters, mit dem er sehr gut war, kam er immer, denn er ist Schaffner im Kloster" — und — fuhr der gesprächige Venetianer fort — „er bethet immer, wenn er da ist — perchè è santissimo" setzt' er hinzu.

„Kommt der Pater Eucharius täglich hieher?" fragte ich ihn wieder, als ich das Frühstück bezahlte. „Eccellenza nò" antwortete der Bottega, „er kommt nur, wenn er Geschäfte hat im Klosterhause."

„Ich wünschte wohl den Pater Eucharius kennen zu lernen" — sagt' ich im Nachhausegehen.

Der Cavalier T*** kam, um mich zu unsern gewöhnlichen Wanderungen durch Venedig abzuho-

len. Er hatte die Güte den Cicerone zu machen, und war ein Mann von ungemeiner Gefälligkeit. „Kann man das armenische Kloster nicht sehen?" — fragte ich den Cavalier — „Recht leicht," war seine Antwort, „es kommt nur darauf an, daß wir hinausfahren, es ist gar nicht uninteressant. Wenn Sie wollen, so können wir's gleich besuchen." Ich war's zufrieden, und so setzten wir uns in die Gondel, und steuerten in die Lagune hinaus.

Als wir im Kloster anlangten, empfingen uns zwey alte freundliche Mönche an der Pforte, und führten uns in der Kirche und im Kloster herum. Als wir in die Kirche traten, sahen wir die Zöglinge des Ordens, Knaben von acht bis zwölf Jahren, die in ihren Ordenshabiten in den Kirchenstühlen betheten. Keiner der abgeschorenen Knabenköpfe wandte sich um, als wir eintraten. Die strenge Andacht, mit der die jugendlichen Gesichter vor sich hinsahen, machte einen tiefen Eindruck auf mich — es war etwas Ergreifendes in der frühen Abgeschiedenheit dieser Knaben von dem gewöhnlichen Treiben ihres Alters.

„Sind diese Knaben bestimmt, einmal in Ihren Orden eingeweiht zu werden?" fragte ich einen unserer Begleiter — denn es that mir wehe, daß die-

sen Menschen das einzige goldene Alter des Menschenlebens — die Kindheit — in ein eisernes verwandelt wurde. „Wenn sie wollen," antwortete der Mönch, „der Orden zwingt sie aber nicht dazu; sie werden nur im Kloster erzogen, und können dasselbe mit dem sechszehnten Jahre verlassen; es thun's aber nur wenige. Ich selbst bin sieben und fünfzig Jahre im Kloster," setzte der Mönch hinzu, der ein starker Sechsziger seyn mochte.

Wir gingen in's Kloster hinauf, besahen die Bibliothek, die Druckerey — denn das Kloster besitzt eine eigene, und übersetzt die europäischen Zeitungen in die armenische Sprache, die sodann monatlich nach Constantinopel versendet werden; — wir durchwanderten einige enge Zellen, in denen eine tiefe Stille herrschte; — manchmal zog ein grauer Mönch vorüber, und verneigte sich stumm vor uns. Man führte uns zum Erzbischof, einem freundlichen alten Mann, mit einem feurigen Auge, das der Schnee seines Hauptes noch nicht abgekühlet hatte; er empfing uns zuvorkommend und sprach lange mit mir von der Armuth des Klosters, von den durch die Franzosen verlorenen Gütern desselben, und von der Hoffnung, den Kaiser im Kloster zu sehen.

Sonderbare Gefühle regten sich in mir, als wir

in diesen stillen Mauern herumgingen, in denen eine tiefe Ruhe überall herrschte, gleichsam wie auf einem Todesacker; — ich weiß nicht warum, aber es gefiel mir in dieser strengen Abgeschiedenheit von dem drängenden Gewühle des Lebens, die hier überall ausgebreitet lag, und ich fing an zu begreifen, wie ein Mensch an einem solchen Orte zwar nicht glücklich, aber sehr ruhig werden könne. Ach, und was ist denn am Ende das Glück des Lebens anders, als die Ruhe des Lebens, — dacht' ich mir, und wir werden ja alle nicht eher glücklich und fromm, als bis wir ruhig geworden, und bis sich das wogende Meer des Lebens zum stillen reinen Wellenspiegel geglättet hat.

Man brachte uns ein Buch, welches die Namen aller Personen enthielt, die, nach dem Ausdrucke des Mönchs, das Kloster mit ihrer Gegenwart beehrt hatten. Man ersuchte auch uns, unsere Namen hineinzusetzen. Der letzte Name, der aufgeschrieben stand, war jener des Grafen T*** — der mit allen seinen Titeln und Orden eine halbe Seite einnahm. Ich ärgerte mich über die kleinlichte Eitelkeit der Menschen, die ihren vergänglichen Flitter selbst in den Häusern des Todes zur Schau trägt, und für die auch die stumme Demuth der Mönche keine

Zurechtweisung war. Ich setzte hart unter den weitläufigen Titel des Grafen T*** meinen eigenen Namen mit dem Beysatze nothing at all, und wahrhaftig ich konnte es ohne allen Schein von Ziererey thun, denn meine englischen Worte waren in jeder Beziehung eben so wahr, als die französischen des Grafen.

„Ist der Pater Eucharius nicht im Kloster?" fragte ich den ältern unserer Begleiter; — „Nein," antwortete der Mönch, „denn er ist heute in unserem Hause in der Stadt, und kommt vor der Nacht nicht zurück. Er ist der älteste im Kloster und ein Greis von fünf und neunzig Jahren.." — „Und verrichtet noch Schaffnersdienste?" fragte ich erstaunt — „O ja," antwortete der Mönch — „sein Bruder ist vor fünf Jahren in einem Alter von 113 Jahren gestorben, er war 102 Jahre im Kloster.

„Großer Gott!" sagt' ich da zu mir selbst — „ein ganzes langes Jahrhundert ohne Freude in dieser Einsamkeit! — Wahrlich der Mann ist ein großer Marterer seines Glaubens geworden."

Es war eine tiefe Demuth, und eine milde freundliche Hingebung in allen Gesichtern, die uns im Kloster begegneten. Mit einer tiefen Verbeugung wandelten die schweigenden Mönche in den Gängen

des Klosters an uns vorüber — keiner schloß sich an unsern Zug an, keiner mischte sich in unsere Unterredung — aber auch keiner verweigerte freundlichen Bescheid, wenn wir ihn anredeten. Man sah es ihnen deutlich an, daß sie — wie Schiller so schön sagt — das Gepäcke dieses Lebens bereits für die große Reise versiegelt hatten, und daß sie keine Lust mehr fühlten, es noch einmal zu eröffnen. Es war mir, als sey das Leben in diesen ernsten Mauern aus einem tobenden Waldstrom zum stillen Teiche geworden, und die Welt spiegle sich innerhalb desselben viel anders und reiner ab. Wahrlich wären meine Lehrjahre der Erde schon vorüber, und ich hätte meine Entdeckungsreise weniger um die Welt, als um das Leben bereits zurückgelegt, — ich meine, ich würde Mönch im armenischen Kloster.

Wir bekamen den Pater Eucharius nicht zu Gesichte, und das that mir sehr leid. Ich hätte so gerne diesem ehrwürdigen, vom Moose des Alters überzogenen Greis in's glühende scharfe Auge gesehen, das mir schon gestern vorkam, als sehe es gleichsam weit über das Leben hinüber, und tief in die schwarzverhangene Zukunft hinein. „Aber ich will wieder kommen," sagt' ich im Nachhausegehen," vielleicht bin ich dann glücklicher als heute."

Aber ich kam nicht wieder. Der Tag der Abreise nahte heran, die Geschäfte drängten sich, noch manche Merkwürdigkeit mußte besucht und besehen werden — der gute Pater Eucharius wurde durch neue Gegenstände und frische Eindrücke immer mehr in den Hintergrund gedrängt, und so kam ich denn nicht mehr in's armenische Kloster. Zwar ging ich noch einige Male Abends in das einsame Kaffehhaus an der Piazzetta, aber der Pater Eucharius war nicht da, und so wurde mir die ganze Sache nach und nach zur Erinnerung, die geduldig dem Schicksale so mancher ihrer Schwestern entgegenharrte, die auch immer bleicher und bleicher wurden, und endlich ganz verschwanden.

Wir gingen nach Mayland. In der Neuheit der Umgebung in dieser Stadt vergaß ich der alten Erinnerungen, und nur selten flogen meine Gedanken nach der Meerstadt zurück. Ich gedachte des Pater Eucharius nicht mehr, und sein Bild wäre vielleicht für immer in meiner Seele erloschen, hätte es nicht der heutige Tag mit grellen Farben wieder aufgefrischt, die sehr wahrscheinlich lange halten werden.

Als ich nämlich heute über den mit Menschen angefüllten Domplatz ging, schlug mich etwas sanft

auf die Schulter. Ich sah zurück, und ein bleicher junger Mann stand hinter mir, in dem ich mit Mühe meinen Freund aus Venedig erkannte. „Um Gottes willen!" sagt' ich zusammenfahrend, „wie siehst du aus! — du bist sehr krank!" — „Ja wohl bin ich's" — sagt' er mit einem leisen Zucken um den Mund — „sehr krank!" — Ich war äußerst betroffen. „Komm," sagte er, und nahm mich bey der Hand, um mich aus dem Gewühle herauszuführen. Dann stand er stille — sah mich an und sagte mit bebender Stimme: „Sie ist todt!" — — „Das ist nicht möglich" — sagt' ich erschrocken. — „Ja, Ja!" sagte er mit einem schmerzlichen Kopfnicken — und ich sah die traurige Bestätigung dieser schweren Wahrheit nur zu deutlich in seiner gebleichten Wange, in die der Gram tiefe Furchen gegraben hatte.

Ich stand gerührt und beklemmt vor dem Unglücklichen und schwieg. Denn es gibt Momente des Schmerzens, wo jeder Trost sich in kahle matte Worte verflüchtigt, und wo das stumme Mitgefühl der einzige Balsam ist, der die weiten Wunden unserer Brust zwar nicht schließt, aber sie sanfter bluten macht. „Aber wie ist das möglich!" fuhr ich unwillkührlich auf! — „Ein schlechtbehandeltes Kopffieber führte sie in's frühe Grab — o sie haben mich mit

ihr begraben. „Leb' wohl," sagte er nach einigen stummen Augenblicken, und riß seine Hand krampfhaft aus der meinigen, und stürzte fort. — „Morgen reise ich nach Venedig" — rief er noch zurück im Davoneilen.

Ich stand wie eingewurzelt, und sah dem Davoneilenden nach. „Ja ja," sagt' ich nach einigen Minuten voll düstern Sinnens, „wenn wir recht lustig sind und froh, dann drückt das ferne Schicksal den Todespfeil auf unser Herz ab; und wir singen fort, und sagen: o wie bin ich so glücklich! — Aber der furchtbare Pfeil fliegt auch in einem fort! — Jetzt kommt er an mitten in der Freude — und ein Augenblick löscht alle unsere Hoffnungen aus und unsere lachenden Träume und Aussichten, und wir gesunden nicht mehr von der tödtlichen Wunde.

Jetzt fiel mir der Mönch von Venedig wieder ein, und sein weissagendes Wort. Du finsterer Greis, dacht' ich mir — konntest leicht deine schauervolle Warnung ertheilen, aber was half sie denn? — Der Mensch weiß es ja ohnehin, daß hinter jeder seiner Freuden der Tod mit aufgehobener Sense steht, nur auf den Augenblick wartend, wo sie uns am hellsten anlächelt — dann mäht er sie gewiß weg.

Sehr trübe ging ich nach Hause; und gleichsam unbewußt und unwillkührlich fielen mir die bedeutungsvollen Worte wieder ein, die der armenische Mönch so schauerlich gebethet hatte.

„Antea speravi multum, sed frustrabar — spes mea mortua est, et nunc contristatus sum in intimo corde meo," sagt ich nicht ohne einen leisen Schauer über die schwer erfüllte Weissagung.

Saratag.

Der Dom.

Mit Andacht und Rührung, mein lieber Salesius! betrete ich heute eines der größten Denkmale einer verflossenen frommen Zeit, den Dom in Mayland, dieses Wunderwerk der Baukunst, das unter allen Kirchen Italiens der Peterskirche am nächsten steht, diesen Marmorkoloß, halb in ein zierliches reiches Kleid gehüllt, halb seine nackten Seiten vorweisend, wie ein großes Zifferblatt der Zeit, die über ihn dahingegangen. Denn gleichwie man in den Eingeweiden der Erde deutlich die Schichten wahrnimmt, die der Strom der Zeit nach und nach abgesetzt hat, so auch magst du an dem Dom zu Mayland in den verschie-

denen dunklern und lichtern Absätzen des Gebäudes unverkennbar die Bauführungen der verschiedenen Zeiten beobachten. Denn viele Zeitalter und Menschengeschlechter haben an ihm gebaut, und ihre Kunst und Reichthümer an ihm verschwendet, und wieder andere sind gekommen und haben nichts für ihn gethan, und so weiset dieses Riesendenkmal an seinen eigenen Gliedern den Charakter der Zeiten auf, die seit seiner Gründung verflossen. Die Tage der Siege, die gleich den römischen Imperatoren ihre Trophäen an ihm aufhingen, und die trüben Tage innern Zwistes und der Verarmung, wo kein Stein an seine Riesenmosaik hinzugesetzt wurde, stehen deutlich an ihm geschrieben, und noch heute ragt er traurig und frierend im Sturme der Zeit, die seine Glieder unbedeckt läßt.

Verwundert tritt der Südländer vor dieses Gebäude und frägt: wie kam der kalte steinerne, riesenhafte Norden so tief in unser blühendes Land herein, daß er ein so gewaltiges Überbleibsel seines düstern Ernstes hier zurückgelassen hat? Was sollen diese spitzen Thürme und Bogen, und die Reihen von Säulenknäufen, und die heiligen Figuren, die an allen Säulen und Fenstern unter zierlichen Dächlein kleben, hier in unserm heitern Vaterlande? —

Was sollen denn diese himmelhohen Fenster mit ihrer durchbrochenen Verzierung, und mit den bunten Glasscheiben; und die riesigen Säulen mit ihren vielen Ecken, die ein fremdes gothisches Gewölbe tragen? — Und was soll vor allem die traurige Düsterheit, die aus allen Hallen und Vertiefungen hervorschaut, unter unserm heitern tiefblauen Himmel? — — Und der Nordländer, der beym ersten Anblicke ein Stück seiner lieben Heimat zu finden glaubt, blickt verwundert zur weitgewölbten Kuppel hinauf, und zum sonderbaren reichverzierten Marmordache, und zu den weißen glänzenden Säulen, und frägt sich, wo denn die rechte graue Ehrwürdigkeit sey und der hohe einfache Ernst, und der an die Wolken ragende Thurm mit seiner vergoldeten Spitze? —

So steht diese Kirche als ein hoher Gränzstein zwischen Süd und Nord, zwischen italischer Schönheit und teutschem Ernste — aber auch als etwas Zusammengesetztes und Halbes da, und es thut einem ordentlich wehe, daß sie nicht aus einem Stücke gehauen ist. Fast kommt es mir vor, als ob irgend eine wilde Naturkraft ein ungeheures, halbbehauenes Felsstück, aus dem eine Stephanskirche oder ein Straßburgermünster hätte werden sollen, über

die Alpen herübergeschleudert habe, und dieses Land habe sich nach Bienenart über den fremden Körper hergemacht, und ihn nach seiner Weise heiter und zierlich ausgestattet und zugeschnitzt, und habe ihm ein schönes reiches Kleid voll Spitzen und Borden angezogen. Aber es half wenig, denn noch immer streckt der nordische Riese hinter jeder Falte seine Glieder hervor.

Jedwedes Bauwerk, an dem verschiedene Zeit- und Menschenalter arbeiten, kann etwas sehr Großes, und gleichsam geistig Erhabenes werden, wenn die erste Idee, die ihm zum Grunde liegt, auch die einzig vorherrschende bleibt, und wenn sich die nachfolgenden Zeiten entschließen können, nichts an dem Plane der Vorfahren zu ändern. Aber das ist bey dem Wankelmuth und bey der Eitelkeit des menschlichen Geistes ein gar seltener Fall; denn immer dünkt sich der Lebende weiser, als der Verstorbene, und darum meinet er auch das Recht zu haben, nach seinem Geschmacke zu verbessern und umzuändern; und so wird aus dem, was erst etwas recht Großes hätte werden sollen, gemeiniglich etwas recht Kleines und Verkünsteltes. Die Merkmale dieses Erbübels der menschlichen Natur, trägt auch der Dom in Mayland recht anschaulich an sich. Schon die er-

ste Grundlage des Gebäudes beweiset es, daß es ein gothisches zu werden bestimmt war; und da haben sie an der Vorderseite anstatt des spitz zusammenlaufenden Portals fünf Thüren angebaut, von echt italienischer Bauart, mit vielen mittelmäßigen Basreliefs und griechischen Verzierungen ausgeschmückt; so daß die Vorderseite, wenigstens die untere Hälfte, eher einer Kirche des Palladio gleich sieht. Hintennach sah man freylich die Ungereimtheit ein und blieb der gothischen Bauart wieder getreu, aber nun steht die Hauptfaçade da aus zwey entgegengesetzten Hälften zusammengesetzt.

Es ist ein Beweis, wie groß die Anlage dieses Gebäudes seyn müsse, weil nicht einmal solche Fehler und Vergehungen die Wirkung zu vernichten im Stande sind, die sein Anblick in unserm Gemüthe hervorbringt. Freylich ist es nicht der schöne Eindruck der Erhabenheit, welchen eine einfache erhabene Größe in uns erregt, auch vermißt man schmerzlich die alte Ehrwürdigkeit gothischer Münster, aber man muß trotz allem diesen erstaunen vor diesem ungeheuren Werke, das so zierlich ausgestattet ist, wie wohl schwerlich ein zweytes in der Welt. Ein Volk von Statuen — viertausend an der Zahl — ist auf allen Wänden umher gelagert;

unzählige Thürme steigen von allen Seiten auf, und tragen auf ihren Spitzen Heiligenbilder in Lebensgröße, die aber durch ihre Höhe zu Kindergestalten einschrumpfen; reichverzierte Gallerien mit schön geschnitzten Schnörkeln und Rosen ziehen sich von einem Thurme zum andern, die in drey Reihen auf dem Dache hervorragen, und verbinden gleichsam die Gassen der Stadt, die das Kirchendach bildet. Wo die Arme des Kreutzes aus einander greifen, steht eine schöne weite Kuppel, die in eine reich verzierte Spitze ausläuft, welche bis an die Wolken hinaufgeht, und fortwährend von Winternebeln umlagert und verdeckt wird.

Noch ist das Gebäude nicht vollendet, und das gegenwärtige Geschlecht wird es auch nicht mehr in seiner Vollendung schauen, so vieles fehlt noch zu ihr. Nur zwey Seiten der äußern Bekleidung sind vollkommen ausgebaut, und geben Zeugniß von dem, was diese Kirche seyn würde, wenn sie es in allen ihren Theilen wäre. Es erwecket ein sonderbares Gefühl, wenn man an der Nordseite des Gebäudes, wo der nagende Sturm der Zeit anflog, die halbverwitterten Figuren schaut, vom Roste der Zeit schwarz gefärbt, und sich dann um die Ecke herumwendet, und die ganze von den Franzosen voll-

endete Seite vor sich sieht, die weiß und glänzend da steht, gleichsam als wäre sie heute erst aus der Werkstätte des Steinmetzes hervorgegangen. So grell ist dieser Contrast der Helle und des Dunkels in Marmor, daß viele Reisende beym ersten Anblicke auf die Vermuthung gerathen, man sey eben im Begriffe, sie zu übertünchen.

Eben so wenig wie die Außenseite des Domes ist sein Inneres vollendet und ausgebaut — aber auch hier gewährt das Ungeheure ungeachtet seiner Unvollkommenheit einen tiefen Eindruck. Die erhabene Größe seines weiten Gewölbes, das von mächtigen Säulen getragen wird, der nordische Ernst seiner spitzen Bogen, und die Düsterheit der ungeheuren Felsenhalle haben etwas Ehrwürdiges an sich, das den Hereintretenden mächtig ergreift. Wie ein geräumiger Marktplatz liegt der große innere Raum vor dem Auge, und wird durch die Säulenreihen gleichsam in drey Straßen abgetheilt, die parallel mit einander fortlaufen, und von denen die mittlere zum Hochaltare führet, der mit seinen Lichtern aus einer weiten Perspective herabschimmert, von welcher der messelesende Priester zu einer kleinen unkenntlichen Gestalt eingezogen wird. Aber das richtige Verhältniß seiner Länge und Breite mit seiner

Höhe macht, daß dem Hereintretenden seine Größe erst im Dahinschreiten auffällt, und die vier Evangelisten, welche in den Seitenhallen seines Kreutzganges stehen, richten sich, je mehr man sich ihnen nähert, immer höher auf, bis sie am Ende zu Riesen werden.

Ein buntes Licht dringt zu den hohen mit durchbrochener Verzierung ausgeschmückten Fenstern von gemaltem Glase herein, und wirft eine magische Beleuchtung auf die düstern Altäre. Mit wahrhaft nordisch-spielender Kunst ist auf den engen Glasfeldern die heilige Schrift abgebildet, und es erregt in der Brust des Teutschen ein angenehmes Gefühl, wenn er die kindliche Einfalt der biblischen Holzschnitte des 15. Jahrhunderts auf diesen Glasfenstern wieder findet. Es ist sehr zu wünschen, daß keine zerstörende Hand irgend einer die frommen Erzeugnisse der Vorwelt verachtenden Aufklärung diese kunstvollen Überbleibsel entheiligend berühre.

Aber wenige Gegenstände der Kunst, die würdige Zierden dieses Prachtgebäudes seyn könnten, beherbergt das Innere des Domes, denn die nachfolgenden Zeiten waren einer würdigen Fortführung eines solchen Unternehmens nicht mehr gewachsen; darum ließen sie, anstatt die wundervolle Halle würdig aus-

zuschmücken, selbst den Boden desselben unvollendet. Noch sieht man die Spuren des unvollendeten Baues in den Holzverschlägen, die mitten in der Kirche gleichsam wie auf einem weiten Marktplatze aufgeschlagen sind, und in denen die Baumaterialien aufbewahrt und zugerichtet wurden. Auf den hohen nordischen Säulen des Gewölbes stehen die für die Heiligenbilder ausgehauenen Nischen verlassen und einsam da — mitten in der Kirche hört das kostbare musivische Marmorpflaster des Fußbodens, welches von Vielen jenem der Peterskirche vorgezogen wird, auf, und endigt in gemeine Backsteine, und nur zu den drey Hauptthoren führen Straßen von Marmorquadern. Kleine unbedeutende Altäre, recht sichtbar nur für das Bedürfniß des Augenblicks hingebaut, verunzieren den Raum zwischen den Fenstern, und neben ihnen schaut aus jedem Winkel Schmutz und Unreinlichkeit hervor. So tritt bey diesem Gebäude überall das Zurückbleiben der folgenden Zeiten hinter den Unternehmungen der frühern, recht sichtbar hervor, und ein tiefes Leid befällt das Gemüth, wenn es sieht, wie wenig man Sorge getragen hat, die ungeheuren Anlagen und Anfänge zu jenem Wunderwerke nordischer Baukunst auszubilden, welches dem Geiste des ersten Gründers vorgeschwebt hat.

Auch der unterirdische Theil dieser Kirche verbirgt eine Merkwürdigkeit von seltenem Interesse, es ist die Capelle des heiligen Carolus Borromaeus, dieses verehrten Schutzheiligen von Mayland. In einem kostbaren Sarge von Bergcristall und Silber liegt der Körper dieses Heiligen, angethan mit dem bischöflichen Ornate und geschmückt mit einem Schatze von Gold und Juwelen, die dem heiligen Leichname von verschiedenen erlauchten Personen verehrt wurden. Die Wände der Capelle sind ringsum mit reichen Goldtapeten ausgestattet, und acht Basreliefs von vergoldetem Silber schimmern vom Gewölbe herab, die vorzüglichsten Begebenheiten aus seinem Leben vorstellend. Es ist zu bewundern, daß die Franzosen diese Kostbarkeiten verschonten, und sich bloß mit dem reichen Schatze des Heiligen begnügten, den sie nach ihrer Art in die Münze wandern ließen. Mögest du sanft ruhen, du heiliger Mann in deinem reichen Grabe! — dacht' ich mir, als ich in der engen Capelle stand; dein frommes Leben hat dir ja nicht nur die gläubige Verehrung der Nachkommen, sondern auch ihren Dank erworben, denn noch blühen manche deiner wohlthätigen Stiftungen, und gewähren Hülfe und Zuflucht den Hülfsbedürftigen.

Aber das größte Wunderwerk dieses Gebäudes ist sein Dach, zu dem man auf einer steinernen Treppe von 200 Stufen hinansteigt. Wie eine Stadt liegt das Säulenlabyrinth dieses Daches vor dem Blicke, und nach allen Seiten führen Stiegen und Gassen, Gallerien und Säulengänge. Verwirrend und Staunen erregend ist die Wanderung durch dieses Steinlabyrinth, das seine Windungen und Irrgänge nach allen Seiten aufthut, aber man bekommt nur dann einen vollkommenen Begriff von der Riesenhaftigkeit des Baues dieser Kirche, wenn man auf ihrem Dache umhergewandelt ist. Die drey Reihen der spitzen gothischen Thürme mit ihren Tempelchen und Nischen voll Heiligenbilder, welche rings um das Kreutz der Kirche hinaufragen und durch schöne Balustraden verbunden sind; die Gallerien voll Säulenknäufe und gothischer Verzierungen; die Statuen der Erbauer und Gründer und jener Personen, die einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens dem Baue dieses Tempels widmeten; die Treppen und Gänge mit ihren Steingeländern, welche von einer Gasse dieser Marmorstadt in die andere führen, und die schöne Ordnung, die in allen Theilen herrscht, und die Reinlichkeit und Genauigkeit, die auch in dem unbedeutendsten Theile

der reichen Verzierungen anzutreffen ist, gewähren einen unbeschreiblichen Anblick, und man fühlt sich zur Bewunderung und zum Erstaunen hingerissen. Und so wandert man Treppen auf — Treppen ab, schreitet durch lange Gänge und unter schön verzierten Thoren hindurch, und gelangt endlich zur gothischen Kuppel und zur Wendeltreppe, die bis zur Spitze ihres Steindaches hinaufführt. Zwey Gallerièn gehen um dieses Dach herum, und von der letzten, wo man aus einer schwindlichen Höhe auf den unten ausgebreiteten Steinhaufen der Stadt hinabschaut, öffnet sich die ungeheure Aussicht über die unabsehbare Ebene der Lombardie, die von keinem Hügel unterbrochen, sondern flach wie der Wellenspiegel des Meeres fortläuft und in der weitesten Ferne unter den Horizont hinabsinkt.

Aber auf der Nordseite steht der Stachelgürtel der Alpen mit seinen beschneyten Spitzen, die hell im Sonnenscheine herüberglänzen, und die fortwährend aus ihren Eisthälern kalte Nebel und Winterstürme auf die Ebene herniedersenden, aber auch ihre frischen Bäche und Quellen, die das Land bewässern und zum blühenden Garten machen. Von den Gletschern Tyrols zieht sich die Alpenmauer bis in die Thäler und Abgründe Savoyens hinüber,

und ihre scharfen und ungeheuren Formen ragen gewaltig herüber auf die flache Ebene mit ihren Landhäusern und Ortschaften. Gleich Silberlinien ziehen sich die Naviglio's durch die braungrüne Fläche auf der jetzt kein Frühling liegt, und die vor den Fittigen des Winters erstarrt, der von den Alpenspitzen herabrauscht. Aber bald, bald kommt der Frühling und löset die Winterdecke, und dann keimet alles, und in wenig Tagen ist die ganze Erde ringsum verwandelt und verjüngt. Dort hinter den blauen Spitzen der Apenninen, die tief im südwestlichen Horizont heraufragen, dort liegt er ja schon, und dort blühen die Veilchen und weiter unten die Mandel- und Pomeranzenbäume, und er wartet nur bis die milde Sonne die Eispfade der Apenninen ein wenig aufthaue, damit er herüberklettern könne über die Felsenwand, und Besitz nehmen von dem Lande, das seiner Ankunft mit Sehnsucht entgegenharrt.

Polykarpustag.

Die aus Paris zurückgekommenen Gemälde.

Laß uns, mein lieber Salesius, einen Augenblick benützen, den uns das gütige Schicksal recht fürsorgend bereitet hat, und den wir eben darum nicht versäumen wollen. Die von den Galliern gefangen hinweggeführten Musen sind durch die Waffen von ganz Europa aus ihrem Kerker zu Paris befreyet worden, und sie kehren nach allen Himmelsgegenden in ihre Heimath wieder zurück, und vorzüglich in's blühende Italien. Eine große Schar von ihnen ist auf dem erfreulichen Zuge in dem hiesigen erzbischöflichen Pallast eingekehrt, und hat auf einige Wochen das einsame Haus zum heitersten Musentempel von ganz Oberitalien gemacht. Darum drängt sich alles, was sich dem Dienste dieser beseligenden Gottheiten weihte, in dieses Haus; und wir wollen es auch, denn der Augenblick, wo wir mit 50 Schritten die vorzüglichsten Kunstschätze der Malerey von ganz Oberitalien besuchen können, dürfte wohl schwerlich ein zweytes Mal wiederkommen.

Sieh! schon sind wir an Ort und Stelle, und nun wollen wir uns ganz den Gefühlen hingeben, die die Kunst dem Menschen einflößt. Ohnehin gibt es im Menschenleben schwerlich einen reineren und geistigeren Genuß, als den eines für solche Eindrücke empfänglichen Herzens an den Schöpfungen der Kunst, die wie eine mächtige Fee mit einem Winke eine ganze zweyte Welt voll überirdischer Gestalten vor unserer Seele aufschließt, und uns gleichsam mit einem Zauberschlage in ein reineres Daseyn ohne Schmerz und Pein versetzt.

Wir wollen gleich bey dem nächsten Gemälde den Anfang machen; es stellet den Martertod des heiligen Placidus und der heiligen Flavia vor, und ist von Correggio's Pinsel. Sieh nur die Heilige an, der der Henker das Schwert in die Brust stößt, wie auf ihrem reinen unschuldigen Mädchenangesichte der bleiche Schimmer des Todes mit der Freudigkeit des Herzens über das schöne Opfer des Lebens für die innere Überzeugung kämpfet; und wie ihr brechendes Auge so freundlich zum Himmel blickt, gleichsam als wollte sie sagen: Habe Dank du Henker! daß du mich so frühe befreyest von den Banden des Lebens! — Auf diesem blassen aber reinen Engelsangesichte gleicht sich der Schmerz des

Todes zum stillen Frieden aus, und die Palme der Vollendung, die ihr der Engel entgegen hält, ist das schöne Symbol des Glaubens, der ja allein das glättende Öhl auf die schwarzen Wogen des Todtenmeeres ausgießt, die uns in der letzten Stunde umbrausen. Es herrscht eine schöne Idee in diesem Bilde, die in der ganzen Composition und in den Contrasten meisterhaft durchgeführt ist. Der Heilige mit der festen ruhigen Miene, über dem der Henker das Todesschwert zuckt, macht es deutlich, wie ihn die innere Überzeugung, die ihn im Leben aufrecht erhielt, auch in der Todesstunde nicht verläßt, und wie sie um vieles mächtiger ist, als die Schrecken des Grabes. Der stark herausgehobene Contrast der sterbenden Heiligen, mit den rohen Gestalten ihrer Mörder, malt das rauhe Anstürmen des äußeren Lebens gegen die zarten Ideen des Gemüthes, und den schmerzlichen, aber siegreichen Kampf, den alles Geistige mit dem Irdischen bestehen muß.

Das folgende Gemälde ist Correggio's Kreutzabnehmung, ein vollendetes Meisterstück dieses wahrhaft großen Malers. Die bleiche leblose Hülle des göttlichen Erlösers sinkt in den Schooß seiner Mutter und ihrer Freundinn, deren Gesichter ein unsäglicher Schmerz versteinert. Dieß Gemälde ver-

einigt eine durch seine Wahrheit fast schauderhafte Darstellung des physischen Leidens im Gegensatze mit dem geistigen. Betrachte die große Wahrheit des körperlichen Todes in dem Leichname des Erlösers! Die ausgegossene Todtenfarbe über dem ganzen Körper, das sichtbare Absterben der äußern Gliedmaßen, die krampfhafte Starrheit der durchlöcherten Theile, die von Schmerz aufgeschwollenen und gespannten Muskeln, und doch die Ruhe, die über den ganzen Körper verbreitet ist. Es ist nicht jene Ruhe, die aus dem Ersterben der bewegenden Kraft hervorgeht, sondern es ist jenes Gleichgewicht im körperlichen Leben, das durch eine ungeheure Überlegenheit des geistigen Princips hervorgebracht wird. Wer wird in diesem Leichname nicht die menschlich sinnliche Natur in ihrer getreusten Wahrheit sehen — und wer wird nicht auch zu gleicher Zeit in demselben Leichname die entseelte Hülle des Erlösers wahrnehmen? — Und dann der große Gegensatz dieses körperlichen Leidens mit dem geistigen in den Gesichtern der beyden Frauen. Fast zu menschlich dünkt mir der unsägliche Schmerz des Mutterherzens über den verlornen Sohn in der Gestalt der Madonna, die in ihrer tiefen Überzeugung von der Göttlichkeit des Erlösers das Zerfallen der sichtbaren Formen

keiner hätte auffassen sollen, als dieser Ausdruck des Leidens beweiset. Aber hier bot die sichtbare Erscheinung des menschlichen Gemüthes einen ergreifenderen Gegenstand der Kunst dar, als die Geistigkeit der Idee.

Und gehen wir jetzt über auf jene Reihe der Madonnen, unter den verschiedenartigsten Vorstellungen, wahrlich so müssen wir erstaunen, über die Vereinigung so hoher Idealität mit so tiefer Sinnenwahrheit. Wenn der griechische Künstler das Ideal weiblicher Schönheit darstellen wollte, so schuf er eine Cythere — der christliche eine Madonna — beyde vereinigen die höchste Schönheit in sich, aber wer verwechselte wohl jemals einen Venuskopf mit einem Madonnenangesichte? — Sieh da den bezeichnenden Charakter griechischer und christlicher Religion, wie Kunst! — Auf jeden dieser Madonnenköpfe findest du das Nämliche, und doch überall anders. Auf jedem die höchste körperliche Schönheit mit heiliger Reinheit; tiefe Demuth mit gleichsam überirdischer Erhabenheit; heiße Mutterliebe mit der zartesten Jungfräulichkeit gepaart; sollte man nicht glauben, daß unter den zehn Madonnenköpfen, die in diesem Saale sind, wenigstens zwey einander ähnlich seyn müßten? — und doch ist es nicht der Fall!

— Gleich ätherischen Gebilden schimmern dir diese heiligen Züge von der Wand entgegen, und du möchtest mit Lust hinknien und ein reines Huldigungsopfer darbringen. Diese Schönheit reicht weit über das Leben hinaus, und nimmer wird es dir einfallen zu hoffen, daß dir diese Züge einst verkörpert in der wirklichen Welt begegnen werden. Hier hat die Kunst den Sieg über die Natur davongetragen, denn sie hat gleichsam den heiligsten Gefühlen der Seele einen zarten Körper angehaucht, und der Menschengeist neigt sich vor diesen Schöpfungen. Und das fordere ich auch von dem Künstler, der es wagt, eine Maria darzustellen. Wer nur das schönste, blühendste, jungfräulichste Weib der Erde schafft, und wer aus dem Gebiethe der Sinne allein seine Farben nimmt, der begeht die größte Blasphemie gegen die Heiligkeit unserer Idee.

Aber laß uns auch alle diese Madonnenbilder in ihrer Zusammensetzung näher in das Auge fassen. Hier dieses erste von Raphael Motta, mit dem heil. Sebastian und Rochus, welche zu den Füßen der heiligen Jungfrau stehen. — Es ist ein getheilter Gegenstand in diesem Gemälde — aber er gewährt einen schönen Contrast. Es kommt mir vor, als wollte der Künstler die doppelte Heiligkeit dar-

stellen, die irdische möcht' ich sagen, und die himmlische. Jene, wie sie durch ein Menschenleben voll Kampfes und Ringens gegen das böse Princip der Erde und durch den Martertod erkauft wird — diese, wie sie voll reiner, heiterer, freudiger Ruhe in einem Marienherzen wohnt. Sieh den schönen blassen sterbenden Jüngling mit dem erlöschenden Blicke und mit der kühnen Festigkeit der Stirne, die er den durchbohrenden Pfeilen entgegenstellt, die ihn tödten, weil sie ihm das Kleinod seines Herzens — den Glauben — nicht zu rauben vermögen. Sieh wie seine Züge vor Schmerz erstarren, und wie die Erde ihren letzten grausamen Tribut von ihm nimmt. Und auf der andern Seite den heiligen Greis mit dem Gesichte voll schmerzlicher Hingebung, aber voll Vertrauen und Hoffnung! wie er mit der leidenden Miene auf seine Wunden deutet, gleichsam als wollt' er sagen: ich sterbe, aber ich glaube! Was stellt sich denn in diesen beyden Heiligen sichtbarer dar, als der grause Kampf der Erde mit dem Himmel, des Arrhimann der Sinnlichkeit mit dem Ormuzd unseres Glaubens? — Nur das Göttliche ist heilig ohne Kampf, nicht das Menschliche. Nur eine Maria wird ohne Palme gemalt, denn ihre Heiligkeit ist erhaben über

Kampf und Sieg. Und sieh jetzt hinauf zur heiligen Jungfrau von Engeln getragen, wie auf ihrem heitern Antlitze eine ewige lächelnde Ruhe und ein verklärter Friede wohnt; und wie sie unendlich selig ist, weil sie ganz heilig ist! —

Auf dem Gemälde darneben erblickst du die heilige Familie; das Christuskind scheinet mit dem Barte des heiligen Josephs zu spielen, eine freundliche, aber fast zu menschliche Idee. Es ist überhaupt sehr schwer den Erlöser unter einer Gestalt würdig darzustellen, welche so rein menschlich ist, wie die eines kleinen Kindes. Unmöglich beynahe kann die Idee der Göttlichkeit anders ausgedrückt werden, als durch hinzugethanene Umgebung — durch den Heiligenschein, die Engel — die Weisen u. s. w., und dadurch verliert das Erhebende der Darstellung ungemein. Es ist überhaupt um vieles schwerer, ein Jesuskindlein von einem griechischen Genius oder Amor verschieden darzustellen, als eine Maria von einer Pallas; und dennoch muß dieser Unterschied so stark herausgehoben werden, so scharf sich die christliche Welt von der griechischen unterscheidet.

Echt christlich ist die Idee, die sich in dem nächsten Gemälde — von Giorgio Gandini — ausspricht. Die heilige Jungfrau sitzt hier auf dem

Throne, und hält den kleinen Christus auf ihrem Schooße, der die Seelen der Verstorbenen wiegt. Die Engel reichen ihm die abgeschiedenen Seelen, die unter der Gestalt von Embrionen vorgestellt sind, von der Erde auf die Wage, und die Gewogenen in's Himmelreich hinauf. Was sich auch gegen die etwas grelle Versinnlichung solcher christlich metaphysischer Ideen sagen läßt, es herrscht eine schöne Kindlichkeit in der ganzen Dichtung, und ein freundlicher, heiliger Ausdruck in allen Gesichtern. Der kühne Seraph, der Bändiger des Satans, der sich in Drachenform zu seinen Füßen windet, blickt gleichsam mit bittendem Mitleid auf seinem schönen Jünglingsangesichte auf die zitternde Seele, die eben gewogen wird; die heilige Jungfrau scheinet mit einer unverkennbaren Mutterzärtlichkeit für das arme Menschengeschlecht zu bitten. Der Engel reicht mit heiterer Freude die gewogene Seele in den entgegenstrahlenden Glanz des Himmelreiches hinein, und unten bethet ein heiliger Greis für die abgeschiedenen Seelen.

Aber jetzt, Salesius! kommen wir zu einer Madonna, der ich vor allen den Vorzug gebe. — Trete mit mir vor diese wahrhaft große Anbethung der Weisen von Girolamo Mazza, und du wirst es gewiß fühlen, daß ich Recht habe, wenn

mich dieses Gemälde unter allen, die in dem Saale sich befinden, am meisten ergreifet. Ich kann dir zwar die Gründe davon nicht angeben, aber dieß ist ja eben der Charakter der Schönheit, daß sie den Menschen allgewaltig mit sich fortreißt, und daß er sie weit eher fühlet als begreifet. Es herrschet ein großer Ausdruck in diesem Gemälde, und eine Lebendigkeit in allen Figuren, und eine Wahrheit in ihrer Haltung, die die Phantasie unwiderstehlich fortreißt. Da sitzt die heilige Jungfrau in all ihrer himmlischen Schönheit voll Demuth und Erhabenheit, und sieht mit dem weichen rührenden Mutterblicke auf ihren Sohn herab, vor dem die Könige des Morgenlandes im Staube liegen. Noch habe ich kein Madonnengesicht gesehen, das mich so tief ergriffen hätte, wie dieses; selbst die gleichsam ätherischen Gebilde Raphaels haben nie jene warmen, lebendigen und heiligen Gefühle in mir entzündet, die diese heilige Gestalt in meinem Busen aufregt. Hier tritt nicht, wie bey den meisten großen Gemälden, in denen sich die Idee der Schönheit unnachahmlich kund gibt, die menschliche Natur gleichsam wie vor Gestalten einer andern Welt zurück, weil sich das Herz ihnen fremd fühlet, denn sie sind zu weit erhaben über unser eigenes Leben: sondern unsere

Seele fühlet sich dieser Gestalt gleichsam verwandt, und flüchtet voll Vertrauen und Verehrung zu ihr, wie zu einer allgeliebten Mutter. Und das ist ja auch die schöne Idee, die sich in dem Verhältnisse der Mutter unsers Erlösers zu dem Menschengeschlechte ausspricht. Sie, die die Göttlichkeit ihrer Bestimmung mit der Reinheit ihrer Menschennatur verbindet, ist ja zur heiligen Mittlerinn zwischen Gott und Menschheit geworden, und gleichsam das Vorbild und der Beweis der unendlichen Veredlung, deren die menschliche Natur fähig ist. Darum steht sie unserm Herzen so nahe, und darum nennen wir alle sie unsere göttliche Mutter.

Dieser Heiligkeit des Seyns in der Gestalt Mariens tritt die Heiligkeit des Lebens in den Gestalten der Weisen und des heiligen Josephs mit einem herrlichen Contrast entgegen. Vor dem Abglanz der Gottheit beugt sich hier das irdische Leben in den Staub, das ungeachtet seiner höchsten Potenz, die es durch die Insignien der Herrschaft und des Thrones erlangt, in seine eigene Nichtigkeit zerfällt. Aber dieses schmerzliche Gefühl der Wesenlosigkeit alles Irdischen im Vergleiche mit dem Göttlichen, wird durch das schöne und sichtbare Hinneigen zu jenem, welches sich in diesen Männern so

deutlich darstellet, so sehr gemildert und vermittelt. Welche Demuth und Anbethung in diesen alten Gesichtern! welches Vertrauen und welche Andacht in ihren Mienen! Der Heiligenschein, der von dem Erlöser auf ihre greisen Züge hinüberstrahlt, verklärt diese Gesichter recht sichtbarlich. Die reiche Phantasie des Künstlers hat hier vielleicht unbewußt dem verständigen Sinne des Beobachtenden die höchste und heiligste Idee des Christenthums angedeutet — die Veredlung und Heiligung alles Irdischen durch das Göttliche.

Und neben allen diesen Schönheiten der fortschreitende Ausdruck, der gleichsam in der Stufenfolge der Wesen durch die Gestalten dieses Gemäldes angedeutet ist. Es ist mir als sähe ich einen Tag der Schöpfungsgeschichte der Erde abgebildet, wie sie der erschaffende Geist aus dem leblosen Nichts durch eine unendliche Stufenleiter bis zur höchsten Vollendung hinüberführte. Von dem Ausdrucke der Thierheit in dem Kopfe des Negers angefangen, wo die menschliche Natur gleichsam nur in die thierische hinübertritt, zu den Gestalten der Weisen, in welchen sich jene in ihrer reinsten irdischen Gestalt weiset, dann durch den ungeheuren Sprung in's Gebieth des Überirdischen, wie es sich der mensch-

lichen Phantasie in den ätherischen Gestalten der Engel darstellt, endlich zum höchsten Puncte der Vereinigung des Göttlichen mit dem Menschlichen, des Ewigen mit dem Irdischen, in der heiligen Jungfrau und dem Erlöser.

Wie eine Welt voll verhüllter Ideen und leiser Andeutungen liegt dieses Bild vor meinem Blicke, und ich müßte ein Buch schreiben, wollt' ich alle Gefühle und Gedanken zergliedern, die sein Anblick in mir erregt. Darum laß uns lieber gewaltsam abbrechen, denn es gibt noch so manches Meisterwerk, das zu betrachten übrig ist.

Wir wollen an der Reihe dieser größern Gemälde schneller vorübergehen, nicht darum weil wir glauben, daß ihr Kunstwerth weniger bedeutend sey, sondern weil sie in einem viel zu schlechten Lichte stehen, als daß man ihre Schönheiten deutlich genug erkennen könnte. Es sind allegorische Figuren von Girolamo Mazza, ein heiliger Franciscus von Sisto Badalochio, die Vermählung der heiligen Maria von Giulio Procaccino, eine Mutter Gottes mit dem Kinde und einigen Heiligen von Panfilo Nuvolone und eine Kreutzabnehmung von Francia; und so kom-

men wir zu zwey berühmten Correggio's, einem heiligen Hieronymus und die noch berühmtere Madonna della Scodella.

Bey diesen beyden Gemälden, mein lieber Salesius! geht es mir so, wie es oft Nichtkennern zu gehen pflegt, wenn sie vor recht berühmten und gefeyerten Meisterstücken stehen, und sich ordentlich zwingen, Schönheiten aufzufinden, die ihrem Sinne nun einmal verborgen sind. Ohne sie irgend eines Fehlers beschuldigen zu können, muß ich dennoch gestehen, daß sie mir gar nicht in dem Maße gefallen, als es ihr Ruf glaublich machen sollte, und daß sie mich viel minder anregen, als manche andere, die von weit weniger gefeyerten Meistern herrühren. Ich vermisse in ihnen den heiligen und erhabenen Ausdruck, der jedes Meisterstück gleichsam zu etwas Lebendigen und Geistigen machet, und der uns unwillkührlich außer die Sinnenwelt versetzt. Weder die Madonnenköpfe, noch die Darstellung des göttlichen Kindes entsprechen meinem Ideale, und halten eine Vergleichung mit andern Gemälden in diesem Zimmer aus, noch hat auch die ganze Composition jenes ansprechende Leben in sich, das ich von jedem vorzüglichen Gemälde fordere. Der Engel, welcher dem Christuskinde das Buch hält, in dem

einen, und der Erlöser, welchem der heil. Joseph Früchte reichet, in dem andern, sind wohl treffliche Figuren; aber selbst der — wie mich dünkt — etwas gemeine Ausdruck der Verwunderung auf dem Gesichte des Engels, und die Ähnlichkeit des jungen Erlösers mit dem heiligen Johannes bey dem andern, hat für mich etwas Unbefriedigendes. Ich bescheide mich zwar gerne, daß mein Urtheil recht schülerhaft klingen möge, und daß dasselbe vollkommen grundlos sey; allein ich berufe mich hier auf mein individuelles Gefühl, und das wird durch keine Vernunftgründe bestimmt.

Jetzt aber verlassen wir dieses Zimmer und treten in das folgende, wo sich die Büsten und Statuen befinden, welche vorzüglich nach Venedig, Verona und Padua zurückkommen.

Vor allen zieht ein Basrelief in Marmor, von wahrhaft antiker Kunst, unsere Aufmerksamkeit auf sich, welcher den Tod der Niobe vorstellet. Mit echt griechischer Genialität ist diese gewaltige und gleich den Tragödien des Sophokles mit einem Geisterschauer durchzuckende Mythe dargestellet, und es ist mir ordentlich, als seh' ich in den von Apollos und Dianens Pfeilen durchbohrten Kindern Niobes, und in dem versteinernden Schmerz der Mutter das her-

eindrohende furchtbare Schicksal der griechischen Tragödie. Und gleich wie die hellenischen Künstler den ungeheuern Schmerz der Niobe stets zum Gegenstand der vollkommensten weiblichen Schönheit gewählt hatten, so herrschet auch hier in der furchtbaren Zerstörung, welcher der Gegenstand dieses Basreliefs ist, überall eine unglaubliche Reinheit der Formen.

Nächst diesem Basrelief fanden sich hier noch die Büsten des Virgil, Tiber, Euripides, Augustus und Caracalla, und die Gesetztafeln des Trajan, welche zu Velleja gefunden wurden.

In dem Zimmer, welches die der Stadt Mayland zugehörigen Kunstschätze enthält, stoßen wir zuerst auf Salvator Rosa's Fegefeuer, und dieses wollen wir näher betrachten, denn es gehört unter die allergrößten Meisterstücke des Pinsels. Nicht leicht gibt es für die Kunst einen Stoff, welcher der Phantasie ein so weites und gleichsam unbegränztes Feld darbiethet, als dergleichen echt dichterische Vorstellungen, welche mit den mythologischen Ideen der Alten so nahe verwandt sind, und über die selbst unsere Religion ein heiliges Dunkel verbreitet. Die Idee einer schmerzlichen Reini-

gung jenseits des Grabes von den anklebenden Mängeln und Flecken des Erdenlebens, und die frühere Erlösung aus dieser ungeheuren Pein durch das unmittelbare Dazwischentreten der unendlichen Güte, ist eine der phantasiereichsten Ideen der christlichen Mystik und bietet einen unerschöpflichen Stoff für die Schöpfungen der Kunst dar. Aber nicht leicht wird diese Idee irgendwo mit so schöner künstlerischer Genialität und Einfalt aufgefaßt worden seyn, als es in diesem Gemälde durch Salvators Pinsel geschehen ist. Der Maler wählte für seinen Gegenstand, nicht wie die meisten, welche denselben nebst ihm behandelt haben, den wenig erfreulichen und ansprechenden Moment der Qual, sondern den, wo eine unendliche Hoffnung kämpfend gegen einen unendlichen Schmerz herantritt, und wo der erlösende Sohn Gottes den vom Flammenmeere der Pein umflutheten Seelen den ganzen offenen Himmel voll unendlicher Seligkeit zeigt. Er in Kindesgestalt auf dem Schooße seiner Mutter sitzend, und seine Engel um sich, blickt hinab auf die leidenden Seelen, deren Schmerz durch die Hoffnung der Erlösung, gleichsam wie durch einen dunklen Contrast, den höchsten denkbaren Grad erreicht. Nie wird jener schöne männliche Kopf, der aus den Flammen

zum Erlöser emporschaut, aus meiner Seele kommen, über dessen Züge ein unaussprechlicher, aber durch stille Ertragung und demüthiges Leiden gleichsam geheiligter Schmerz seinen Schleyer ausbreitet, und der noch dazu durch den Anblick der Erlösung einer weiblichen Seele, welcher ein freudiger Engel die rettende Hand reichet, den höchsten Grad des Ausdruckes gewinnt. Es liegt etwas in diesem Kopfe, was durch kein Wort beschrieben und bezeichnet werden kann, aber so ergreifend ist sein Ausdruck, daß man, gleichsam seinen Schmerz theilend, mit peinigender Ängstlichkeit zum Erlöser emporschaut, ob sein rettender Blick denn nicht auch auf diesen armen Leidenden falle, dessen Zustand gleichsam unser eigener geworden ist. Es ist nicht Verzweiflung, was sich auf diesem Gesichte malet, denn noch liegt eine unendliche Hoffnung in diesen Zügen, aber es ist jener Zustand, wo Hoffnung und Verzweiflung haarscharf an einander gränzen, und man fühlet es in seiner innersten Seele, daß zwey solche Minuten jedes Menschenleben tödten müßten.

Nicht ohne innerliche Pein betrachtet man diesen Kopf, und man fühlt sich gleichsam gedrungen, seinen Blick auf die erlöset werdende weibliche Seele zu wenden, welche mit krampfhafter Bewegung

nach der dargereichten Hand des Engels greifet, die sie den Flammen entreißet. Auch auf diesem schönen, aber bleichen weiblichen Gesichte steht noch der Schmerz mit unverkennbaren Zügen geschrieben, aber auch das Durchzucken einer unendlichen Hoffnung. Unverwandt schaut das thränenlose Auge zum Christuskinde hinauf, dessen erlösender Blick dem ihrigen begegnet, gleichsam als könnte der leiseste Wink des göttlichen Auges sie wieder in das bodenlose Meer der Qual zurücksenken. Deutlich sieht man es in diesem Gesichte, wie sie auf alle Schmerzen, die sie zum Theil in diesem Augenblicke noch umgeben, vergißt, und wie ihre ganze Seele nur in dem Gefühle der Erlösung wohnet. Diese Erlösung nimmt auch von dem unwillkürlich zur Theilnahme hingerissenen Herzen des Betrachtenden die drückende Last einer schmerzlichen Angst, und man fühlet durch die Gewißheit ihrer Befreyung gleichsam seine eigene Brust erleichtert.

Dieser ungeheure, und fast peinliche Ausdruck der beyden Köpfe wird hingegen durch die stufenweise zunehmende Empfindung der Freude, die sich auf den Engelsköpfen und in dem Gesichte der Madonna abmalt, immer mehr gemildert, und endigt endlich in dem Gesichte des Erlösers in die tiefe

heilige Ruhe der Göttlichkeit. Die bittenden Engelsgesichter, welche den Erlöser umlagern, und die gleichsam der Instinct des Mitleids immer näher an ihn drängt, sind unserer Seele so verwandt, daß sie eine unnennbare wohlthuende Empfindung in uns erwecken. Der sanfte zärtliche Mutterblick der heiligen Jungfrau, in deren Mienen sich ein erhabenes Mitleid mit ihren armen verlassenen Kindern recht sichtbar darstellt, dringt unwiderstehlich zum Herzen, und man fühlt sich gleichsam mit Gewalt zur Liebe und zum Vertrauen hingerissen.

Das, mein Salesius! sind die unbegreiflichen Wunder der Kunst, die der kalten ewig todten Materie einen lebendigen Geist einzuhauchen vermag, der mit Allgewalt zum Menschenherzen spricht. Was ist es denn, das jenen leblosen Farben solch ein prometheusisches Feuer eingießt, daß sie wie zum wirklichen Leben erwarmen, und wie eine Welt voll Bewegung vor unserm geistigen Blicke liegen, in der unsere Seele sich oft einheimischer fühlt, als in der äußern wirklichen? — Rauschen nicht aus ihnen unbekannte Töne wie auf Geisterflügeln daher, und stimmen die innere Harmonika der Seele nach ihrer Willkühr zu Freude und Trauer, zum Minore des Kummers und zum rauschenden Allegro der Entzü-

ckung? — Salvators Hand, die diese Welten schuf, ist seit anderthalb Jahrhunderten verdorrt, wie kommt es denn, daß noch heute sein Geist so vernehmlich zu uns spricht? —

Noch finden sich in diesem Zimmer andere große Merkwürdigkeiten: Raphaels Carton der Schule von Athen, Breugels Elemente, die mit einer solchen gleichsam mikroscopischen Genauigkeit gemalt sind, daß der Maler darüber das Gesicht verlor; einige Zeichnungen von Giulio Romano, Leonardo da Vinci, Guercino und Michel Angelo; endlich eine heilige Familie von Luini, ein Meisterstück der Lieblichkeit und der schönen Composition, und ein Johannes, welcher sein Lämmchen liebkoset, voll kindlicher Unschuld von eben diesem Meister, dessen Gemälde wie Erinnerungen an die Unschuldwelt unserer eigenen Jugend vor uns liegen.

Endlich treten wir in das letzte Zimmer, welches die Gemälde der Stadt Modena enthält. Nur ein einziges wollen wir daselbst zum Gegenstand unserer Betrachtung machen, und dieß ist ein heiliger Petrus von Guercino. Es ist nicht deutlich ob der Henkersknecht neben ihm ihm bloß die Fesseln des Gefängnisses anlege, oder ob er

ihn auf die Marterbank schmiede. Was aber auch von beyden der Fall sey, wir wollen unsern Blick lieber auf den herrlichen alten Kopf des Heiligen wenden, der mit einer unbeschreiblichen Hingebung, und mit dem festen kräftigen Vertrauen auf einen höhern Beystand zum Himmel hinaufblickt. Der rauhe Kampf des Lebens hat neben den Linien des Greisenalters auch noch die Furchen des Grames auf dieses milde Gesicht gezeichnet, aber es herrschet trotz dem Leiden eine Heiligkeit in der ganzen kräftigen Gestalt, die auch den irdischen Schmerz wunderbar veredelt. Recht deutlich lieset man in dieser Gestalt das willige Hingeben des physischen Lebens in die Gewalt der Erde, deren Symbol der Henkersknecht zu seyn scheint, und das Zurückziehen des geistigen Seyns, und sein Hinwenden auf das Überirdische, so, daß die Trennung des geistigen Princips von dem körperlichen hier früher als in der Todesstunde vor sich zu gehen scheinet, und daß nur das bewußtlose Leben unter den Qualen der Marterbank liegt, während die Seele gleichsam über die Schmerzen ihres eigenen Leibes erhaben ist.

In diesem Zimmer endlich schaut uns noch eine Maria des Pietro Perugino mit einem

ganzen Himmel voll heiliger Jungfräulichkeit und überirdischer Schönheit an. Neben ihr stehen zwey heilige Männer, die sich zur göttlichen Jungfrau wie das irdische Leben zum ewigen verhalten. Bis zum innersten Herzen redet dieses reine und wahrhaft göttliche Antlitz, und sein bloßes Beschauen heiligt gleichsam unser Gemüth. Heiter und lieblich wie ein Paradiesesmorgen, voll himmlischer Freudigkeit und milder Unschuld, strahlt das jungfräuliche Auge demüthig gesenkt, und an den Boden geheftet wie einst vor dem verkündenden Seraph; und ein leises Erröthen gleichsam über die eigene Herrlichkeit fliegt über das heilige Angesicht, wie die ersten Strahlen der Morgensonne über die erwachende Landschaft. Nicht der blendende Schimmer einer irdischen und vergänglichen Schönheit, der das Auge wohl zu reitzen im Stande ist, geht von der Gestalt aus, sondern sie entzündet in unserm Busen ein heiliges überirdisches Feuer, das eine reinere Wärme in uns verbreitet, als die Gluth der Sinne vermag.

Salesius! was ist denn die Schönheit, die alle Kunst zum Gegenstande hat, anders, als ein Strahl des zweyten Lebens auf unsere dunkle Erde geworfen, und als der Lichtfunke aus dem Sonnenglanze

des Ewigen im zertheilenden Prisma der Erde zerspalten und geschwächt? — In uns allen wohnet der Urtypus einer unendlichen Schönheit, die weit über das Erdenleben hinausliegt, und die wir nur dann dunkel ahnen, wenn irgend ein Gegenstand sie leise in uns anregt. Dann erwachen wir wie aus einem tiefen Schlummer, und blicken verwundert umher, und fragen, wie ist mir? ——— Sieh Salesius, und darin allein, meine ich, besteht die allmächtige Wirkung der Kunst auf die menschliche Seele, daß sie solche Gegenstände erschaffe, die verwandt mit jener angebornen Idee, sie zu einem lebendigen Gefühle entzünden, das uns dann zugleich heiligt und beseligt. Es liegt das Gefühl der Schönheit wie eine goldene reintönende Leyer in dem Herzen des Menschen, und die Gestalten des Lebens ziehen vorüber, und die Saiten bleiben unberührt und klanglos. Aber in dem Gewühle der vorüberziehenden Stunden fährt oft irgend eine unsichtbare Hand wie im Fluge über die Saiten, und sie tönen hell und rein wie Sphärenmusik mitten durch das harmonielose Getöse des Lebens. Darüber erstaunet unsere Seele und wir sagen: „ach diese seligen Töne klingen aus einer andern Welt herüber!" — Freylich ist's so; aber das menschliche Herz schließt ja

diese zweyte Welt gleichsam wie die eigene Unsterblichkeit, dunkel und ungeahnet in sich ein! —

Blasiustag.

Monumente Napoleons.

Nirgends lernet der Mensch die Zweydeutigkeit des Weltruhmes besser einsehen, als wenn er vor den Denkmalen sogenannter großer Männer steht. Die dauernden Monumente irgend eines Zeitalters machen nur zu oft, durch ihre eigene Größe, das Geschlecht, das sie erbaute, sehr klein, wie die ägyptischen Pyramiden an die Tyranney der Pharaonen und das Elend der Eingebornen erinnern. Wer wird die großen Denkmale der römischen Welt als Maßstab der Größe ihrer Erbauer betrachten, wenn er weiß, daß immer die ärgsten Despoten die größten Wunderwerke erschufen, ein Tarquinius die drey Jahrtausende alten Kloaken Roms, und Nero sein goldenes Haus? — Aber dennoch lassen wir uns, wenn wir vor ihnen stehen, nur zu leicht bestechen, und tragen irrig den Begriff der Größe, der ihnen beywohnt, auf die Männer über, die durch diese Monumente nur ihre Schwäche und Kleinheit der Welt zu verbergen strebten. Es ist ja so leicht mit

dem archimedischen Hebel des Zepters Gebirge aus ihrem Lager zu heben; und wer an seinen Willen Millionen Arme spannen kann, der baut, ohne sich vom weichen Ruhebette zu erheben, Sonnenobeliske — und thürmet Kolosse auf.

Ich habe mir diese Betrachtungen oft zu Gemüthe geführt, wenn ich eben im Begriffe war, ein berühmtes Denkmal irgend eines gepriesenen Sterblichen zu besuchen. Aber es half selten etwas. Stand nur einmal die große Schöpfung leibhaft vor meinen Blicken, so ergriff mich auch sogleich der Enthusiasmus, und ich bewunderte nun auch und pries nicht nur das Werk groß, sondern auch den Sterblichen, der sich durch dasselbe verewigte; und ich vergaß es nur zu leicht, wie viel Schweiß und Blut, wie viele Hoffnungen und Aussichten mit diesem Denkmale wohl verbaut worden seyn mochten. Das ist's ja eben, daß der Sterbliche nur geistige Schöpfungen ohne fremde Kraft hervorbringt, aber bey körperlichen, oft bey einem gänzlichen Mangel an eigenen Kräften, nur einer lebendigen Zusammenwirkung fremder bedarf. Wer dann vom Zufalle zum Zwingherrn seiner Mitmenschen geschaffen wurde, der darf nur mit eisernem Fuße über ihre kleinen Ernten und Freuden dahinschreiten, und er gelangt

gewiß zum Tempel der Unsterblichkeit. So werden ja auch in der Natur die steilsten und unfruchtbarsten Berge unter allen am weitesten gesehen.

Freye Menschen bringen immer viel seltner etwas Körperlichgroßes zu Stande, als etwas Geistigerhabenes; denn wo Tausende einen eigenen Willen haben, dort kann sie nur eine allmächtig ergreifende Idee dahin vermögen, freywillig ihre Kräfte zu einem und demselben Zwecke zu vereinigen, und aus Schöpfern Werkzeuge zu werden. Noch dazu scheuet der freye Mensch nichts so sehr als körperlichen Zwang, und doch kann ohne diesen nicht jenes Zusammenwirken physischer Kräfte hervorgebracht werden und fortbestehen, das allein die Schöpferinn alles Sinnlichgroßen ist. Das ist vielleicht der Grund, warum so wenige von den großen Ruinen Roms aus den Zeiten der Freyheit herstammen, und warum die schönsten Denkmale des Alterthums, und alle Wunderwerke der Welt, von den hängenden Gärten Babylons bis auf die Peterskirche, auf der Grundlage der Entwürdigung und des Mißbrauches der Zeitgenossen beruhen.

Darum sollte der denkende Mensch weiser seyn in seinen Urtheilen über vergangene Zeiten und Menschen, in so ferne sie durch die zurückgelassenen

Denkmale bestimmt werden. Er sollte nicht vergessen, daß das wahrhaft Große mit der Göttinn der Weisheit, die erwachsen und gewaffnet aus dem Scheitel des Göttervaters hervorsprang, seine Entstehungsart gemein habe, und daß aus einer Unendlichkeit kleiner Kräfte nie etwas Geistigerhabenes entstehen könne. Er soll nachforschen, ob edle Ruhmbegierde, oder thörichte Eitelkeit die Schöpferinn, und ob Begeisterung oder die Sclavenpeitsche die Baumeisterinn jener Monumente gewesen sey; und er soll endlich lernen dem täuschenden Scheine zu widerstehen, und nur dem wahren Verdienste die Krone der Bewunderung zu reichen.

Wer heut zu Tage eine Bestätigung dieser Behauptungen verlanget, der kann sich das Nachschlagen in den Büchern der Geschichte ersparen, er braucht nur auf die Gegenwart zu schauen. Er gehe mit mir in der gewesenen Hauptstadt des modernen Königreichs Italien herum, und sehe die Denkmale der französischen Oberherrschaft und ihrer vergänglichen Siege; und er wird öfter als einmal glauben, auch in ihnen einen gewissen Charakter jener Größe wahrzunehmen, die uns an den Überbleibseln der alten römischen Herrlichkeit so sehr begeistert. Schade nur, daß uns Zeitgenossen der Genuß jener Pracht-

werke ein wenig zu sehr durch den Contrast des wirklichen Lebens mit den Ideen, die sie aufregen sollen, verbittert wird, und daß das herbe Gefühl unserer eigenen Erfahrung die Bewunderung Lügen straft, die sie in Anspruch nehmen wollen. Vielleicht wenn diese bittern Gefühle einst durch den Flug der Jahre getilgt sind, wenn der Schweiß und das Blut, und die Todtenknochen, die ihren Mörtel bilden, einst verwittert sind — wenn nach einem Jahrtausend der Schimmer des Alterthums und der Ehrwürdigkeit die Ruinen dieser Monumente umstrahlt — wird der Nachkomme, der an ihren verfallenen Bogen und Pfeilern steht, die Zeit groß und herrlich preisen, die sie entstehen sah, und den Riesengeist des Menschen bewundern, dem diese Idee einst vorgeschwebt, und der sie mit allmächtigem Arme ins Leben rief: aber er lerne nicht wie wir vergessen das Orakel der Geschichte zu befragen, ob sie nicht eher Schandsäulen der Knechtschaft und der Unterjochung, als Denkmale des Ruhmes und der Ehre sind.

Wäre jemand vermessen genug, die Idee, heut zu Tage eine römische Arena zu bauen, lächerlich und thöricht zu finden, so könnte man ihn leicht durch die Frage in Verlegenheit setzen: welchem neueren

Volke es denn überhaupt gelungen sey, einen so vollkommenen Nachdruck von dem großen Trauerspiele der römischen Geschichte zu liefern, als dem französischen? Man sehe ja nur die Verwandtschaft der beyderseitigen Geschichte, ihrer Könige und deren Vertreibung, — die einen aus der Stadt (ex urbe) die andern aus der Welt (ex orbe) — beyde ein freyes Volk unter Consuln mit einer neuen Ära — das Umschlagen der Freyheit in die Hand eines Imperators, ihre Periode der Welteroberung, große Achtung für fremde Nationalität, einen Senat mit seinen Senatusconsulten, Legionen, Adler, März- und Marsfeld ꝛc. ꝛc. — wer wird sich da über eine Arena wundern? —

Und trete man nur erst hinein in dieselbe, und sehe was sie alles enthält! — Schließt sie nicht in einem Umfange von 800 Schritten und mit ihren kolossalen Mauern von 3½ Klaftern Höhe alles ein, was man nur von einem römischen Circus fordern kann? — Hat sie nicht so gut ihre Carceres, ihr Pulvinar, ihre Gallerie, ihre Eingänge mit Buchstaben bezeichnet für die verschiedenen Stadtvierteln, wie irgend eine römische? — Umgibt den inneren Raum nicht ein fließendes Wasser, um die ganze Arena, wenn's nöthig ist, sogleich zur Naumachia umzu-

gestalten? Hat sie nicht für die Zuschauer, wenn auch nicht 45 Reihen Sitze wie die zu Verona, doch wenigstens deren 38? — und sind sie nicht in Ermangelung des Marmors von schönem grünen Rasen? — Ist endlich die oberste Gallerie nicht mit Platanen besetzt, um die Aufspannung der Segeltücher vor der brennenden Sonnenhitze entrathen zu können? —

Unmittelbar hinter der Arena liegt das Forum Buonaparte. Wer in der Geschichte bewandert ist und weiß, was er sich unter dem römischen Forum vorzustellen hat, der kann nicht anders als den Gedanken, diesen Platz Forum Buonaparte zu nennen, äußerst glücklich preisen. Auf dem römischen Forum wurden ja alle großen Staatsangelegenheiten verhandelt, und Recht und Gerechtigkeit gepflogen; der Prätor gab seine Gesetze, der Senat verkündigte seine Beschlüsse, die Rechtsanwälde vertheidigten ihre Clienten, die Redner donnerten von dem Rostris herab — das nun ist in einem gewissen Sinne das Forum Buonaparte ebenfalls, — denn es war das Exercierfeld.

Aber gehen wir nur weiter — denn diese Gegend enthält vieles Merkwürdige — so stoßen wir auf den Arco del Sempione. Dieser Triumphbogen ist ein Werk von echt römischer Größe! — un-

geheure Säulen, prächtige Bogen, ein herrliches Frontispiz, ungemein zierliche Friese und Säulencapitäler, Basreliefs von seltner Schönheit — mit einem Worte alles, was nur der Triumphbogen des Titus oder Constantins, oder die Colonna Trajana aufzuweisen hat — aber leider erst auf dem Papier, denn in der Wirklichkeit steht kaum der zehnte Theil, weil die Göttinn mit der Mauerkrone, die hier auf dem Piedestal sehr fest steht, früher von dem Gründer dieses Werkes wich, als dasselbe vollendet war. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, das geduldige Europa hätte den Franzosen ihren Triumph noch einige Jahre gegönnt, bloß damit der Arco del Sempione wäre vollendet worden.

Weniger Eindruck macht die beynahe vollendete Porta di Marengo jetzt Porta del Tecino genannt. Zwar ist dieses Triumphthor nicht sehr weitläufig, auch sind seine Marmorsäulen nicht aus einem Stücke gehauen, aber nichts desto weniger macht es in seiner edlen Einfalt Effect. Treffend ist das Emblem, das in den Seitengebäuden desselben liegt. Damit nicht nur der Sieg, sondern auch seine goldenen Früchte den Nachkommen kund würden, so hat man zu beyden Seiten zwey

Häuser im römischen Styl angebaut — für die Douaniers. —

Und so hat also, wie einst Rom, so auch Mayland seinen Circus maximus, sein Forum und seine Triumphthore. Aber diese Nachäffung der Schöpfungen jener großen Zeit wird in den Tagen der Schmach kleinlich und ekelhaft, und erinnert an die großen Scenen des Lebens, die auf einem Marionettentheater nachgespielt werden. Womit will der neuere Franke diese todten Steinmassen, die er seiner Eitelkeit aufgethürmt hat, heiligen und einweihen, damit ein kräftiges Leben und eine ruhmwürdige Erinnerung aus ihnen spreche? — Wenn die römischen Legionen einst auf dem Marsfelde ihren Eid in die Hände des Consuls schwuren, so standen sie auf dem Boden, der die Erinnerung der vertriebenen Knechtschaft in ihnen erneuerte, und der einen heiligen Muth in ihnen entzünden mußte. Welche Gedanken mochten wohl die neuconscribirten Bataillons beseelen, wenn sie ein franz. General auf dem Place d'armes zu Mayland musterte.

Die Zeiten jener männlichen Kraft, welche die römische Geschichte selbst in den Perioden des gänzlichen Verfalls bezeichnet, sind vorübergegangen, und kehren schwerlich wieder; wozu jene Rudera nach-

äffen, von denen Geist und Sinn in den Umwälzungen der Zeit längst unterging? — Wozu die Triumphbogen, wo keine Triumphe mehr sind, und eine Arena und einen Circus, wo keine Fechterspiele und Circenses mehr existiren? — Kennet die Kunst unserer Zeit keine andern würdigen Gegenstände für ihre Schöpfungen als solche, die keinen Sinn und keine Bedeutung mehr haben? — ist sie denn verdammt, ewig Nachäfferinn zu bleiben? — In der That, es müßte den Geist eines römischen Ädilen mit Schmerz und Verachtung erfüllen, wenn er von seinem Elysium herabsieht, auf das Mayländervolk, das in einer Arena versammelt ist, um — einem Pferderennen zuzuschauen. Wir führen keinen Circus maximus mehr auf, wir erbauen kein Pantheon mehr, weil es der Sinn und das Bedürfniß der Zeit erheischt, warum jene Formen der untergegangenen Vorwelt, gleichsam zum Gespötte der Nachkommen herabwürdigen? —

Aber das ist eben die Erbärmlichkeit des Zeitalters und vorzüglich des französischen, daß es nicht lassen kann, sich mit den abgeworfenen Kleidern des Alterthums zu schmücken, und daß es eitel und aufgebläht in den fremden Lumpen einherstolzirt, nicht bedenkend, wie seine eigene Nichtigkeit im abge-

legten weiten Riesenmantel der Vergangenheit noch ekelhafter werde. Wenn die Kunst der Neuern sich nicht zu der Sphäre des Glanzes und der Idealität der Alten hinaufzuschwingen vermag, so lerne sie von ihnen, und sey eine gelehrige und demüthige Schülerinn, aber sie maße sich nicht an, es ihr gleich thun zu wollen, weil sie frech und sinnlos die alten Gegenstände zu ihren Schöpfungen wählt, denen sie kein Leben mehr einzuhauchen im Stande ist.

Richtet — möchte man sagen — anstatt die römischen Ruinen und Obelisken nachzuäffen, sie selber aus ihrem Schutte wieder auf, grabt Herculanum und Pompeji aus der Erde hervor, so seyd ihr des Nachruhms sicherer als durch eure nachgeahmten Triumphbogen.

Faustinustag.

Das italienische Theater.

Nirgends zeigt sich der heitere offene Sinn des Südländers mehr als in der Liebe zur Unterhaltung, und zum Theile auch in der Wahl derselben. Die Neigung zu gymnastischen Übungen, welche das Zeitalter der Griechen und Römer erzeugte und nährte, äußert sich zum Theile noch heut zu Tage in der Vorliebe des Italieners für die Unterhaltungen unter freyem Himmel, und in dem Kugelwerfen und Ballonschlagen, das noch immer ein Lieblingsspiel des gemeinen Mannes ist. Nicht in die enge finstere Wirthsstube schließt er sich ein, sondern er eilet hinaus unter seinen heitern Himmel und unter seine schattigen Lauben, und befriedigt den ihm angebornen Hang zur Unterhaltung.

Aber noch mehr ist ihm die Lust zu jenen Vergnügungen angeboren, welche Aug' und Ohr ergetzen. Spectakel, Aufzüge, Processionen, Musikfeste, Maskeraden, Theater sind das ewige Ziel seiner Wünsche, und für sie findet er sich beständig aufgelegt. Darum eilet auch der gemeine Mann so

gern dem Schauspielhause zu, und steuert den Sparpfennig seines sauer verdienten Arbeitslohnes, anstatt ihn in dem Genusse betäubender Getränke oder anderer halbthierischer Vergnügungen zu verschwelgen, dem Theater, das seine Einbildungskraft und seinen offenen Sinn so sehr anspricht. Darum ergreift der gemeine Handwerker an lauen Sommernächten die Chitarra, und durchzieht singend die Straßen, und wird auf diese Art sein eigener Schauspieler und Opernsänger.

Bey dieser Vorliebe der Nation für's Theater ist es leicht zu vermuthen, daß dasselbe in diesem Lande einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, aber nur als sinnliche Unterhaltung, nicht als geistiger Genuß. Darum unterscheidet sich das Theaterwesen Teutschlands und Italiens auf die auffallendste Weise; und diese scharfe Gränzlinie in einer und derselben Unterhaltung mußte zwischen zwey Völkern hervortreten, wovon reflectirender Ernst das Wesen des einen, und heitere Sinnlichkeit das Wesen des andern ausmachet. Diese Lust des Italieners an Allem was seine Sinne, und vorzüglich was Aug' und Ohr ergetzt, hat das Materielle des Theaters auf einen weit höhern Grad der Vollkommenheit gebracht, als es in Teutschland der

Fall ist; und man wird nirgends eine so wohlbesetzte Oper, ein so vortreffliches Ballet, und eine so vollkommene Übereinstimmung zwischen Decoration, Costüme und Locale, aber auch zu gleicher Zeit ein so elendes Schauspiel antreffen, als es in Italien der Fall ist. Kein Land der Welt besitzt so schön gebaute Schauspielhäuser als Italien; jede unbedeutende Stadt hat das ihrige, und der Reisende verwundert sich höchlich, wenn er oft in einer Stadt, die vielleicht nicht mehr als 20,000 Einwohner zählt, ein Theater antrifft, das zwey bis dreytausend Zuschauer fassen kann. Nirgends trifft man so reiche, geschmackvolle und wohlausgedachte Kleidung der Sänger und Tänzer, nirgends so schön gemalte Decorationen, als in italienischen Opern und Ballets, und nirgends einen empfindlicheren Mangel an Allem diesem, und eine größere Armseligkeit als in italienischen Schauspielen.

Aber auch aus der Verschiedenheit der Lebensweise und des Klima geht ein bedeutender Abstand des italienischen Theaters von dem teutschen hervor. Schon der Umstand, daß der Italiener seine Oper als einen großen Gesellschaftssaal betrachtet, gibt derselben einen ganz andern Anstrich. Daher die ungemein lange Dauer des Theaters, die zum Beyspiel

in Mayland den fünften Theil des Tages in Anspruch nimmt; daher der Mangel an Abwechslung in den Vorstellungen, da man öfters die nämliche Oper, und dasselbe Ballet zwey Monate lang täglich gibt; — daher Spiel und Souper in den Logen, und die Unaufmerksamkeit für das, was auf der Bühne vorgeht, die gleich nach den ersten Vorstellungen in dem ganzen Hause eintritt, und der für teutsche Ohren ganz unerträgliche Lärm, der bey den schönsten Stellen der Oper im Parterre wie in den Logen herrscht. Aber dafür ist auch das Opernhaus das Herz der italienischen Gesellschaftlichkeit — und so wie der Teutsche Abends die Häuser seiner Freunde und Bekannten besucht, oder in die Cercles der höhern Gesellschaft fährt, so eilet der Italiener mit einbrechender Nacht von einer Loge in die andere, und findet da Alles versammelt, was immer auf Gesellschaftlichkeit Anspruch macht. Diese Einrichtung hat das Bequeme, daß ein einziger Ort alles versammelt, und daß man das Bedürfniß der Geselligkeit ohne allen Kostenaufwand befriedigen kann; aber sie schließt auf der andern Seite jede herzlichere Annäherung, und jedes gemüthlichere gesellige Vergnügen aus.

Dieser Umstand führet dann wieder eine große

Verschiedenheit in den Verhältnissen des Locals zwischen italienischen und teutschen Theatern herbey. Daher werden die Logen in den Theatern Italiens nicht für einzelne Vorstellungen oder ein Abonnement von dem Unternehmer des Theaters gemiethet, sondern sie sind vererbliches Eigenthum, und eine jede der bessern Familien irgend einer Stadt hat ihre eigene Loge, die von der Disposition des jeweiligen Entrepreneurs ganz unabhängig, und ein bleibendes Eigenthum der Familie ist. — Diese Logen werden sodann gleichsam zu den liegenden Gütern gezählt und nicht selten in Heirathscontracten als ein wohlverzinsliches Capital aufgeführt. Größten Theils entstand das Eigenthum derselben durch die Actien, welche die vermöglicheren Classen bey dem Bau des Theaters nahmen, und sodann durch Kauf und Erbschaft wie andere Besitzstücke auf andere Eigenthümer übergingen.

Unter den Tempeln Thaliens ist gewiß das Teatro della Scala in Mayland einer der würdigsten, nicht nur in Beziehung seines Locals, sondern auch der Vorzüglichkeit seiner Productionen, und des Reichthums und Anstandes, der dieses Theater zum ersten von Italien macht. Das schöne und weitläufige Gebäude, welches an Größe alle Thea-

ter von Teutschland und Italien (jenes von San Carlo in Neapel ausgenommen) übertrifft, ist durch den geschmackvollen Reichthum seiner innern Ausschmückung und durch die Bequemlichkeit in seiner ganzen Anlage ein Muster für alle Schauspielhäuser der Welt. Eine weite Elypse enthüllt das Parterre (hier Platea genannt), und in einem schön geschweiften Bogen ziehen sich sechs Gallerien über einander hin, von denen die fünf untern in zweyhundert schön decorirte Logen abgetheilt sind. Zu jeder derselben, die ohnehin an und für sich schon viel geräumiger als bey uns sind, gehört rückwärts noch ein Cabinet, in welchem man nach hiesiger Sitte soupirt. Außer dem enthält das Gebäude noch einige Säle (Ridotto), welche vormals der Tummelplatz der so beliebten Hazardspiele waren.

Das Innere dieses Theaters gewährt vorzüglich bey feyerlichen Gelegenheiten, wo es al giorno beleuchtet ist, durch seine schöne Bauart, durch seine ungewöhnliche Größe, und vor allen durch die geschmackvolle Decoration seiner Logen, die sämmtlich mit blauer oder gelber Seide drappirt sind, einen sehr schönen Anblick, der durch die Vorzüglichkeit der Malerey, mit der es durchaus verzieret ist, noch ungemein erhöht wird. Das Materielle dieses

Theaters hat einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, und die schöne Übereinstimmung des äußern Glanzes dieses Theaters in Rücksicht des Locals und des Reichthums der Bühne, mit den größten Theils gewählten und wohlbesetzten Vorstellungen, wird einen jeden Fremden in einem hohen Grade befriedigen. Freylich war zur Zeit unsers Aufenthaltes in Mayland die Entreprise desselben auf Kosten des Gouvernements, und die Direction des Theaters hatte daher kein Motiv den Kostenaufwand zu scheuen, aber auch außer dem sorgt der einmal so ausgebildete Geschmack des Publicums, das bey der geringsten Spur von unanständiger Ökonomie seinen Unwillen deutlich genug zu erkennen gibt, schon dafür, daß sich die Productionen in diesem Hause durch Anständigkeit und Glanz vor allen in Italien auszeichnen. Die Einnahme des Theaters, dessen Unternehmer durch die Einrichtung des Logeneigenthums nur die beyden letzten Reihen zu seiner Disposition hat, reicht freylich zu einem so großen Aufwand nicht zu: aber die Einnahme durch die Ridotti, die, als die Hazardspiele noch im vollen Gange waren, sehr viel eintrugen, ersetzten diesen Abgang der Einnahme, und machten es dem Unternehmer möglich, den gewohnten Glanz des Hauses

herzuhalten. Daher kam es denn auch, daß man, als durch den Verbot der Hazardspiele von Seiten der österreichischen Regierung die Einnahme der Ridotti wegfiel, keinen Pächter des Theaters finden konnte, und daß die Regierung daher gezwungen war, dasselbe auf eigene Kosten und mit einem beträchtlichen Verluste an Geld administriren zu lassen. Nach den letzten abgeschlossenen Contracten bezahlt dieselbe dem Pächter für die hinweggefallenen Einkünfte des Ridotto 200,000 Lire jährlich.

Auf einer sehr tiefen Stufe der Ausbildung steht, wie ich schon oben bemerkt habe, das italienische Schauspiel; wie denn überhaupt die Vorliebe der Nation für eine mehr sinnliche Unterhaltung der Vervollkommnung desselben unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. Und dieß bezieht sich nicht nur auf den innern Gehalt der Vorstellung, sondern auch auf das Materielle derselben. Denn so groß der Aufwand ist, den man bey den Vorstellungen der Oper und der Ballets im Costüme und Decorationen macht, so armselig werden in beyderley Hinsicht die Schauspiele gegeben. Alte schmutzige Scenereyen, abgenützte und größten Theils unpassende Kleider, ein schlecht besetztes, äußerst unharmonisches Orchester während der Zwischenacte, und eine spar-

same Beleuchtung machen das Äußere des Schauspiels aus. Da es nirgends in Italien stehende Schauspieler-Gesellschaften gibt, sondern die wandernden Truppen es allein sind, die auch auf den Bühnen Venedigs und Maylands spielen, so läßt sich im Voraus vermuthen, wie mangelhaft die Besetzung der Rollen seyn müsse. Die Compagnie comiche, die sich mit Aufführung der recitirenden Komödie beschäftigen, bestehen größten Theils aus äußerst mittelmäßigen Individuen, und ich habe von keinem einzigen Schauspieler von ausgezeichnetem Rufe sprechen hören. Daher man demnach nur in ein solches recitirendes Theater zu gehen braucht, um unverzüglich einen richtigen Begriff von der Armseligkeit des italienischen Schauspiels zu bekommen.

Der Italiener theilt die Arten der dramatischen Dichtung in Trauerspiele (Tragedie), Comedie da carattere, und Farse oder Lustspiele. Das eigentliche heroische Trauerspiel kommt hier seltner auf die Bühne als dieß in irgend einem andern Lande der Fall ist; und diese Seltenheit rührt theils von der Abneigung der Nation vor dergleichen angreifenden Unterhaltungen, die mit dem angebornen Frohsinne sich nicht leicht vereinbaren

lassen, theils von der Unfähigkeit der gewöhnlichen Theatertruppen für hochtragische Vorstellungen, und wohl auch von dem Mangel guter Trauerspiele her. Alfieri's und Monti's Tragödien sind die einzigen, welche einen classischen Werth haben, aber Italien zählt viel zu wenig dramatische Künstler, um diese genialen Producte würdig darzustellen. Es wurde zwar während unserer Anwesenheit in Venedig Alfieri's Don Carlos, und noch dazu von der compagnia comica des Belly=Planes, welche die Beste war, die uns in Italien aufstieß, im Teatro San Benedetto gegeben, aber die Vorstellung erreichte selbst nach dem Urtheile der Eingebornen nicht einmal den Grad der Mittelmäßigkeit. Vorzüglich aber ist dem Teutschen die Übertreibung der italienischen Mimik und Declamation bey erstatischen Ausbrüchen der Leidenschaft, die das Wesen der Tragödie ausmachen, unerträglich, und bringet bey dem größten Theile unserer Landsleute durch die unnatürlichen Wendungen und Drehungen und das unmäßige Schreyen, eher einen komischen Effect hervor.

Die Comedia da carattere ist das allerlangweiligste Ding auf Gottes Erde, denn sie besteht bey der Unfruchtbarkeit der italienischen Dra=

matik überhaupt, größten Theils aus matten Übersetzungen fremder Producte. Dazu kommt noch das Unangenehme, welches die italienische Declamation im Conversationstone hat, und die ganz verschiedene und recht widernatürliche Betonung der ausdrucksvollen Stellen, die mir anfangs äußerst zuwider war. Überdieß vernichtet die Unterbrechung der Vorstellung durch das Ballet, ohne welches der Italiener keinen Abend im Theater zubringen kann, und das zwischen dem zweyten und dritten Aufzuge gegeben wird, die ganze Täuschung.

Mehr befriedigt war ich von den Lustspielen, die man sowohl im Teatro San Benedetto in Venedig, als im Teatro alla Canobbiana in Mayland gab, und wovon die erstern den komischen Effekt mehrmals in einem hohen Grade erreichten. Aber auch hier war es bloß das ausgezeichnete komische Talent eines einzigen Schauspielers, was diese Wirkung hervorbrachte, und der größte Theil der übrigen Acteurs war unter aller Kritik. Auch in dem Lustspiele zeigt sich die italienische Unfruchtbarkeit, denn die ungleich größere Hälfte der Farcen waren Übersetzungen französischer und teutscher Lustspiele.

Der eigentliche Glanz des italienischen Theaters

besteht jedoch in der Oper und in dem damit verbundenen Ballet. Die italienische Oper hat in ganz Europa einen viel zu ausgebreiteten Ruhm, als daß nicht ein jeder, der nach Italien kömmt, mit den größten Erwartungen in das Opernhaus treten sollte; aber sie werden heut zu Tage selten mehr in jenem hohen Grade befriedigt, wie solches ehemals der Fall war. Zwar was den äußern Glanz der Vorstellungen betrifft, so wird jeder über den Reichthum und Aufwand erstaunen, mit welchen die Opern gegeben werden, aber der innere musikalische Werth hält sehr selten mit dem äußeren Glanze gleichen Schritt. Denn abgesehen von dem immer fühlbarer werdenden Mangel an ausgezeichneten Sängern und Sängerinnen, herrscht selbst unter den Eingebornen die allgemeine Klage über den täglich sichtbarer werdenden Verfall der Musik in Italien. Vielleicht trug zu diesem Sinken die Wendung, welche der Geschmack des Publicums in unsern Zeiten genommen hat, viel bey. Dasselbe begnügt sich nämlich nicht mehr mit der Melodie der Vocalparthien, die in den ältern italienischen Opern stets auf Kosten der Instrumentalbegleitung herausgehoben wurden; sondern es wurde durch die Vorzüglichkeit der Instrumentirung Mozart's und der übrigen teutschen Com-

positeur's, auf diesen wesentlichen Theil der Oper aufmerksam gemacht, und verlangt gegenwärtig in dieser Hinsicht unendlich mehr als vormals. Daher kommt es auch, daß ältere, obgleich classische Opern gegenwärtig nicht mehr gefallen, wovon wir in der secchia rapita des Cingarelli, die vor zwanzig Jahren noch mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen wurde, bey ihrem jetzigen Erscheinen auf der Bühne aber dem Auspfeifen nicht entging — ein auffallendes Beyspiel hatten. Diese Wendung des Geschmacks weiß daher der einzige jetzt lebende und allgemeine Tonsetzer Rossini zu seinem Vortheile zu benützen, und auf diese Art sind seine Compositionen, vorzüglich aber seine Tancredi, und l'Italiana in Algeri, die Lieblingsstücke der heutigen Italiener geworden.

Eine zweyte, für die Oper ebenfalls nicht sehr günstige Wendung des heutigen Geschmackes in diesem Lande ist die allgemeine Vorliebe für Opere semiserie. Die italienische Oper theilte sich von je her in die Opera seria und Opera buffa, und es herrschte in beyden eine große Verschiedenheit der Behandlung der Musik. Die heut zu Tage so beliebte Vermischung dieser beyden Gattungen mit einander, woraus eine Opera semiseria ent-

steht, hat für die Vervollkommnung der Oper sehr ungünstig gewirkt; daher haben neue Opere buffe und serie, wenn sie auf der Bühne erscheinen, bey dem geänderten Geschmacke einen ungleich schwerern Stand, als vormals, und sie werden meistens nur mit sehr getheiltem Beyfalle aufgenommen. Ein Schicksal, das selbst Rossini's letzte Oper, die man in Rom gab, getroffen hatte.

Auch die so gefeyerte Singkunst Italiens ist bey weitem nicht mehr das, was sie sonst war. Die Revolutionen und Kriege der neuesten Zeit haben viele Conservatorien und Musikanstalten zerstört, und so ist selbst in dem Lande, das einst die allgemeine Pflanzschule der Gesangkünstler für ganz Europa war, heut zu Tage eine sehr empfindliche Unfruchtbarkeit eingetreten. Galli ist vielleicht der einzige allgemein geachtete Sänger, und unter den Sängerinnen die Festa, die ihm an die Seite gestellt werden kann, aber beyde sangen während unserer Anwesenheit zu Mayland, in Rom; erst später wurden sie für das Theater della Scala engagirt. Bey diesem Umstande darf man sich denn auch nicht wundern, wenn die Erwartung des Fremden von der italienischen Oper ihrem musikalischen Werthe nach oft nicht sehr befriedigt wird. Unter allen Opern,

die ich während meiner Anwesenheit in Mayland und Venedig — zwey Städte, die einst ihrer Opern wegen so berühmt waren — gesehen habe, war auch nicht eine einzige vollkommen gut besetzt, und oft war kaum ein einziges Individuum in der ganzen Oper, welches seinem Parte vollkommen gewachsen war. Vorzüglich leid that mir dieser Umstand bey der Opera bussa, auf die ich mich als meine Lieblingsgattung theatralischer Compositionen ganz vorzüglich gefreut hatte. Nur de Grecis — in der Oper Arrighetto im Theater San Moisé zu Venedig war erträglich, aber der Arrighetto selbst war wieder mehr eine Opera semiseria. Und der Verfall dieses eigenthümlich italienischen Products ist um so mehr zu bedauern, da dieses Land das einzige in Europa war, das die Opera buffa hervorbrachte.

Es war zu vermuthen gewesen, daß die Anwesenheit des Hofes in Mayland uns eine vorzügliche Oper zu Wege bringen werde, und man hatte auch zur Componirung derselben einen der beliebtesten Tonsetzer Teutschlands, den Capellmeister Paer aus München verschrieben. Allein sein Eroismo in Amore reussirte nur sehr mittelmäßig, wie auch sein innerer Gehalt diese Stufe nicht übersteigt.

Eben so wenig wurde Weigels Cantate Il Ritorno d'Astrea mit Beyfall aufgenommen, und beyden sonst so glücklichen Compositeurs diente nur die Mangelhaftigkeit der Besetzung zur Entschuldigung. Ein großer Beweis des Verfalls der Musik in Italien ist es, daß man bey einer solchen Gelegenheit Compositeurs aus Teutschland kommen läßt.

Was endlich die Künstlichkeit der italienischen Singmethode betrifft, so muß ich mich als einen abgesagten Feind derselben erklären. Die unaufhörlichen Triller und Schnörkel, die vorzüglich den Sopranstimmen eigen sind, waren mir besonders anfangs, ehe sich mein Ohr ein wenig daran gewöhnte, unerträglich. Aber das ist der Geschmack des Italieners, der je unsinniger und oft je harmonieloser ein Lauf ist, ihn, wenn er nur recht ungewöhnlich ist, und die Stimme recht schnell durch die ganze Tonleiter von der höchsten Note zur tiefsten herabfällt und wieder hinauf klettert, desto unmäßiger beklatscht. Eine Sängerinn wie Milder, die mit einfacher, aber zum Herzen dringender Stimme getreu die Noten des Musikblattes wiedergäbe, wäre eines allgemeinen Mißfallens in Italien gewiß. Eine große Gewalt über seine Stimme setzt

diese Methode freylich voraus, und eine ungemeine Übung und Kunstfertigkeit, um über alle diese ungeheuer schwierigen Passagen glücklich hinüber zu kommen, aber ihre Forderungen werden nur auf Kosten der edlen Einfachheit des Tones befriedigt.

Eine für den Teutschen auffallende, und beynahe zurückschreckende Sache ist der Mangel an Abwechselung in den Vorstellungen der Opern, und die oft dreyßigmalige Wiederholung der nämlichen. Aber das Abschreckende besteht vielleicht mehr in der Vorstellung als man es glaubt — wenigstens meine Erfahrung verleitet mich, dieses zu glauben. Man gewöhnt sich sehr leicht daran, die nämliche Oper oft zu sehen, und geht am Ende ohne Widerwillen in's Theater, und bleibt wohl auch bis Mitternacht. Freylich wäre das Theater, wie es in unserm Vaterlande der Fall ist, mehr eine geistige Beschäftigung, als ein Sinnengenuß, so müßte bey dem Mangel an Abwechselung und vorzüglich bey der langen Dauer einer einzigen Vorstellung in Italien, die aus einer langen Oper von zwey Acten, und zwey vollkommenen Ballets besteht, am Ende Ermüdung und lange Weile eintreten: aber das hat die Musik für sich, daß sie, wenn sie innern Werth besitzt, je öfter sie unsere Sinne an-

regt, desto leichter uns ergreift, und daß bekannte Töne uns allen gleichsam lieblicher vorkommen, als neue und noch nie vernommene. Daher verliert eine schöne Arie in der Oper gar nichts, wenn bey der dreyßigsten Vorstellung das ganze Parterre den Sänger accompagnirt, sondern der größte Theil der Zuschauer hört sie vielleicht das dreyßigste Mal mit größerem Behagen als das erste Mal.

Mit der Oper ist das Ballet unzertrennlich verbunden, denn in den größern Theatern wird nie eines ohne das andere gegeben, und es ist diejenige unter den theatralischen Vorstellungen, welche in diesem Lande heut zu Tage sich auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit befindet. Das Ballet ist als plastisches Kunstwerk, für den Reichthum der Ausschmückung am meisten empfänglich, und darum zeigt sich bey ihm die Liebe zu prachtvollen und das Auge ergetzenden Vorstellungen, die diesem Volke eigen ist, am meisten. Wenigstens ist dieses bey den Ballets, die im Teatro della Scala gegeben werden, der Fall. Man hat in unserem Vaterlande gar keinen Begriff von der Größe, dem Reichthum und der Präcision italienischer Ballets, und ich kann es offenherzig gestehen, daß ich, der ich als ein erklärter Widersacher des theatralischen Tanzes nach

Italien kam, durch das Überraschende dieser Vorstellungen gleich am ersten Abende vollkommen mit dem Ballet ausgesöhnt ward, und in den folgenden ein großer Verehrer und Vertheidiger desselben wurde.

Das Ballet ist seiner Bestimmung nach die Vereinigung von Mimik, Musik und Plastik, und gewährt, wenn diese Vereinigung vollkommen ist, ein ungemeines Interesse; und sein Genuß ist eben so wenig dem Überdrusse unterworfen, als man überhaupt plastische Kunstwerke mit gleichem Interesse wiederholt betrachtet, wie solches bey den Meisterstücken der Sculptur der Fall ist. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Musik, welche das Ballet fortwährend begleitet, und seine Mimik fortwährend commentirt, hier vorzüglich melodisch seyn muß, und da sie größten Theils aus den vorzüglichsten Musikstücken gewählt ist, an und für sich schon das Gemüth anspricht.

Wenn das Ballet seine Bestimmung erreichen will, so muß es einen gewissen Grad von Größe und Ausdehnung besitzen — denn bey keiner Art der theatralischen Vorstellungen ist die Überraschung des Anblicks, eine so wesentliche Bedingung als bey ihm. In ihm muß das Auge nicht nur allein durch

Schönheit und beständigen Wechsel der verschiedenartigsten und malerischsten Gruppen, und durch hohen Ausdruck der Mimik, sondern auch durch Glanz und Reichthum in dem Materiellen der Vorstellung, durch schimmerndes Costüm und täuschende Decoration ergetzt werden, und das wahrste Criterium für seinen Werth ist: daß jede einzelne Scene für sich genommen ein vollendetes Gemälde seyn muß. Sind diese Bedingungen erfüllet, dann tritt noch die Richtigkeit des Geberdenspiels im Ausdruck der Leidenschaften, und die Commentirung der Musik hinzu, die die Vorstellung von Scene zu Scene begleitet, und deren Töne größten Theils getreuere Dollmetscher der herrschenden Empfindungen werden, als es der klanglose Laut der Sprache vermag. Und auf diese Art kann aus dem Ballet ein Kunststück werden, das auch den kältesten Zuschauer hinzureißen vermag, und das in seiner Wiederholung eben so großes Interesse einflößt, als es die Oper im Stande ist.

Alle diese angegebenen Erfordernisse eines guten Ballets sind in jenem des Teatro della Scala in einem vorzüglichen Grade erfüllet worden, und darum ist es nicht zu verwundern, wenn man allgemein diesen Vorstellungen nicht ohne großes In-

teresse und eine vollkommene Befriedigung beywohnt. Ich wenigstens werde mich an die Ballets, die ich in diesem Theater sah, und die mir jederzeit einen so ausgezeichneten Genuß gewährten, immer mit besonderem Vergnügen erinnern. Freylich ist es vielleicht nur ein Vorzug dieses Theaters, das Ballet in solch einer Vollkommenheit geben zu können, weil es eine eigene Anstalt zur Bildung junger Tänzer und Tänzerinnen besitzt, und daher sein Balletcorps an Vollzähligkeit und Bildung wenige seines Gleichen hat; aber die ausgezeichnete Vorliebe der gesammten Nation für solche Darstellungen hat sie auch in den übrigen Theatern zu einem bedeutenden Grad der Ausbildung gebracht.

Der Gegenstand des italienischen heroischen Ballets ist gewöhnlich eine gesellschaftliche Handlung oder eine Mythe, manchmal auch eine dramatische Vorstellung, die zu einem Ballet umgestaltet wird. Wir haben von der ersten Art Gioja's Cesare in Egitto gesehen, und ich muß gestehen, daß diese Vorstellung meiner Meinung nach, selbst einen gewissen Grad von Classicität besitzt. Dieses Ballet war nicht nur durch die Menge der tanzenden Personen, durch getreues und glänzendes Costüm, durch Abwechslung der schönsten Gruppirungen und

der sprechendsten Tänze, und durch Reichthum der Decorationen, in deren Malerey die Italiener ohnehin Meister sind, — sondern vorzüglich auch durch offenbares Studium der Quellen, aus denen das Geschichtliche desselben geschöpft war, ausgezeichnet.

Der Cesare in Egitto war das erste Ballet, welches ich im Teatro della Scala sah, und ich wurde von ihm eigentlich bezaubert. Sein Gegenstand ist durch die Vereinigung des Romantischen mit dem Historischen, und durch das fortwährende Interesse seiner Situationen einer der geeignetsten zur plastisch-mimischen Behandlung. Das Sujet dieses Ballets fällt in die Zeit der Anwesenheit Cäsars in Ägypten, unmittelbar nach der Zerstörung des ersten Triumvirats; es stellt die bekannte Anekdote der Thränen Cäsars über den Tod seines Nebenbuhlers dar, und die Gefahr, in welcher er durch die plötzliche Verschwörung des ägyptischen Königs Ptolomäus schwebte, und der er nur durch seine kühne Schwimmkunst entging. Die Haupthandlung aber ist die Eroberung, welche die Reitze Cleopatra's an dem Heldenherzen des römischen Dictators machten, und die durch dieselben erreichte Wiedereinsetzung auf den Thron Ägyptens, von welchem sie gegen das Testament ihres Vaters

durch die Herrschsucht ihres Bruders, des jungen Ptolomäus, ausgeschlossen wurde. Mit der größten Genauigkeit sind die Nachrichten, die uns Plutarch, Appian und Suetonius über diese Geschichte mittheilen, benützt, und das ganze Ballet also ein reizendes und dennoch sehr getreues historisches Tableau. Auch die kleinern Ballets, die hier den Namen balli di mezzo carattere führen, haben ihren eigenthümlichen Werth, und wenn sie gleich nicht die Wirkung des großen heroischen Ballets hervorbringen, so gewähren sie doch durch ihre Lieblichkeit eine der angenehmsten Unterhaltungen, und erreichen, da sie immer die Vorstellung eines Abends beschließen, ihren Zweck, die Zuschauer vergnügt und heiter zu entlassen, vollkommen. Unter diesen Ballets haben wir Fremde vorzüglich den Allievo della natura in Protection genommen, ein Seitenstück zum bekannten Waldmädchen, wegen der Heiterkeit in seiner ganzen Erfindung, und der ungemein lieblichen Musik.

Theatralische Genüsse sind für jeden gebildeten Menschen Bedürfniß, und nur wenig Sterbliche werden gar keinen Sinn dafür haben. Aber in keinem Lande fühlt sich selbst der Fremde für diesen heitern Genuß der Sinne so sehr aufgelegt, als in

Italien. Unwillkührlich bemächtigt sich der Seele ein gewisser Schwung, der uns gleichsam zu Eingeweihten Thaliens macht. Ist es die fröhliche Stimmung des Landes und seiner Bewohner; ist es der italienische Himmel, unter dem uns alles Holde gleichsam noch schöner anlächelt? — aber irgend ein geheimer Talisman muß es seyn, der jeden in diesem Lande so unwiderstehlich zum Hause Thaliens hindrängt.

Eleonoratag.

Reise nach Pavia.

Eine der interessantesten Städte der Lombardie, nicht nur in Rücksicht ihres Alters und ihrer Geschichte, sondern auch ihres gelehrten Rufes wegen, ist das alte Pavia. Schon das Jahr 1525, welches die unglückliche Schlacht und Gefangennehmung des ritterlichsten Königes seiner Zeit bezeichnet, würde hinreichen, den Besuch Pavia's interessant zu machen, wäre es auch nicht der einst so berühmte Musensitz der Lombardie und die Vaterstadt der Volta, Fontana, Spalanzani u. s. w. gewesen.

Hart hinter der Porta del Ticino schließt sich die Straße an den Naviglio an, der an den Ticino führet, und den sie nahe bis Pavia nicht mehr verläßt. Fast in einer schnurgeraden Linie läuft die Straße auf der ununterbrochenen Ebene fort, die auf der Billardtafel der Lombardie (so wenigstens mag dieses Land von dem Simplon oder Bernhard besehen da liegen) durch keinen einzigen Hügel gebogen wird. Diese unaufhörliche Fläche und die eintönige Gestalt des Landes, das zwar einem Garten nicht nur an Fruchtbarkeit, sondern auch an äußerem Ansehen gleicht, machen die Reisen durch die Gegenden der Lombardie nicht zu den interessantesten. Flache Wiesen und Felder von Weiden- und Maulbeerbäumen umpflanzt, die jede Aussicht verhindern, und mit einer Laube von Weingehege rings umzäunt, in der Mitte aber von angefüllten Wassergräben durchschnitten, ziehen sich ohne Abwechslung und Unterbrechung fort, und man glaubt, wenn man auch bereits einige Stunden gefahren ist, immer noch auf der nämlichen Stelle zu seyn. Zwar mag der Überfluß des Wassers, welches den Reichthum des Landes ausmacht, und das durch dasselbe hervorgebrachte lebhafte Grün der Gegend zur Sommerszeit ein recht frisches

Ansehen geben; sahen wir doch selbst im Winter, mitten unter der dünnen Schneedecke, an vielen Stellen, die reichlich bewässert waren, ein so lebendiges Grün hervorstechen, als bey uns im Frühlinge; aber der gänzliche Mangel an Wäldern und Gebüschen, an schattigen Thälern und sonnbeglänzten Bergen mögen den Teutschen auch dann noch seine kühlen Haine, und den romantischen Anstrich seiner Heimath sehr vermissen lassen.

Die vielen Naviglio's, welche das Land nach allen Richtungen durchschneiden, und die ein ordentliches Gewebe von Wasseradern bilden, sind größten Theils außer der unendlich erleichterten Communication im Innern des Landes, die eigentliche Quelle der Fruchtbarkeit desselben. In dem größten Theile der Lombardie sind alle Wiesen zu bewässern, und oft gibt eine wohl bewässerte Wiese in Gegenden, wo das Wasser die gehörige Eigenschaft hat, eine fünfmalige Maht. Darum sagt' auch der Lombarde: „la nostra richezza è l'aqua."

In zwey Stunden gelangt man auf den vortrefflichen Straßen dieses Landes von Mayland nach Pavia; aber der äußere Anblick dieser Stadt ist wie bey den meisten mittleren italienischen Städten, keineswegs so heiter und einnehmend, wie es

die Landschaft und die Gemüthsstimmung seiner Einwohner erwarten lassen. Alle diese Städte tragen einen und den nämlichen Charakter an sich, und das ist der finstere kriegerische jenes Zeitalters, dem sie ihre Entstehung verdanken. In jenen Zeiten, wo das Schwert des Krieges beständig in der Wagschale der Gerechtigkeit lag, war es das erste Bedürfniß einer aufblühenden Stadt, sich durch Mauern und Gräben vor dem im Lande herumziehenden Schlachtgetümmel zu sichern, damit hinter ihnen der industriereiche Bürger ruhig seine Gewerbe zu treiben vermöchte, wenn außen die Kriegsscharen der verschiedenen kleinen Tyrannen gegen einander anstürmten, oder die raublustigen Compagnien der Condottieri sengend und plündernd durch das Land zogen. So sieht man denn noch heute um jede lombardische Stadt massive halbverfallene Thürme und Mauern, Basteyen und Gräben, und selbst das Innere der Stadt gleicht öfters durch das feste kriegerische Ansehen der steingebauten Palläste einer Sammlung von kleinen Festungen.

Pavia scheint dem Fremden eine traurige Stadt, besonders in der Jahrszeit, in welche unser Aufenthalt daselbst fiel; vielleicht trägt die lachende Umgebung auch zur Erheiterung des Innern

derselben in einer angenehmen Jahreszeit vieles bey; aber auch dann bleibt die gewisse Unreinlichkeit, die allen italienischen Städten eigen ist, und die antike Bauart voll Winkel und enger Gassen und halbvollendeter Kirchen und Palläste immer der Gegenstand widriger Empfindungen.

Das Merkwürdige dieser Stadt bezieht sich fast ausschließend auf ihren literarischen Charakter, als eine der berühmtesten Universitäten, die vorzüglich im medicinischen Fache in früheren Zeiten vielleicht die erste in Europa war. Heut zu Tage hat dieselbe zwar, und vorzüglich während der den Wissenschaften wenig günstigen französischen Regierung, von ihrem Glanze bedeutend verloren, und sie zählt gegenwärtig nur sechshundert Studierende, während sie in den Zeiten ihrer Blüthe 2 bis 3000 zählte; aber die mit ihr verbundenen Anstalten haben sich noch immer erhalten, und so trägt sie dann noch immer die Keime zu einem abermaligen Aufblühen in sich. Ein ziemlich vollständiges und wohlgeordnetes Naturaliencabinet, eine beträchtliche Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente, unter denen sich besonders die hydrostatischen Modelle auszeichnen — und vor allen ein seltenes anatomisches Theater, welches noch dazu den Vorzug

hat, daß die meisten Präparate natürliche sind, da sie in den meisten übrigen anatomischen Cabineten nur aus Wachspräparaten bestehen, — gehören der Universität, und rühren beynahe sämmtlich noch aus den hier allgemein so gesegneten und daher unvergeßlichen Zeiten Maria Theresiens her.

Die kurze Zeit unsers Aufenthaltes erlaubte es nicht Bekanntschaften mit den Professoren der Universität anzuknüpfen, um über ihre Talente irgend ein bestimmtes Urtheil fällen zu können; aber nach dem, was der Ruf sagt, und auch nach der Unterredung mit einigen derselben während unsers Besuches der Universität zu urtheilen, mögen viele von ihnen für ihren Platz vollkommen geeignet seyn. Freylich dürften heut zu Tage wohl wenige Nachfolger jener berühmten Ärzte an dieser Universität dociren, aber die Schuld davon fällt vielleicht größten Theils auf die gegenwärtigen für die Wissenschaften allenthalben so ungünstigen Zeitumstände. Wenigstens die Stimmung der Einwohner, auf welche die Gelehrten hier keinen unbedeutenden Einfluß zu haben scheinen, zeigte sich sehr günstig, und auch das persönliche Benehmen der Professoren, und die tiefe ungeheuchelte Achtung, welche sie für das Herz und den Verstand des Monarchen unmittelbar

nach dessen Besuche auf der Universität äußerten, scheinen die Hoffnungen, die man auf ihre Einwirkung auf die Bildung und den Geist ihrer Schüler setzt, zu bestätigen.

Man machte während unserer Anwesenheit in dieser Stadt wie natürlich die größten Vorkehrungen, um den Monarchen nach Würden zu empfangen. Dergleichen Tage eines unerwarteten Glanzes, und eines ganz ungewöhnlichen Lebens und Treibens sind für so einen Ort, der seinen Landesvater manchmal viele Decennien lang nicht sieht, immer der Gegenstand jahrelanger Erinnerungen. Und die kleinen Festivitäten und Ehrenbezeigungen können, wenn sie mit ungeheuchelter Zuneigung zu der Person, wegen der sie veranstaltet werden, und mit einer treuen Herzlichkeit verbunden sind, einen gewissen Anstrich von Rührung erhalten. Das war in Pavia gewiß der Fall. Trotz der Nichterfüllung eines ihrer sehnlichsten Wünsche, daß das Novaresische an Österreich fallen möchte, weil die meisten Güterbesitzer ihre Gründe dort liegen haben, und durch die sardinische Regierung ungemein gedrückt werden, hatte doch die Erinnerung an die vormalige glückliche Lage unter österreichischem Zepter, und die nachherige arge Mißhandlung von den Fran-

zosen, die im Jahre 1796 die Stadt sechs Stunden lang der Plünderung Preis gaben, und überdieß die Universität, welche wie natürlich das Herz von Pavia ist, auf alle mögliche Weise herabzubringen suchten, eine recht herzliche Anhänglichkeit an die österreichische Regierung unter den Einwohnern hervorgebracht, die sich dann auch bey allen Gelegenheiten auf das lauteste kund gab. Man feyerte die Anwesenheit der allerhöchsten Herrschaften mit einer dreytägigen Illumination, Theater paré, Cantate, Redoute und maskirten Corso, und mit Recht konnten die Pavesaner, welche noch nie aus den Mauern ihrer Stadt herausgekommen waren, sagen: sie haben an diesen Tagen alle Herrlichkeiten der Welt gesehen und genossen.

Innere Sehenswürdigkeiten schließt diese Stadt wenig ein. Einige ziemlich weitläufige Palläste des Adels, welche aber mit nicht sehr großem Aufwande eingerichtet sind; halb ausgebaute Kirchen, worunter der Dom viel hätte werden können, welche das Abnehmen des religiösen Eifers und der Baukräfte verrathen; ein durchaus von Stein gebautes, und darum finsteres Theater; halbverfallene Thürme und Basteyen, sind die einzigen sehenswürdi-

gen Gegenstände, die eine Wanderung durch Pavia darbiethet.

Die größte Merkwürdigkeit aber liegt einige Miglien weit entfernt, es ist die berühmte Certosa, ein Karthäuserkloster mit einer äußerst berühmten Kirche, und einem Lustschlosse der vormaligen Herzoge von Mayland, gebaut von Johann Galeaz Visconti, dem Gründer des Domes. Wer mit dem Begriffe eines Karthäuserklosters die Vorstellung der einsamen schauerlichen Gegend verbindet, in welcher diese Klöster gewöhnlich gelegen sind, findet sich hier sehr getäuscht, denn die Certosa von Pavia liegt in der flächsten, fruchtbarsten, und in einer bessern Jahreszeit wahrscheinlich auch heitersten Gegend. Darum kam mir auch die Idee, in dem flachen Lande der Lombardie eine Karthause, den Wohnort der strengsten Abgeschiedenheit von Allem Irdischen, eines schauerlichen Ernstes, und eines ewigen Schweigens zu gründen, ein wenig ungereimt vor.

Die Kirche dieses Klosters ist eine der reichsten in der Welt an kostbaren Gesteinen. Man erstaunet über die Verschwendung, mit welcher alle Altäre mit Agat, Porphir, Verde antico, Carniolen, Lapis lazuli, kurz mit allen seltenen Steinarten

ausgezieret sind, so, daß dieser kostbare Ornat heut zu Tage eine ganz ungeheure Summe kosten müßte. Alles ist in dieser Kirche kostbar und reich, aber größten Theils geschmacklos, wie es denn der Charakter der Zeit, in der sie erbaut wurde, mit sich brachte. Seltsam däuchte mir die Idee, daß man eben den Orden, welcher sich durch die strengste Verachtung und Abgeschiedenheit von allem Irdischen unter den Mönchsorden auszeichnete, zum Besitzer und Aufbewahrer solcher Schätze machte, und daß man dem ärmsten Orden die reichste Kirche erbaute.

Doch nicht allein an materielem Reichthum ist diese Kirche ausgezeichnet, sie besitzt auch nicht unbedeutende Kunstschätze. Herrliche Frescogemälde schimmern von allen Wänden her, von Meistern aus der lombardischen Schule, die, ungeachtet sie von der Zeit halb verwischt sind, dennoch von einem besonders lebhaften Colorit zeugen. Besonders interessant sind die vorzüglichen florentinischen Steinmusaiken, mit welchen die Altargestelle bekleidet sind, und die sich durch Schönheit und Zierlichkeit vor allen, die ich bisher sah, auszeichneten.

Nahe dem Hauptaltare steht das Grabmahl des Stifters des Klosters und seiner Kirche, Johann Galeazzo Visconti des ersten Herzogs von

Mayland. Ein Gefühl des Hasses entbrannte in meiner Brust, als ich vor dem steinernen Todtenbilde dieses mächtigsten und furchtbarsten der lombardischen Tyrannen des Mittelalters stand, und umherschaute auf das reiche Grabmal, das dieser Mensch über seiner Gruft aufthürmte, und durch das er sich gleichsam mit der ewigen Gerechtigkeit auszusöhnen meinte. Wenn so ein kühner und glücklicher Bösewicht sich über den Nacken seiner Mitbürger emporgeschwungen, und die Freyheit seines Vaterlandes zu seiner dienenden Magd herabgewürdigt hatte, und wenn er sein ganzes Leben hindurch recht viel erobert und zerstört, und recht viel Blut und Thränen fließen gemacht hatte: so baute er am Abend seines Lebens, wenn der knöcherne Schädel des Todes immer näher und furchtbarer auf ihn herabschaute, von den geraubten Schätzen irgend eine Kirche oder ein Kloster, und meinte, damit sich mit der Gottheit und der Nachwelt auszusöhnen. Schmählich! dacht ich mir da im Ingrimm meines Herzens, — wenn die ewige Seligkeit durch solch einen Bettel erkauft werden kann, dann ist der Diebstahl einer Million die größte Heldenthat, und jeder ist ein Thor, der kein Bösewicht ist.

So reich und kostbar diese Kirche ist, und so

weit verbreitet der Ruf ihrer Merkwürdigkeit, so muß ich dennoch gestehen, daß sie nicht jenes, ich möchte sagen, heilige Gefühl der Rührung und Andacht in mir erregte, mit dem mich so manche katholische Kirche in diesem Lande erfüllte. Waren es die bittern Gefühle über ihren Ursprung, als Sühnopfer für ein verruchtes Leben, und als ein Capital, das seine wucherischen Zinsen jenseits des Grabes abwerfen sollte — oder war es der überall recht eigentlich zur Schau getragene Reichthum, oder die geschmacklose Künstlichkeit des ganzen Baues — genug, ich betrachtete alle diese Herrlichkeiten mit den kältesten Gefühlen, und nicht einmal mit Erstaunen. Wären die Kostbarkeiten, welche diese Kirche einschließt, in einer Schatzkammer aufgehäuft gewesen — hätten sie irgend ein fürstliches Prunkgemach verziert, mag seyn, daß mir solch ein Reichthum vielleicht bewunderungswürdig vorgekommen wäre; aber eine Kirche, und noch dazu eine Karthäuserkirche, mit dieser eitlen Pracht auszuschmücken, wahrlich das schien mir ein Zeichen großer Verkehrtheit der Sinnesart zu seyn.

Eben so sehr fand ich mich in meiner Vorstellung von dem eigentlichen Kloster getäuscht. Zwar sind die Wohnungen der Karthäuser von einander

abgesondert, und jeder bewohnt sein eigenes Haus, aber die innere Einrichtung dieser Wohnungen zeigt wenig Spuren von freywilliger Armuth und Abtödtung der irdischen Begierden. Jeder Mönch hatte vier Zimmer und ein kleines Gärtchen, und die Zimmer selbst waren mit Tapeten ausgeschmückt, und mit allen Bequemlichkeiten versehen, so, daß sie immer ein recht behaglicher Aufenthalt seyn mochten. Zwar verbot die Strenge der Ordensgesetze jede Geselligkeit und jedes Zusammenleben der Ordensbrüder; und ein ewiges Schweigen sollte in diesen Mauern herrschen, vor dem jeder Laut der Freude verstummt, und das nur durch die Mahnung an den Tod, womit die Mönche einander begrüßten, unterbrochen wurde: — aber das heitere Aussehen des ganzen Klosters machte mich an einer gewissenhaften Beobachtung dieser strengen Gesetze stark zweifeln.

Das einzige, was mir bey der Einrichtung dieses Klosters sehr gefiel, war, daß die Wohnungen der Mönche rings um den Gottesacker des Klosters lagen, so zwar, daß sich jede Thüre gegen die Grabstätten der Entschlafenen öffnete. Diese Nachbarschaft des Lebens mit dem Tode mußte eine ewige furchtbare Mahnung an die Vergänglichkeit alles

Irdischen seyn, und mochte zur Erreichung des Zweckes dieses Ordens vielleicht wirksamer seyn, als alle vorgeschriebenen Abtödtungen und Bußübungen.

Rings um diese Karthause herum tobte vor zweyhundert und neun und achtzig Jahren einst die berühmte Schlacht von Pavia. Hier trafen die beyden mächtigsten Herrscher ihres Jahrhunderts, der gewaltige Carl V. und der ritterliche Franz, blutig und zerschmetternd zusammen, und die deutschen und französischen Kriegesscharen stürmten tapfer und muthig gegen einander, die seit dem den nämlichen Boden so oft mit ihrem Blute tränkten. Hier verrieth das trügerische Kriegsglück den tapfern Frankenkönig, und er fiel ritterlich kämpfend in die Hände seines Nebenbuhlers. Hier glänzten endlich die Heldenthaten des Ritters ohne Furcht und Tadel, dieser schönsten Blume der Chevalerie, der bis in die spätesten Zeiten ein Vorbild echter Mannestugend bleiben wird. Aber von der grimmigen Zerstörung, die einst auf diesem Boden wüthete, trifft man heut zu Tage keine Spuren mehr. Reife Ernten wallen auf den Gräbern der erschlagenen Krieger, und die Rebe und der Maulbeerbaum schlagen ihre Wurzeln in die vermorschten Todtenschädel; und der Nachkomme sammelt froh und freudig ihre Früch-

te, uneingedenk der Lage von Todtenknochen, auf der sein Fuß steht.

Friedrichstag.

Anstalten für Künste und Wissenschaften.

Daß in dem Lande, welches einst die Wiederherstellerinn der Künste und Wissenschaften in Europa war, und in dessen Bewohner schon von der Hand der Natur ein offener Sinn für alles Schöne gelegt ist, auch gegenwärtig noch eine große Neigung für Künste und Wissenschaften wohne, beweisen die häufigen und zum Theil sehr zweckmäßigen öffentlichen Anstalten zum Behufe dieses Hauptzweiges der menschlichen Cultur. Wenn auch jener Schimmer fast ganz erloschen ist, der einst in dem schönen Zeitalter des 16. und 17. Jahrhunderts von Italien ausging, und dessen Strahlen als eine schöne Morgenröthe bis in die fernsten Winkel unsers Welttheiles drangen, so haben Natur und Vergangenheit zu viele Keime in dieses Land gelegt, als daß die wohlthätigen Pflanzungen der Kunst jemals ganz verdorren und ersterben könnten; jene, da sie das Gemüth des Südländers für die Gefühle des

Schönen und Reitzenden so empfänglich machte, in ihm einen thätigen Bildungstrieb und einen offenen und beweglichen Sinn schuf, einen heitern und warmen Himmel über ihm wölbte, und das Land ringsum mit aller Pracht ausschmückte; diese, da sie die Meisterwerke des Alterthums, um sie in den zerstörenden Umwälzungen der Zeit zu erhalten und zu retten, in den Schooß der Erde verbarg, und nach einem Jahrtausend erst wieder als Regel und Modell für die junge aufblühende Kunst aus ihren Gräbern auferstehen ließ.

So ist dieses Land von der Natur zum Vaterlande der Musen bestimmt, und unter seinem milden Himmel scheint ja alles Schöne leicht gedeihen zu müssen, wenn nur eine geringe Pflege der Menschenhand hinzutritt. Diese Pflege der herrlichen Pflanze wird heut zu Tage zwar nicht mehr mit jener zarten Sorgfalt betrieben, welche sie in frühern Jahrhunderten zu einer so herrlichen Blüthe gebracht hat, aber doch findet sie in dem offenen Sinne und in jener dem Italiener angebornen Neigung für schöne Kunst leicht einen Zufluchtsort gegen die winterlichen Stürme der Gegenwart. Die Regierungen selbst, diesen Charakter des Volkes nicht verkennend, haben viele Anstalten zur Cultur

der schönen Künste gegründet, und Italien besitzt gegenwärtig einen größern Reichthum an Akademien, Conservatorien, Kunstschulen und andern Institu-ten zur Aufmunterung der Künste und Wissenschaf-ten, als vielleicht irgend ein anderes Land. Freylich erzeugen heut zu Tage diese Treibhäuser des Schö-nen nur karge Blüthen; allein genug ist es, wenn sie in der frostigen Jahreszeit die zarte Pflanze er-retten und bewahren, auf daß sie, wenn einst eine mildere Sonne aufgeht, nicht erstarrt sey, sondern sich neu entfalte und Blüthen trage.

Daß die vormalige Hauptstadt des Königreichs Italien eine große Anzahl solcher Anstalten besitze, läßt sich von dem Geiste des Landes, und wohl auch von der Einsicht oder Eitelkeit der Regierungen, zu deren Glanze ohnehin die Musen am meisten beytragen, erwarten. Die hiesige Akademie der bil-denden Künste in Brera ist eine Anstalt von be-deutendem Umfange, und von einer sehr zweckmä-ßigen Einrichtung. Sie besitzt eine zahlreiche und sehr vortheilhaft aufgestellte Bildergallerie, die be-sonders an Gemälden aus der lombardischen Schu-le reich ist. Viele ungemein liebliche Luino, ei-nige vortreffliche Da Vinci, Guido's Meister-stück, der heil. Hieronymus, ein Gemälde

von ungemeinem Werthe, und ein Raphael von seiner frühern Manier, erregen ein hohes Interesse. Vorzüglich ist das schöne Gebäude dieser Akademie (das ehemalige Jesuitenkloster), und die vortreffliche Aufstellung der Gemälde ein Muster für alle dergleichen Anstalten, und erhöht den Eindruck, welchen die darin aufbewahrten Kunstschätze machen. An die Bildergallerie (Pinacoteca) schließt sich eine zahlreiche Bibliothek und eine schöne Sammlung von Abgüssen aller berühmten Antiken an, welche in einer langen Reihe von Sälen aufgestellet sind. Die Abgüsse stehen zwar an Reinheit und Güte, meiner Meinung nach, hinter jenen der Akademie von Venedig, aber übertreffen sie an Reichthum. In den letzten Sälen endlich sind die Erzeugnisse der Zöglinge und Künstler der Akademie aufgestellt, welche jedoch, wenigstens nach der letzten Aufstellung zu urtheilen, nicht von sehr vielen Hoffnungen sind.

Die Einrichtung der Akademie selbst ist übrigens die gewöhnliche aller solchen Anstalten. Sie hat einen sehr schätzbaren Präsidenten, einen Secretär und einige Adjuncten, ferner ihre Pensionärs in Rom, ihre jährlichen Preisaustheilungen und Kunstausstellungen u. s. w., und es ist nur

zu wünschen, daß eine größere Ruhe der politischen Angelegenheiten auch ihren Wirkungskreis vermehre und erweitere.

Eine zweyte öffentliche Anstalt für die Wissenschaften ist die berühmte Ambrosianische Bibliothek vom Cardinal Borromäus gestiftet. Sie ist 40,000 Bände stark, und besitzt 15,000 Handschriften. Unter den besondern Seltenheiten dieser Bibliothek bemerkt man einen Flavius Josephus nach Rufini's Übersetzung auf ägyptischen Baumrinden, der ein Alter von eilfhundert Jahren haben mag; sodann einen Folianten mit Originalbriefen von Bajazeth an die Päpste Innocenz und Alexander. Die mit der Bibliothek verbundene Gallerie verdiente des vorzüglichen Werthes einiger Gemälde wegen eine sorgsamere Aufbewahrung und ein angemessenes Locale. Äußerst widrig ist der Eindruck, den die Unordnung, in welcher alle Stücke ohne Auswahl unter einander aufgestellt sind, und vor allen die kindische, äußerst widersinnige und recht mönchische Verdeckung der Nuditäten bey den antiken Statuen und Gypsabdrücken, auf den Hereintretenden macht.

Unter den sich allda befindlichen Gemälden sind einige Stücke von großem Werthe. Raphaels

Karton der Schule von Athen, Breugels Elemente, einige Madonnen von Anibal Carracci, Rubens und Schiatone. Einige Stücke von Leonardo da Vinci, und Andrea del Sarto u. s. w., aber alle diese Gemälde gleichen rücksichtlich der Verwüstung, die über sie ging, und der geringen Sorgfalt, die man auf ihre Erhaltung verwendet, vollkommen jenen in den Kirchen von Venedig.

Das Merkwürdigste in der Ambrosianischen Bibliothek ist die Sammlung alter Codices, welche in unsern Zeiten durch den Forschungsgeist und die unermüdete Thätigkeit des jetzigen Bibliothekars Majus eine wahre Fundgrube solcher classischer Schriften der Römer und Griechen geworden sind, die früher entweder gar nicht bekannt waren, oder nur in geringen Bruchstücken existirten. Diese Codices rühren zwar in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Zeitalter der Barbarey her, aber eben die Unwissenheit der Mönche, welche diese Bücher mit ihrem kostbaren Inhalte als Materiale gebrauchten, und auf die Zwischenräume der bereits beschriebenen Pergamentblätter ihren scholastischen Unsinn schrieben, hat uns auf diese Art wider ihren Willen in dem ursprünglichen Inhalte dieser Codices bedeutende li-

terarische Schätze erhalten, die ohne diesen Umstand in der Barbarey der Zeit wahrscheinlich auch zu Grunde gegangen wären. So lagen diese Codices wegen der Gehaltlosigkeit ihres zweyten Inhaltes von keinem Menschen geachtet und gelesen, und niemand ahnete, welche Schätze sie enthalten konnten. Erst der jetzige Bibliothekar entdeckte in einem derselben den ursprünglichen Inhalt, und hat auch bereits mit einer unsäglichen Mühe einen bisher noch ganz unbekannten Classiker ans Licht gefördert. Ich habe diese Codices selbst gesehen, und muß gestehen, daß es mir platterdings ganz unbegreiflich ist, wie man unter den verworrenen Zügen des doppelten Inhalts sich der verlöschten des frühern so bemächtigen könne, um ein ganzes Werk daraus zu schaffen. Das ist aber kein Zweifel, daß auf diese Art manches bisher ganz unbekannte Product der Literatur der alten Welt aufgefunden, und manches interessante Bruchstück ergänzt werden könne.

Eine sehr interessante und sehenswürdige Anstalt für die schönen Künste ist ferner in Mayland die Musaikschule des Raffaelli. Derselbe wurde unter der vorigen Regierung von Rom nach Mayland berufen, um das in der Capelle della Madonna delle grazie befindliche berühmte Abendmahl

Leonarda da Vinci's, das durch den Vandalismus der Zeit ganz unbeschreiblich gelitten hat, und bereits seinem gänzlichen Untergange nahe ist, in Musaik zu setzen; und zugleich auch seine Kunstgeheimnisse gegen gewisse Bedingungen einer Commission der hiesigen Akademie der schönen Künste mitzutheilen, und einige Zöglinge zu bilden. Die Arbeit, welche vor vier Jahren angefangen wurde, ist bereits vollendet, und es mangelt nur noch die vollkommene Politur des Musaikgemäldes. Die Stiften bestehen aus einer Schmalte von Glase, und in der Schmelzung dieser unendlich mannigfaltigen Farbenstifte besteht das eigentliche Arcanum Raffaellis. Diese Stiften von verschiedener Größe werden in eine Paste von Marmorstaub und Gyps oder Thon, welcher mit Öhl angemacht wird, und sich zu einer ungemeinen Festigkeit verhärtet, eingedrückt, und wenn die Paste gehörig getrocknet und verhärtet ist, polirt. Unglaublich ist die Feinheit und Schönheit solcher Musaikgemälde, die man in einer Entfernung von wenigen Schritten schon nicht mehr von Gemälden des Pinsels unterscheiden kann, und sie haben den ungeheuren Werth, daß sie gleichsam unverwüstlich sind, und daß weder Staub, noch Feuchtigkeit und Reibung, noch das allmähliche Verlöschen

der Farben ihnen Schaden zuzufügen vermag. Die Copie von Leonardo's Abendmahl ist wirklich ein ungeheures Werk, und vielleicht das größte, was neuerer Zeit in dieser Art gearbeitet wurde. Dieselbe wurde nach einer Zeichnung des Originals von Bossi mit ungemeiner Genauigkeit, und in der vollkommenen Größe des Originals, das, wie bekannt, die ganze hintere Wand des Refectoriums einnimmt, verfertigt, und es schien mir unbegreiflich, wie man durch bloße Zusammensetzung von Stiften eine so täuschende Ähnlichkeit in den Physiognomien des Musaikgemäldes mit jenen des Originals hervorbringen konnte. Raffaelli besitzt überdieß noch ein sehr reiches Waarenlager von Verkaufsstücken, und eine Sammlung von Tafelaufsätzen, Kaminstücken und andern Zimmerverzierungen, die mit der schönsten Musaik und mit den seltensten und kostbarsten Steinarten ausgeschmückt sind.

Eine sehr merkwürdige wissenschaftliche Anstalt ist auch die hiesige Sternwarte, schon wegen ihres durch ganz Europa allgemein verbreiteten Rufes, der ihr den nächsten Platz nach der Greenwicher Sternwarte, und folglich den zweyten in Europa einräumt. Der Astronom und Director derselben, Abbate Cesaris, ein Mann voll Kenntnisse

und inniger Vertrautheit mit seiner Wissenschaft, und, wie es bey Männern von Gehalt jederzeit der Fall ist, voll anspruchloser Bescheidenheit, war so gefällig, mich selbst im Observatorium herumzuführen, und mir alle Instrumente zu zeigen und zu erklären. Außer den englischen Sternwarten werden wenige in Europa seyn, die einen solchen Reichthum an kostbaren Instrumenten besitzen, wie die in Mayland, welche durchaus mit allem Nöthigen, theils aus London selbst, theils aus der Fabrik unsers Reichenbach versehen ist. Ein eigener Enthusiasmus für diese höchste und edelste aller Wissenschaften erfüllte mich, als ich so an der Seite dieses stillen, freundlichen, und von keiner Leidenschaft beherrschten Mannes, voll Einsicht und tiefer Kenntnisse durch die lichten Gemächer der Sternwarte, voll Mauerquadranten und Teleskope einherging, und er mich durchblicken hieß durch das Sternrohr in die flammende Sonnenscheibe, die jetzt eben vier Sonnenflecke vorwies; und als er mir erzählte, wie alle Stürme und Schlachten, und Regierungsveränderungen unserer Zeit nicht hinaufreichten bis zu seinem stillen Gemache, sondern wie er fortgerechnet, und zu dem nächtlichen Himmel hinaufgeblickt habe, als blühe der nämliche unver-

gängliche Friede unten auf der Erde, wie oben im Gefilde der Sterne. Wahrlich, dacht' ich mir da, wenn eine Wissenschaft den Menschen hier auf Erden zugleich heilig und selig zu machen vermag, so ist's die Sternkunde allein.

Er führte mich endlich noch hinauf auf das platte Dach des Observatoriums, damit ich den weiten Horizont der Sternwarte überblicken konnte. Wahrlich, diese herrliche Aussicht von dort oben werde ich nicht bald wieder genießen. Wie dunkle Gürtel, die in der Ferne immer weißer und lichter wurden, lagen die Gebirge rings um die weite Ebene der Lombardey herum, von den friaulischen Bergen angefangen, bis wo die Apenninen sich in's Weltmeer hineinsenken. Er nannte mir die fernsten und höchsten Bergesspitzen, den Simplon und Bernhard und das Schreckhorn, und die verschlungenen savoyischen Riesen bis an den Mont-Cenis. Was hätt' ich darum gegeben, von dieser Stelle aus die ewige Sternennacht aufgehen zu sehen, und durch die ungeheuren Maschinen, mit denen der Menschengeist die fernsten Sonnen nahe vor sein forschendes Auge herabzaubert, einen einzigen Blick in den blassen Vollmond mit seinen Gebirgen und Meeren und ausgebrannten Vulkanen werfen zu

können, von dem unten eine so furchtbare Schrödersche Karte hing.

Noch besitzt Mayland viele andere, zum Theil sehr merkwürdige öffentliche Anstalten, zu deren Besuch mir jedoch theils Zeit und Gelegenheit, theils auch Interesse mangelte. Das ist gewiß, daß die französische Regierung, wiewohl sie in anderer Hinsicht das Land erschöpfte und zurückbrachte, dennoch in Hinsicht der öffentlichen Anstalten sehr viel Gutes gegründet und zurückgelassen hat, und es ist zu wünschen und zu hoffen, daß das einmal Bestehende auch in seinem vollkommenen Gange erhalten werde.

Fastnachtstag.

Carnevalsbelustigungen der Mayländer.

Der individuelle Charakter und die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Nationen und Länder zeigen sich oft nirgends mehr, als in ihren Belustigungen und fröhlichen Festen, vorzüglich in der Zeit, welche durch die gesammte Christenheit für die besondern Ausbrüche des Frohsinns bestimmt ist. Darum ist der Fasching für den Reisenden eine sehr interessante Zeit, die zur Kenntniß und Beurthei-

lung des Nationalcharakters und der Eigenheiten irgend eines Volkes nicht selten wichtige Beyträge liefert. Vorzüglich ist dieses in Italien der Fall, wo die alten Saturnalien noch in einzelnen Bruchstücken fortzuleben scheinen, und wo der Ernst der christlichen Welt noch nicht alle Überbleibsel der alten heidnischen Fröhlichkeit auszurotten im Stande war.

Rom und Neapel sollen in dieser Hinsicht sich unter allen Städten Europa's auszeichnen, und besonders das erstere in der letzten Zeit des Carnevals ein äußerst interessantes Schauspiel darbiethen. Aber auch jede andere Stadt Italiens hat zu dieser Zeit eine große Verschiedenheit von den Städten der übrigen Länder, und biethet manche fremde und anziehende Erscheinung dar. Vor allen Mayland und Venedig als ehemalige Hauptstädte und Wohnsitze der Wohlhabenheit und eines fröhlichen Geistes. Da ich den Carneval bloß in Mayland zubrachte, so können sich meine Erfahrungen wohl nicht auf die übrigen Städte beziehen, aber in so ferne diese Belustigungen im Grunde alle Resultate des nämlichen Nationalcharakters sind, so dürften sie trotz den zufälligen Verschiedenheiten das Gepräge der Verwandtschaft und der Ähnlichkeit an sich tragen.

In Mayland herrscht nur in den letzten Ta-

gen des Carnevals das eigentliche südliche Leben; in der übrigen Zeit desselben geht es jetzt im Grunde eben so gesetzt her, wie in unserem Vaterlande, und nur der Abend ist in den verschiedenen Theatern dem Tanze geweiht. Aber eben dieser Umstand, daß für die Bälle keine eigenen Säle existiren, sondern daß das Schauspielhaus an dem nämlichen Abend zur Oper und zum Tanzsaale dienen muß, ist schon einmal eine Sonderbarkeit dieses Landes, die den Fremden anfangs nicht wenig frappirt, der es nicht begreifen kann, wie eine so schnelle Metamorphose bewerkstelliget wird. Aber man braucht nur ein Mal von der Geschicklichkeit und Behendigkeit, womit man diese Umstaltung zu Stande bringet, Augenzeuge gewesen zu seyn, um die Sache sehr begreiflich und erklärlich zu finden. Während des letzten Actes der Oper oder des Schlußballets wird mit dem Illuminiren angefangen, weil der Italiener bey allen seinen Festen eine reiche Beleuchtung liebt; und diese Anzündung wird besonders in dem Theater della Scala auf eine wirklich bewunderungswürdige Weise vollbracht. Auf einer Leiter, die bis an die oberste Gallerie reicht, und die also die Höhe von 4 Stockwerken hat, steht am obern Ende der Anzünder, und schiebt dieselbe, welche

unten von einem einzelnen Menschen auf eine mir ganz unbegreifliche Weise gehalten und fortgetragen wird, von einem Wandleuchter zum andern, und auf diese Weise den ganzen Halbzirkel der Gallerien herum. Wenn man diese Manipulation das erste Mal sieht, so kann man sich des schauderhaften Gedankens, daß der obenstehende Mensch, der sich nur mit einem Fuße in die Leiter einsenkt, jeden Augenblick herabstürzen, oder daß der, welcher die Leiter trägt, mit derselben aus dem Gleichgewichte kommen, und sie auf diese Weise nothwendig umstürzen werde, nicht erwehren.

So wie die Oper geendigt ist, werden die Zuschauer aus der Platea entfernt, und die Bänke zum Theil hinausgeschafft, zum Theil mit reinen Überzügen bekleidet, und an den Wänden in zwey Reihen herumgestellt. Das Proscenium, als ein geschmackvoller Saal decorirt, wird sodann durch zwey Stiegen mit der Platea in Verbindung gesetzt, mit Lustern und Wandleuchtern versehen, und auf diese Weise mit dem Parterre zu einem Saale verbunden. Alle diese Verrichtungen werden mit einer ungemeinen Fertigkeit gemacht, und die ganze Metamorphose währte in dem großen Theater der Scala nie über eine Stunde. Während dieses Zwischen-

raumes zwischen Oper und Redoute pflegt der Adel in den Logen zu soupiren und ein starker Speisengeruch verbreitet sich im ganzen Theater, oder man begibt sich in die Säle des Ridotto, um sich dort zu unterhalten.

Sobald der Tanzsaal vollkommen hergerichtet ist, wird durch einen dreymaligen Trompetenstoß das Zeichen zum Anfange des Balls gegeben, und zu gleicher Zeit die Thüren geöffnet, worauf sich der Saal in kurzer Zeit mit Masken und Ballgästen füllet. Getanzt wird in solchen Redouten größten Theils wegen dem Gedränge und dem Mangel an Raum wenig, und nur von gemeinen Menschen, die sich entweder mit ihrem Nationaltanze, der Manferina, oder mit unsern teutschen Walzern belustigen. In der Scala besteht zum Unterschiede von den übrigen Theatern die Gewohnheit, daß niemand ohne Maske oder einen seidenen Mantel, welchen man jedoch allenfalls auch im Theatergebäude für einige Lire miethen kann, eintreten darf; eine Einführung, die theils in dem Vorzuge und der Anständigkeit des Ortes, theils in der Absicht, die niedrigen Volksclassen durch diese Auslage zurückzuhalten, ihren Grund hat.

Das Vergnügen dieser Bälle besteht also eigent-

lich in dem Herumtreiben, im Gewühle, und in dem Necken und Geneckwerden der Masken. Wer eine Loge besitzt, sieht von oben herab auf das herumtobende Gedränge, und empfängt darin auch Besuche von Masken, welche jedoch nach einer neuern Polizeyverordnung, zur Vermeidung aller Gefahr, von einem Bekannten des Hauses eingeführt werden müssen. Bey vollen Redouten, wie zum Beyspiel in den letzten Tagen des Carnevals, hat dieses ruhige Besehen des Gewühles einen eignen Reitz, und man flüchtet sich, wenn man sich einige Zeit unten herumgetrieben hat, gerne wieder hinauf zum sichern Zufluchtsort. Die Musik dauert bey diesen Bällen ununterbrochen fort, da das Orchester, welches seinen gewöhnlichen Platz im Theater einnimmt, sich in zwey Parteyen abtheilt, wovon eine immer abwechselnd musicirt und ausruht.

Die Masken selbst finden sich größten Theils in sehr reichlicher Anzahl ein. Besonders die Frauenzimmer biethen eine große Mannigfaltigkeit dar, da sie nicht wie die Männer, wenigstens die der gebildeten Stände, fast durchgängig in schwarzen Domino's erscheinen. Aber um das eigentliche Vergnügen der Maskirung genießen zu können, muß man entweder ein Eingeborner seyn, oder ausgebreitete

Bekanntschaften haben, und vor allem des schwer verständlichen mayländischen Dialekts vollkommen mächtig seyn: dann aber wird man eine solche Ballnacht, bey der hiesigen bedeutenden Maskenfreyheit, die sogar manche wirkliche Unartigkeit nachsieht, wenigstens nach dem Sinne der meisten Menschen, nicht ohne großes Vergnügen durchbringen.

Auffallend ist für den Fremden die Vorliebe der Italiener für garstige Larven, die an Häßlichkeit gewiß den Masken der Alten wenig nachgeben. Alle möglichen Verdrehungen und Verunstaltungen des Gesichts, und vorzüglich des Mundes und der Nase, ja nicht selten häßliche Thierfratzen werden mit vieler Sorgfalt nachgebildet, und oft von den zierlichsten Masken gewählt. Ehe man sich an diese Bizarrerie gewöhnt, ist einem der Anblick aller dieser scheußlichen Gesichter äußerst widrig und unerträglich, und man wünscht sich tausendmal unter die natürlichen, und oft recht schönen Wachsgesichter der teutschen Maskenbälle zurück. Eigentliche Charaktermasken und Maskenallegorien habe ich außer denen vom Adel, die sich dem Kaiser und der Kaiserinn präsentirten, und die durch Zierlichkeit und Reichthum sehr interessant waren, nicht gesehen. Am gewöhnlichsten ist bey Männern von ge-

meinen Ständen eine gewisse Bauernmaske mit einer gefärbten Jacke und weißen Strümpfen, und einem großen dreyeckigen und wohlverbrämten Hute, die gewöhnlich eine blecherne Pfeife führet, welche einen feinen durchdringenden Ton hat, womit man die Musik in einzelnen Tönen accompagnirt.

Auf diese Weise feyert der Italiener seine Ballfeste; aber außer ihnen hat er noch eine besondere Art von Carnevalsbelustigungen, und die besteht in den Maskenzügen bey hellem Tage auf allen Gassen und Straßen; und diese Art der Belustigungen ist eigentlich nationel und erinnert jeden Fremden daran, daß er sich in Italien befindet. Der Teutsche, der gewohnt ist, den Ausbruch dieser fröhlichen Narrheit nur Nachts in hellbeleuchteten Tanzsälen zu treffen, verwundert sich nicht wenig, wenn er oft unvermuthet auf offenem Markte einem solchen Schwarme von Masken begegnet, der lärmend und schreyend durch die Straßen zieht. In den vorigen Zeiten war die Wuth für solche Aufzüge bey dem gemeinen Volke durch ganz Italien noch bey weitem größer als heut zu Tage, wo der allgemeine Drang der Zeit jeden Ausbruch der Fröhlichkeit bedeutend herabgestimmt hat; und die Maskerade auf der Gasse,

die sonst durch den ganzen Carneval währte, beschränkt sich heute nur auf eine geringe Anzahl von Masken, und auf die drey letzten Tage desselben.

Aber wenn in den übrigen Städten der Christenheit das Reich des Saturnus umgestürzt ist, und wenn sich außer Mayland alles bereits einäschern ließ, dann fängt hier erst das rechte lustige Leben an. Denn unter allen Diöcesen der Christenheit dauert hier der Fasching allein um drey Tage länger, und endigt, anstatt wie sonst überall am Aschermittwoche, erst am ersten Sonntage in der Fasten; eine Wirkung der Ambrosianischen Lithurgie, die man aus Achtung gegen diesen Schutzheiligen Maylands in dieser Stadt noch immer beybehalten hat. Diese Schalttage des Faschings nun werden mit rechtem Eifer gefeyert, und alle Fremden aus den umliegenden Gegenden finden sich da ein, um noch drey Tage länger närrisch seyn zu dürfen. Dann beginnen die maskirten Corso, und das Bewerfen mit Confect und Gypskügelchen, das eine besondere Eigenheit dieser Stadt ist. Die Masken fahren auf dem Corso, welcher an diesen Tagen wegen der schon meisten Theils eingetretenen lauern Witterung ungemein belebt ist, auf und ab, und haben ganze Säcke voll kleiner weißen Gypskügelchen, in der

Größe einer Erbse, vor sich, und schleudern sie mit elastischen Löffeln mit besonderer Geschicklichkeit auf ihre Bekannten, und auf alles, was ihnen in den Weg kömmt, und darin besteht der Hauptspaß des Corso. Wer dann so eine Ladung bekömmt, was sich viele als einen Beweis ihrer mannigfaltigen Bekanntschaften zur Ehre anrechnen, der kommt ganz weiß nach Hause, da jedes dieser Kügelchen seinen weißen Fleck zurückläßt — sonst aber keinen Schaden zufügt, außer, wenn es zufällig ins Auge träfe, wo es einen augenblicklichen Schmerz verursachen würde; deßwegeu trägt man auch eigene Fächer mit gläsernen Augenhöhlen.

Diese Corso fangen um Mittag an, und dauern bis zur Abenddämmerung, und oft trifft man an tausend Wagen, die in einer Reihe dahin fahren, und die eine solche Menge von Gypskügelchen auswerfen, daß die Straße oft noch viele Tage nachher ganz weiß ist. Mit hereinbrechender Nacht eilet man in die Oper, die an diesen Tagen um eine halbe Stunde früher anfängt, und die selbst an dem sonst zum Riposo bestimmten Freytage spielt. So weit geht die Carnevalswuth bey den Mayländern, daß am letzten Sonnabend, wo gewöhnlich die Oper aufhört, in frühern Zeiten drey Acte Oper, und

drey Ballets gegeben wurden, und nach ihnen erst der maskirte Ball anfing, der um neun Uhr am Sonntagmorgen aufhörte, wo man nicht selten maskirt in die Kirche ging, um sich einäschern zu lassen.

Die Fröhlichkeit der Nation zeigt sich bey diesen Carnevalsbelustigungen gemeiniglich im höchsten Grade, und es scheint oft, als wenn der Italiener an diesen Tagen alle Sorgen und Geschäfte bey Seite legte, um dem Vergnügen allein zu leben. Sein natürliches Feuer theilet daher auch seinen Belustigungen und Festen ein eigenes erhöhtes Leben mit; und ungeachtet der lebhaften und leidenschaftlichen Gemüthsart des Italieners, trifft man selbst bey den Festen der untersten Volksclasse eine unerwartete Ruhe und Anständigkeit, die die verschiedenen thierischen Bedürfnisse, welche der gemeine Mann bey solchen Gelegenheiten an den Tag zu legen pflegt, wenigstens nicht auf eine offenbar beleidigende Art befriedigt. Die Ursache davon mag zum Theil auch in dem angebornen Abscheu des Italieners vor dem Laster der Trunkenheit liegen, die vorzüglich die Ausbrüche der Brutalität erzeugt. Die gemüthliche Fröhlichkeit, die bey solchen Vergnügungen herrschet, reißt trotz der mannigfaltigen und manchmal wohl auch abstoßenden Verschiedenheiten

von den Festen anderer Völker auch den Fremden unwillkürlich hin, und die heitern Ausbrüche des Frohsinns, der ein ganzes Volk um uns beherrschet, erregen auch in ihm ähnliche Gefühle. Aber dieß gehört ja auch unter die vielen Ähnlichkeiten, die Italien mit dem heitern Griechenlande gemein hat, in welchem ja auch einst ein fröhliches Fest, oder ein Schauspiel, oder feyerliche Spiele eine Nationalangelegenheit waren, deren Genusse und Feyer sich jeder ohne Ausnahme gerne und ganz hingab.

Anselmustag.

Abschied von Mayland.

So muß ich also Abschied nehmen von dem heitern Mayland, und allem was seine Mauern umschließen und beherbergen, und alle die traurigen Empfindungen theilen, die die Trennung von werthen Orten und Menschen in uns allen erweckt. Schon so oft in meinem Leben habe ich Abschied genommen, daß ich wahrlich glauben sollte, ich wäre an alle Trennung schon recht gewohnt. Aber woher kommt es, daß mir der Abschied von Menschen immer leichter ward, als von Orten? — Freylich

durchziehen die Menschen gleich Pilgrimmen die ganze Erde, und wie oft treffen sich die Freunde in fremden Gegenden recht unvermuthet wieder, und diese Hoffnung tröstet den Scheidenden; aber das Land, wo du glückliche Tage verlebt hast, bleibt, wenn du dich von ihm wendest, fest und unbeweglich mit allen theuern Erinnerungen weit hinter dir, und wenn dich das Schicksal vielleicht einst wieder hinführt, wie vieles kann dann anders geworden seyn.

Ich nehme mit sonderbaren Gefühlen Abschied von Mayland! Ach ich werde die schönen Tage, die ich in seinen Mauern verlebte, lange nicht vergessen, und sie werden stets wie ein heller Punct in dem Gebiethe meiner Erinnerungen daliegen. Mir ist, als kehrten die entflohenen Stunden zurück, und trügen alle kleinen Freuden und frohen Augenblicke noch einmal vor meinen Blicken vorüber, um dann mit ihnen auf ewig zu entfliehen, uud in mir nichts zurückzulassen, als das wehmüthige Gefühl, daß sie dahin sind. Mir ist als drängten sich die leblosen Zeugen meines Lebens, die Gegenstände, die mich umgeben, noch einmal recht nahe an mein Herz, und ich nehme recht schweren Abschied von ihnen. Von dem stolzen Marmordome, der in diesem Augenblicke hellbeglänzt vom Strahle der Morgensonne

vor mir dasteht, und den ich mit sinnendem Blicke so oft betrachtete, bis zu den Papiertapeten meines Zimmers mit ihren Otaheitischen Landschaften und Figuren, ist mir alles zu theuer, und gleichsam ein Eigenthum meines Lebens geworden, von dem ich mich nur mit schmerzlichen Gefühlen losreiße.

Wo werd' ich dieß alles wieder finden? — Wo die heitern Wintertage mit ihren fröhlichen Wanderungen durch die Stadt und ihre Umgebungen? — Wo den lauten Markt mit seinen Musikanten und Pulcinellen, und mit den Goldorangen und Putzwaaren? Wo den Menschengefüllten Corso mit seinem fröhlichen Gewühle, und das schöne Theater mit seinen frohen Abenden und mit seinen Tönen und Tänzen, oder die Mitternächte, die uns unter heitern Gesprächen vorüberschwebten.

Und heute muß ich Abschied nehmen von allen diesem, und das ist's was mich weich macht! — Nicht daß ich das Vergnügen schwer entbehrte, das ich hier genoß; nein! — aber daß ich mich losreißen muß aus den Umgebungen, in denen ich mich so heimisch und glücklich gefühlt, und von allen den Gegenständen, die gleichsam Bekannte und Vertraute meines Lebens geworden, das ist's, was mir schwer fällt. Nicht die großen Vergnügungen und

Genüsse sind es, die den bessern Menschen mit Allgewalt fesseln, sondern die kleinen Freuden und Interessen, die unscheinbaren Veilchen und Mayenglöckchen sind's, von denen er sich nur unter schmerzlichen Gefühlen losreißt. Wenn das raubende Geschick manchmal mit eiserner Hand nach dem Glücke eines ganzen Lebens greift, so steht oft in der Menschenbrust ein heroischer Wille auf, der edel und stolz zu dem Zufalle spricht: nimm es hin, ich will das Leben auch ohne ihm ertragen; — und dann überwindet das hohe Selbstgefühl die Pein des Schmerzes, und wir stehen stark und erhaben mitten unter den Ruinen unserer Hoffnungen. — Aber wenn das Geschick eine Blume nach der andern aus unserm Leben reißt, und eine Farbe nach der andern in dem Gemälde unserer Tage erlöscht und abstirbt, bis es am Ende kahl und grau ohne Blüthe und Farbe vor uns liegt, da ergreift den Menschen ein finsterer Unmuth und er fühlt sich elend. Darum werden große Verluste gemeiniglich mit größerer Seelenstärke ertragen, als die kleinen Leiden und Opfer des Lebens.

Aber auf der Erde geht ja alles vorüber, und wir auch! — Der Augenblick kommt, und wie er uns auch erfreue und beglücke, der Mensch darf

nicht zu ihm sagen: bleibe! — denn er ist schon vorüber und ein anderer an seiner Stelle. — Aber sein Bild bleibt in uns zurück, und der Nachhall der Empfindungen, die er in uns hervorbrachte, und die kann der Mensch nähren Jahre lang, und sie können ihn noch froh und glücklich machen nach langer, langer Zeit. Darum, wer von den Freuden und goldenen Tagen seines Lebens nicht lassen will, und wer heult und jammert, wenn sie dahin sind, der ist ein Thor; aber der ist auch einer, dem das Angedenken und die Erinnerung an die schönen Stunden, die er irgend wo und irgend wann verlebte, nicht theuer sind; denn die Freuden des Lebens gleichen nicht nur allein darin dem Regenbogen, daß sie aus fallenden Augenblicken bestehen, sondern auch darin, daß sie nur in der Ferne glänzen und strahlen!

Vielleicht führt mich das Schicksal einmal wieder hieher — aber froher und glücklicher wohl schwerlich. Und wie könnt' ich's auch verlangen! Auf der Erde kommen die Stunden selten, wo sich die Huldgöttinnen des Lebens, Freundschaft, Jugend, Heiterkeit und Überfluß zu einem so schönen Bund vereinigen. Und es kann's der Sterbliche in einem Daseyn, wie das irdische, auch nicht wohl verlangen.

Aber weise ist der, der den seltenen Augenblick wahrnimmt und sich seiner mit vollem inneren Gefühle bemächtigt, und dann zu sich selbst sagt: jetzt bin ich glücklich! — Denn nur zu oft wird der Mensch nur des entflohenen Glückes gewahr, und dann sagt er traurend: ach ich war wohl recht glücklich — aber ich weiß es erst jetzt, da ich's nicht mehr bin.

Ja ich habe viele recht heitere Stunden in Mayland verlebt; Stunden, die wie die seligen Kinderjahre keinen Bodensatz herber Erinnerungen zurücklassen, sondern die den Menschen auch dann noch beglücken, wenn sie schon längst entflohen sind; und ich war mir derselben wohl bewußt. Wie oft, wenn ich in der milden südlichen Luft über den schönen baumbekränzten Corso ging, und die fernen Schneegebirge hell auf mich herüberglänzten — oder wenn ich unter den Freunden im Theater saß, und die Töne der Musik hell und vernehmlich zu unserer Seele redeten, oder der Anblick des Schönen uns begeisterte, und wir die Griechenzeit glücklich priesen, wo alles so schön und so menschlich war, — da sagt ich oft zu mir selbst: Gib Acht! wenn du einst wieder in deiner Heimath bist, und eine ähnliche Landschaft vor deinem Blicke liegt, oder verwandte Töne erklingen, und die alten Erinnerun-

gen sich wieder in deiner Seele aufrichten, dann wirst du oft sagen: ach damals war ich so glücklich! — Hab' Acht auf den Augenblick, wo du's bist, und erkenne es — denn nur das erkannte Glück ist ein vollkommenes! —

Es sage der Mensch nicht, wir werden so selten glücklich auf der Erde — denn wahrlich es ist so leicht! — Aber zwey Dinge mußt du besitzen, die die Grundbedingungen jeder Seligkeit sind: und das ist die Besonnenheit des Geistes, die das Leben reiner und tiefer auffaßt, und die im vorüberwehenden Sturme der Augenblicke, das Eine Bleibende erkennt — und dann die heitere Stimmung der Seele, die durch keinen Titanenkrieg der Leidenschaften getrübt wird, und in der kein Neid und kein ungezähmter Ehrgeitz und kein ewiges Sehnen nach dem Besitze irdischer Güter wohnet, und in der kein kreischender Mißton eines bösen Gewissens unaufhörlich fortschreyt. — Wer aber in dem Besitze dieser beyden größten Güter des Menschen ist, der danke seinem Genius, denn er trägt ein Eldorado im Herzen, und gleich einem Halbgott geht er erhaben und siegreich durch's Leben. Es sind jene beyden Güter die Sonnentelescope, durch die das innere Auge des Menschen die strahlenden Sternbil-

der des ewigen Lebens entdeckt, die so beglückend in's Erdenleben hereinglänzen, und das vergängliche Herz mit einem ungetrübten Frieden erfüllen. Nur durch sie werden aus den unscheinbaren Nebelflecken der irdischen Tugend und Schönheit strahlende Sonnensysteme und Milchstraßen, die uns gleich jenen der Sonnennacht die Ewigkeit unsers Daseyns verkünden! —

Ende des ersten Theiles.

Inhalt.

Seite

An meinen Bruder III

Erste Abtheilung.

Reise von Wien nach Venedig und Aufenthalt in Venedig.

Gideontag 11
Severinustag 20
Wilhelminatag 27
Amandustag 35

Venedig.

Sabinatag.
Fahrt von Mestre nach Venedig 49
Simon Judaetag.
Der Markusplatz 55
Wolfgangtag.
Der Empfang des Kaisers 66
Blandinatag.
Das Arsenal 75
Jonastag.
Leben in Venedig 80
Ottmarstag.
Die Cucagna 89
Emiliatag.
Die Kirchen in Venedig 103
Clemenstag.
Der Pallast des Dogen und der Glockenthurm . . 117

Seite

Catharinatag.

Wasserfeste der Venetianer 132

Conradstag.

Fahrt nach dem Lido 146

Barbaratag.

Kunstschätze in Venedig 157

Ananiastag.

Die Venetianer 168

Zweyte Abtheilung.

Mayland.

Raimundstag.

Wanderung durch Mayland 199

Hilariustag.

Der armenische Mönch 208

Saratag.

Der Dom 226

Polykarpustag.

Die aus Paris zurückgekommenen Gemälde 239

Blasiustag.

Monumente Napoleons 263

Faustinustag.

Das italienische Theater 274

Eleonoratag.

Reise nach Pavia 297

Friedrichstag.

Anstalten für Künste und Wissenschaften 311

Fastnachtstag.

Carnavalsbelustigungen der Mayländer 322

Anselmustag.

Abschied von Mayland 333

Im Verlage des Buchhändlers Hartleben
in Pesth ist neu erschienen:

Skizzen einer Reise nach Konstantinopel des Freyherrn Ludw. v. Stürmer, in den letzten Monaten des Jahres 1816. Herausgegeben von J. Goluchowski. 8. 1817. In Umschlag brosch. 1 Rthlr.

Bey den mangelhaften Nachrichten, welche wir noch immer über die Türkey haben, muß uns gewiß jede neue Reise durch dieses Land willkommen seyn; nächst dem ist gegenwärtige Reisebeschreibung besonders interessant, da der Freyherr v. Stürmer (Sohn des k. k. Residenten bey der hohen Pforte) die Reise ganz zu Lande (nicht von Warna aus zu Wasser), größten Theils zu Pferde und durchaus unter türkischer Schutzbegleitung machte. Die lebendige Darstellung des bunten Gemäldes, welches sich ihm auf diesem wenig betretenen, 200 Meilen langen Wege darbot, gewährt eine treffliche Unterhaltungs-Lectüre, und die Länder- und Völkerkunde wird sich aus seinen treffenden Bemerkungen mit vielen schätzbaren Beyträgen bereichern.

Die drey Ostindienfahrer; abenteuerliche Reisegeschichten. Herausgegeben von Prof. Ch. A. Fischer. Mit Kupf. Leipz. 8. 1817. 1 Rthlr. 18 gr.

Herr Prof. Fischer in Würzburg beschenkt uns hier mit drey interessanten Gemälden aus den Reiseberichten des Holländers Haafner, des Niederteutschen Potter und des Franzosen Tombe, deren abenteuerliche Schicksale auf der Fahrt in den ostindischen Meeren schon an und für sich die anziehendsten Contraste bilden, wenn auch nicht noch der Herr Herausgeber mit seltner Meisterschaft die nationelle Manier der drey Erzähler nachzuahmen und ihren Erzählungen dadurch eine gefällige Abwechslung zu geben gewußt hätte. Wer die blühende Darstellungsgabe des Hrn. Prof. Fischer aus seinem Gemälde von Valencia kennt, wird sich mit Recht auch von diesem Werke die angenehmste Unterhaltung versprechen, so wie daraus manche interessante Notiz über die Gegenden schöpfen, deren hier umständliche Erwähnung geschieht, z. B. über St. Helena und Napoleons

dortigen Wohnort Longwood, das Vorgebirge der guten Hoffnung, die hindostanische Halbinsel mit ihren engl. und dän. Niederlassungen u. s. w.

Gedichte von Christian Kuffner. Auf englischem Druckpapier mit schönem Kupfer von Schnell. gr. 12. 1817. brosch. 1 Rthlr. 20 gr.

Herr Kuffner beschenkt uns hier, neben mehreren in öffentlichen Blättern zeitweise schon erschienenen, auch noch mit einer großen Anzahl ganz neuer Gedichte, welche gewiß den, jenen frühern geschenkten, Beyfall im Publikum theilen werden. Hauptsächlich wird sich diese Sammlung durch ihre Mannigfaltigkeit und durch ihre Versuche in beynahe allen Gattungen von Gedichten empfehlen, und denen, welchen der Verfasser durch seine herrliche Ballade: „Die Todesglocke," lieb geworden, können wir die Versicherung geben, daß sie derselben die gelungensten Dichtungen dieser und ähnlicher Art zur Seite gestellt finden werden. Alle Freunde seiner Muse wird es übrigens freuen, aus zerstreuten Gefilden die trefflichen Blumen in einem wohlgeordneten Garten zusammengebracht zu sehen, dessen Aeußeres mit allem ausgestattet ist, was den Zugang einladend machen kann.

Adriane, oder die Leidenschaften einer Italienerinn. Von Durdent. 2 Thle. mit Kupf. 8. 1817. 2 Rthlr.

Dieser Roman wird ein zahlreiches Publikum interessiren, da seine Charaktere aus einer Welt genommen, und auf die Bühne eines Landes gestellt sind, wo sie sich in höchster Leidenschaft und steter Lebendigkeit bewegen. Der Verfasser weiß die Begebenheiten interessant zu verwickeln, aber auch den raschgeschürzten Knoten natürlich wieder zu lösen, und scheint mit großer Behutsamkeit die gewöhnlichen Behelfe der Romanschriftsteller zu vermeiden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kreil, Joseph

Mnemosyne ein Tagebuch, geführt auf einer Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich, Illyrien, Tyrol und Salzburg, 1815 und 1816

Bd.: Erster Theil

Leipzig 1817

It.sing. 509 fl-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467205-0